



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

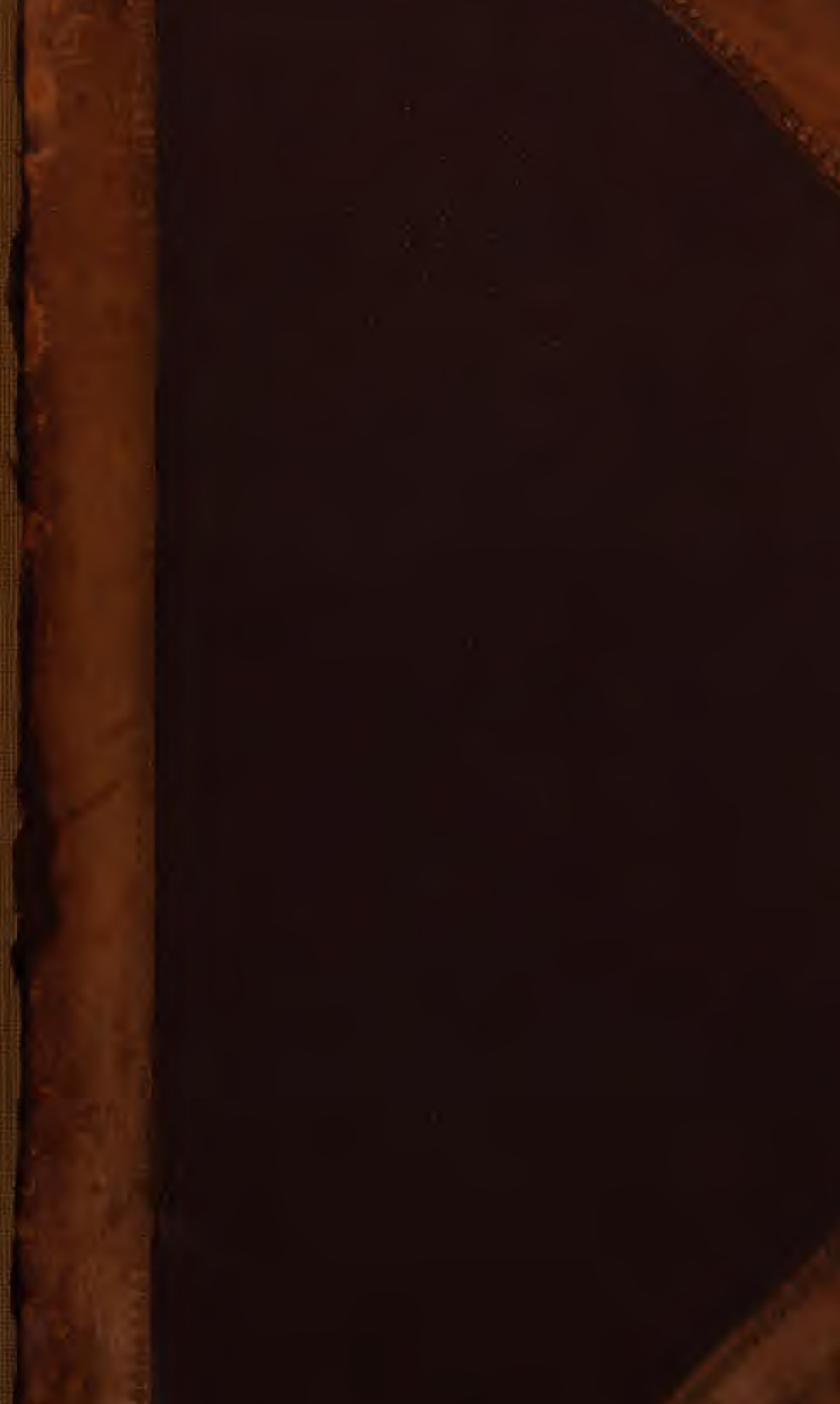
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

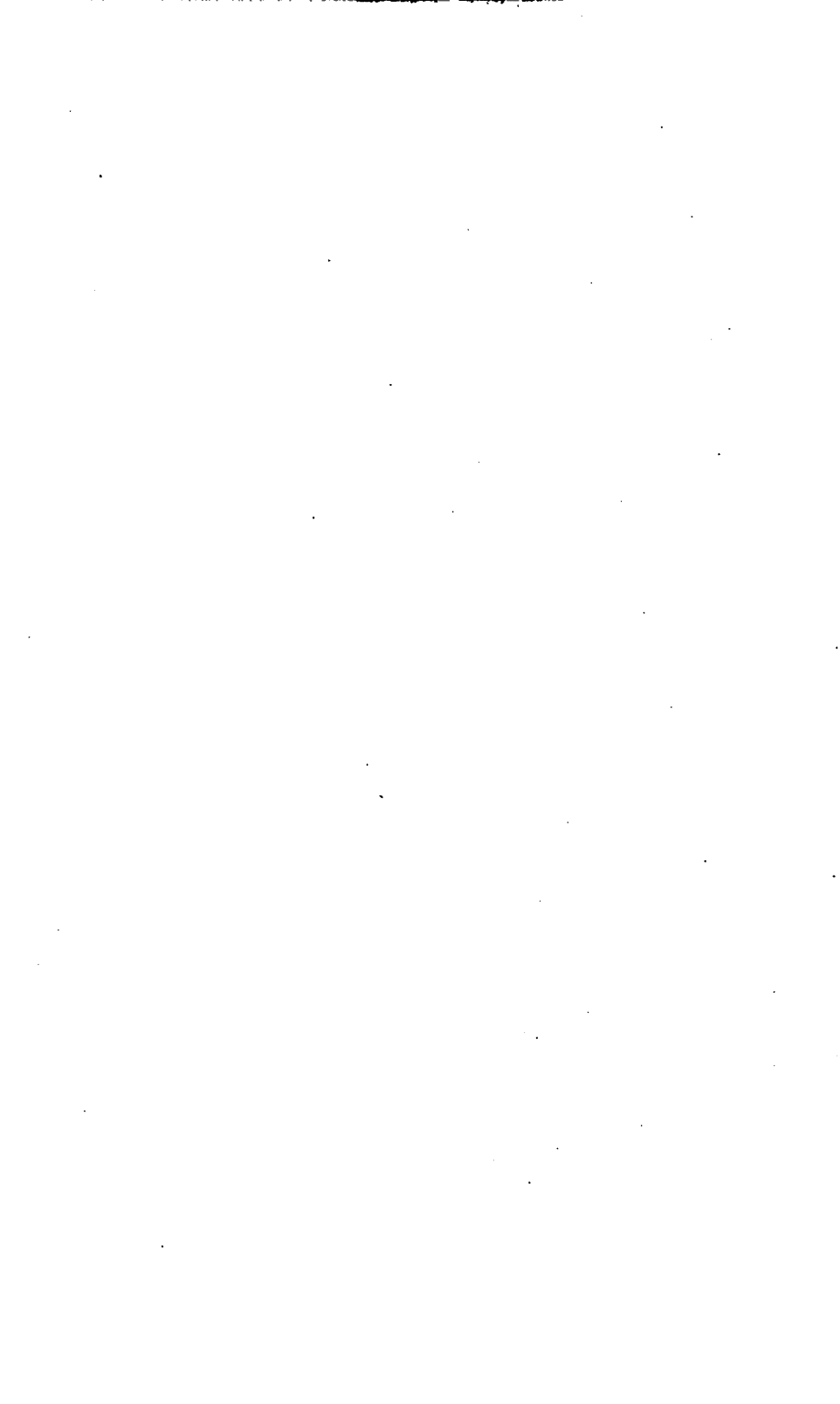
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

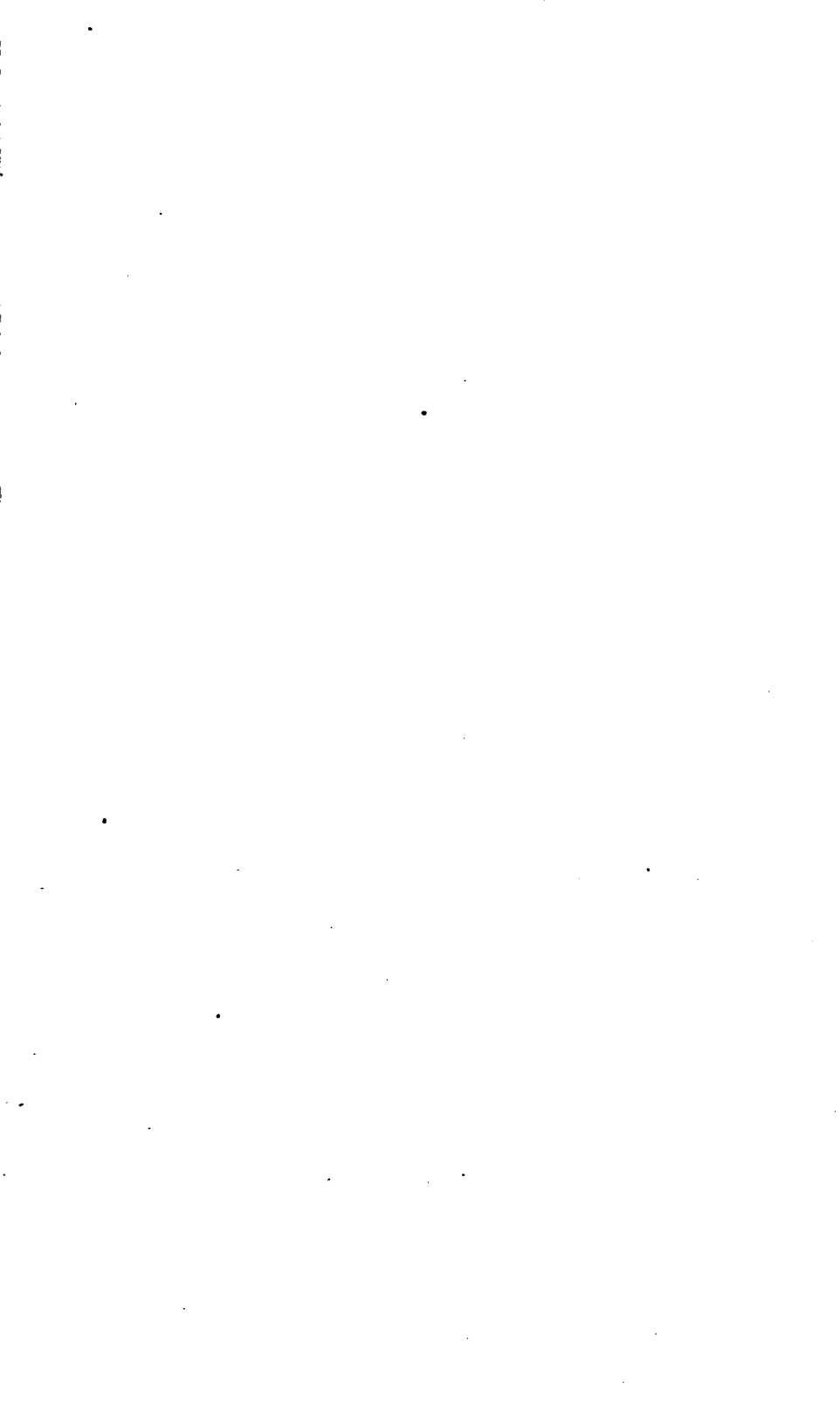


✓ 1159
~~360~~ 30.









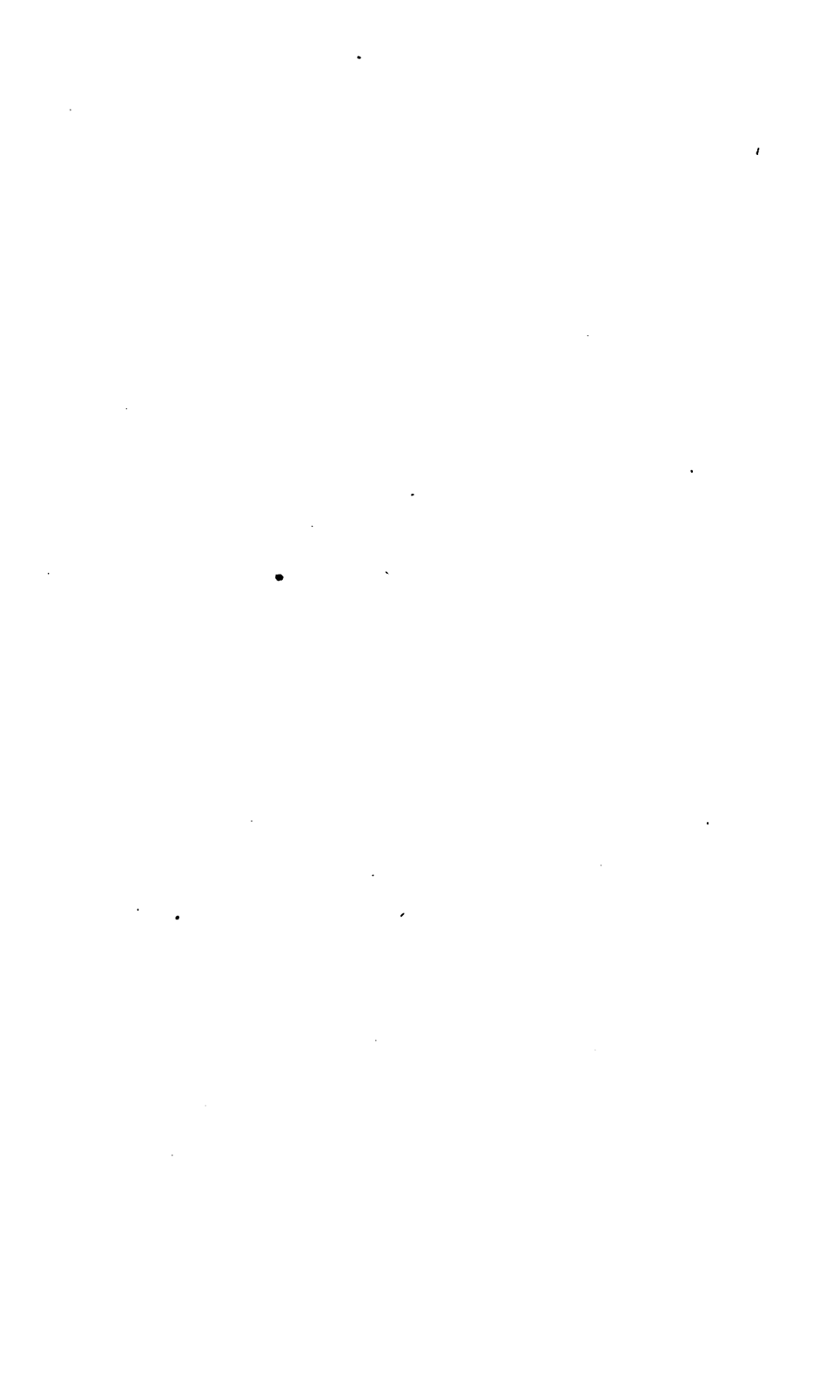
ITALIA.

Band IV.



ITALIA.

Band IV.



ITALIA.

Herausgegeben

von

KARL HILLEBRAND

in Florenz.

Band IV.

LEIPZIG,
H. HARTUNG & SOHN.

1877.

35 € 20



Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Hundertstadt & Pries in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Was die Ausländer in Italien nicht bemerken von <i>P. Villari</i>	1
Die Abtretung der Villa Medici in Rom an Frankreich von <i>H. Hüffer</i>	21
Das Gymnasialwesen in Italien von <i>R. Bonghi</i>	44
Musikalische Zustände in Italien von <i>Hans Dütsehke</i>	93
Die italienische Gerichtsordnung von <i>Odoardo Luchini</i>	119
Italiens moderne Lyriker von <i>Günther von Freiberg</i>	153
Die Finanzen des Königreichs Italien von <i>J. Pesaro Maurogónato</i>	181
Die religiöse Frage in Italien von <i>Leopold Witte</i>	222
Metrische Uebersetzungen.	
a. Aus dem Italienischen. „Der Kampf mit der Orca“ aus dem Rafenden Roland des Ariost von <i>O. Gildemeister</i>	257
b. Aus dem Deutschen. Gedichte Klaus Groth's und Heine's von <i>E. Tesa</i>	277
Uebersicht der politischen Lage von <i>Karl Hillebrand</i>	292

Anhang:

Vom deutschen Büchermarkt.

1. *Reumont*, Geschichte Toscana's. — 2. *Villari-Mangold*, Machiavelli. —
 3. *Lang*, transalp. Studien. — 4. *Ebert*, Gesch. der Literatur. — 5. *Comparetti-Dütsehke*, Virgil. — 6. *Dante-Barisch*, Göttl. Komödie. — 7. *Dante-Jacobson*, Neues Leben. — 8. *Landau*, Boccaccio. — 9. *Castelar-Schans*, Erinnerungen an Italien. — 10. *Hefz*, Golf von Neapel. — 11. *Wyl*, Spaziergänge. —
 12. *Hansjacob*, In Italien. — 13. *Hoffmann*, Studien. — 14. *Gsell-Fels*, Italien. — 15. *Rottmann's* Ital. Landschaften. — 16. *Filippi-Furchheim*, Rich. Wagner.
-



ITALIA.

IV.



Was die Ausländer in Italien nicht bemerken.

~~~~~  
Offner Brief an den Herausgeber.

Lieber Freund,

Sie haben öfters die ehrenvolle Einladung an mich gerichtet, in Ihre Italia zu schreiben. Und was könnte ich mir Besseres wünschen, als an einer von Ihnen geleiteten Veröffentlichung Theil zu nehmen, die es sich zum Ziel setzt, das geistige und moralische Band zwischen Deutschland und Italien immer enger zu knüpfen, ein Land das andre immer besser kennen zu lehren? Doch ich habe lange gezögert und mich gefragt: was kann ich den Deutschen Neues über Italien sagen? Kommt nicht jedes Jahr eine große Zahl von ihnen zu uns? Kennen sie nicht unsre Sprache, unsre Monumente, unsre Literatur, unsre Geschichte? Sind sie es nicht, die darüber Werke schreiben, aus denen wir selbst so viel lernen? Andererseits bot sich mir indeß doch eine Bemerkung dar, die auch Sie, der seit so langer Zeit unter uns weilt, gewiß gemacht haben. Fortwährend begegnet man verständigen und unparteiischen Ausländern, die unser Land beobachten und erforschen, sehr viel darüber wissen, oft vielleicht mehr als die Italiener selbst, aber dennoch in der sonderbarsten Weise Urtheile über uns aussprechen, die weit von einander abweichen und bisweilen mit der Wahrheit in Widerspruch stehen. Es wird daher, glaube ich, nicht ohne Nutzen sein, wenn ich, in einer Unterredung mit Ihnen, die Gründe dieser Thatfache aufzudecken suche. Wenn es mir gelänge, sie, vielleicht auch nur theilweise, zu finden, so würde uns der Weg zu andren Betrachtungen geöffnet sein.

In den meisten Fällen, scheint mir, geht das so zu. Ein Ausländer kommt über die Alpen und sieht, daß sich Alles

unter uns aufs Rascheste, ja fast in magischer Weise verändert hat. Die Zölle im Innern und die Pässe sind abgeschafft; Eisenbahnen, Telegraphen, Posten und Schulen in großer Zahl sind bereits eröffnet oder werden eröffnet; ausgedehnteste Press- und Redefreiheit, die Hauptstadt sammt König, Papst, Pilger, Parlament und Volk ganz ruhig. Bei diesem erfreulichen Anblick ruft er natürlich aus: Italien hat Wunder gethan! Aber wenn derselbe Ausländer unter uns bleibt, so vollzieht sich allmählich in ihm eine eigenthümliche Umwandlung. Er bemerkt, daß alle diese Gesetze und Anstalten in Italien nicht dieselbe Bedeutung und nicht dieselben Erfolge wie anderswo haben. Er hatte sich gefreut, die Jury so schnell bei uns eingeführt zu sehen; aber wenn er vergleicht, wie diese bei uns und wie sie in England gehandhabt wird, so fängt er an, seine Meinung zu ändern. Auf diesem Wege fortschreitend macht er noch öfters dieselbe Bemerkung; er redet sich ein, es sei etwas faul in der Rasse und deshalb müßten alle Institutionen unter uns todter Buchstabe bleiben. Und dann wiederholt er andre, altbekannte Phrasen: die lateinischen Völker sind im Verfall begriffen; das heiße Klima macht die Menschen schlaff und unfähig zur Freiheit und — fügt man bisweilen noch artig hinzu — zur Sittlichkeit.

Beide Urtheile sind gleich übertrieben. Mit einer Phrase wird man nie ein endgiltiges Urtheil über ein Volk aussprechen können. Es ist schwer, über ein fremdes Land, und nicht leicht, über das eigne zu urtheilen. Besonders ist dies für einen Italiener nicht leicht. Wir können mit solcher Klarheit und Genauigkeit auf Grund authentischer Dokumente ein glänzendes Bild unfres gegenwärtigen Zustandes entwerfen: wie sollten wir uns unterstehen, diese Illusionen in uns und anderen zu zerstören? Müssen wir die Waffen denen in die Hand drücken, die ohnehin mit ungerechter Strenge über uns sprechen? Und ist es patriotisch, dies in einem Werke zu thun, das außerhalb Italiens gedruckt wird?

Doch, mein lieber Freund, ich glaube, wenn Ihre Zeitschrift ihr edles Ziel erreichen soll, so ist es nöthig, daß Italiener und Deutsche anfangen, wie Freunde zu reden, die sich nicht einander mistrauen. Wahre Achtung und Freundschaft gründen sich auf eine sichere Kenntniß der gegen-

seitigen Vorzüge und Mängel. Laßt uns nur tausend eingebildete Vorzüge aufgeben, um die wenigen oder vielen guten Eigenschaften, die wir wirklich haben, außer allen Zweifel zu stellen. Und wenn Jemand Dem weder Antheil noch Achtung zollen kann, der mit einem freimüthigen Bekenntniß seiner Irrthümer Antrieb, Rath und Hülfe sucht, um jene Irrthümer besser bekämpfen zu können, so wollen wir ihm antworten: dies Buch ist nicht für dich. Jedenfalls wird es sich ja wohl verlohnen, einmal den Versuch zu machen.

Vor allen Dingen muß sich ein Deutscher, der sich ein richtiges Bild unfres gegenwärtigen Zustandes machen will, darüber klar werden, daß trotz vieler Aehnlichkeiten die italienische und die deutsche Umwälzung sich nicht nur auf verschiedenem, sondern häufig auf entgegengesetztem Wege vollzog. In Deutschland war eine literarische, wissenschaftliche, industrielle und sociale Umwälzung der politischen vorangegangen, welche nur die nothwendige Folge der andern war. Italien hat mit der politischen Umwälzung angefangen; von ihr erwartet man jetzt eine geistige und gesellschaftliche Neugestaltung. Dies genügt, um sofort klar zu machen, daß die neuen Einrichtungen bei uns größere und ernstere Schwierigkeiten zu überwinden haben. Oft erscheinen sie wie ein Mechanismus, der die Kraft erst schaffen muß, durch die er dann bewegt werden soll. Jedermann sieht ein, daß es zweierlei ist, eine neue Universität da zu gründen, wo sie durch eine vorausgegangene wissenschaftliche Entwicklung nöthig geworden ist, oder dort, wo man vielmehr das Bedürfnis fühlt, diese Entwicklung erst hervorzurufen; eine Eisenbahn da zu eröffnen, wo Handel und Industrie Waaren angehäuft haben, die nur der Leichtigkeit des Transports bedürfen, oder dort, wo sie gerade Handel und Industrie erst hervorrufen soll. Wer dürfte hier in beiden Fällen unverzüglich dieselben Erfolge erwarten? Wir z. B. haben uns zur Ausgabe vieler Millionen verstanden, um ein großes Bahnnetz über ganz Italien herzustellen; unser unmittelbarer und vornehmlicher Zweck dabei war ein politischer. Es handelte sich darum, die Einigung des Landes zu beschleunigen und diesem Zwecke mußte Alles geopfert werden, weil sonst Alles in Frage gestellt werden konnte.

Wenn man sich bei der Erforschung der verschiedenen

Ereignisse in Italien und der verschiedenen Formen, in denen sich hier die nationale Thätigkeit äußert, diese Bemerkungen gegenwärtig hält, so wird man sehen, wie leicht man zu verschiedenen und sogar entgegengesetzten Schlüssen kommen kann und wie schwer ein Maassstab der Wahrheit vom richtigen Gesichtspunkt aus zu finden ist. Beginnen wir mit den Schulen. Es wäre sehr leicht, die Einrichtung unsrer Volks- und Mittelschulen zu beschreiben und auch ihr Lob zu singen. Sie ist im Wesentlichen derjenigen der civilisirtesten Länder Europas nachgeahmt. Die jüngeren Lehrer unsrer Lyceen sind fast Alle Anhänger der neuen Methoden und viele der eingeführten Bücher gehören zu den besten. Vor einigen Jahren erklärte ein gelehrter Ausländer, der England sehr gut kennt, nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Italien, unsre Schulen für besser als die englischen. Und wenn er sie nur auf dem Papier geprüft hat, so hatte er gewiß Recht. Wer aber anfängt den Prüfungen beizuwohnen oder Erkundigungen darüber einzuziehen, der urtheilt sofort anders. Und diesmal kommt der Tadel nicht von Ausländern, sondern von den Italienern selbst; er findet sich in den offiziellen Berichten<sup>1)</sup>. Was soll man z. B. sagen, wenn man versichern hört, daß der Schüler, nachdem er die Elementarschule durchgemacht und acht Jahre in einem Gymnasium oder etwas kürzer in einer Realschule geessen hat, noch nicht einmal seine eigne Sprache geziemend schreiben kann? Ein sehr schwerer Vorwurf; denn dieser Mangel beweist zu gleicher Zeit Unordnung oder geringe Klarheit der Gedanken. Wie wird's da im Übrigen stehen? Welche Bemerkungen gemacht werden, ist leicht vorauszusehen. — Ohne so viele neue Bücher, Methoden und Professoren; schreiben die Familienväter, haben wir zu unsrer Zeit in den alten Schulen bessere Resultate erzielt. — Wer sich aber nicht damit begnügt, an der Oberfläche zu bleiben, der wird bedenken, daß die Einrichtung der Schulen und Prüfungen ein Mechanismus ist, dessen Stärke und Erfolge von der Lage abhängt, in der sich die nationale Sprache und Literatur befinden, und wird darauf ausgehen, eine vollständigere Erklärung der bemerkten Thatsache zu finden.

Die italienische Sprache erhielt ihre endgiltige Gestalt-

---

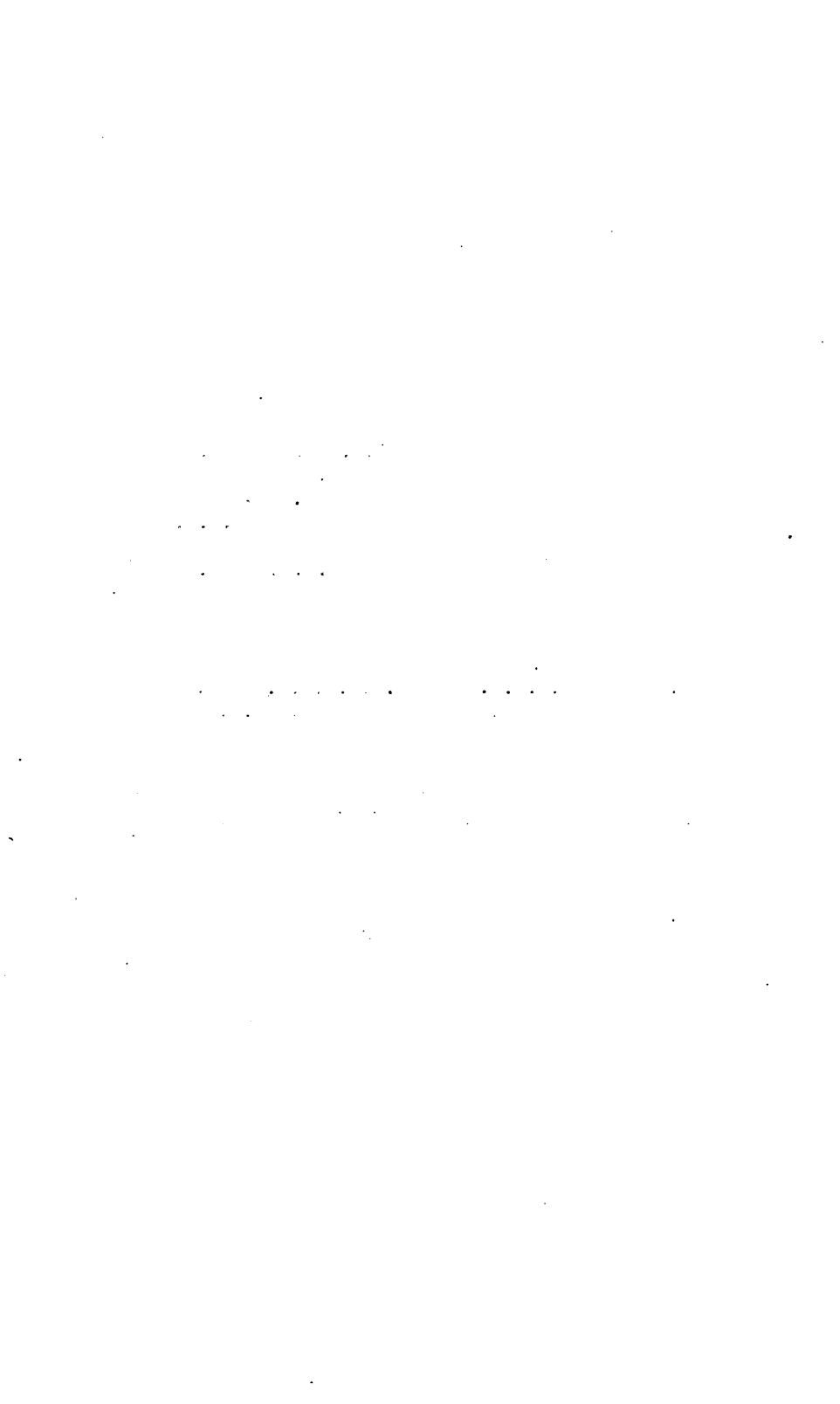
1) S. weiter unten den Aufsatz über den Gymnasialunterricht von R. Bonghi.

tung im 16. Jahrhundert, als wir zwar die literarische, aber nicht die politische und soziale Einheit erreicht hatten. Sie wurde ein wunderbares Werkzeug, einen gewissen Kreis von Gedanken auszudrücken, entwickelte sich aber nicht gleicher Weise zum Ausdruck andrer, und unser allgemeiner Verfall erlaubte ihr nicht, sich im Laufe der Zeit in genügender Weise umzugestalten. So haben wir z. B. heutzutage nicht eigentlich eine nationale politische Sprache. Entweder wir ahmen die Ausländer nach und werden alsbald des Mangels an Gewandtheit angeklagt, oder wir behelfen uns mit veralteten Umschreibungen und werden für Pedanten erklärt. Dies zeigt sich in Zeitungen, Kammerverhandlungen, Gesetzen, Anordnungen und in allen ministeriellen Briefen. So ist auch die mehr häusliche und familiäre Sprache nur zum ganz kleinen Theil in unsere Literatur eingedrungen. Selbst die gebildetsten Männer kennen sie der Hauptsache nach nur in ihrem eignen Dialekt, und die Toskaner, welche die geschriebene Sprache selbst sprechen, wagen nicht, den mehr häuslichen und familiären Theil ihrer Umgangssprache in ihre Bücher einzuführen, aus Furcht, nicht von allen Italienern leicht verstanden zu werden. Daher die ewigen Streitigkeiten über die Sprache, die den Ausländer so sehr in Erstaunen setzen, weil er nicht weiß, daß unsere Sprache jetzt in einem Zustande der Umgestaltung ist, wodurch es auch unsern besten Schriftstellern schwer wird, in gewissen Gegenständen eine Form zu finden, die zugleich elegant, einfach, modern und *nazional* wäre<sup>1)</sup>. Sollten wir uns wundern, wenn Schülern dies nicht gelingt?

Als der Unterricht in den Mittelschulen auf das Lateinische, Italienische, die griechische und römische Geschichte und wenigens Andre beschränkt war, mußte es viel leichter sein, diejenigen Gedanken auszudrücken, die nicht aus dem Kreise heraustreten, in welchem unsere Sprache eine unerreichbare Vollkommenheit gefunden hatte. Aber heutzutage, wo der Schüler Zeitungen und Romane liest und politische Erörterungen hört, wo die Unterrichtsgegenstände sich so sehr vermehrt haben, weil die Mittelschulen die ganze allge-

---

1) Siehe Bd. III der Italia den Aufsatz über die Sprachenfrage in Italien von N. Cayx.



# ITALIA.

IV.

---



Wiedergeburt erwarten dürfen, so wenden wir das Auge nach einer andern Seite. Unser Blick fällt auf die religiöse Frage, über die so viel in verschiedenem Sinne gestritten worden ist<sup>1)</sup>. Ihr eigentliches Wesen könnte nur nach einem eingehenden Studium ihrer Geschichte und des religiösen Gefühls unter uns erklärt werden. Das religiöse Gefühl begann unter uns vernichtet zu werden zur Zeit der Renaissance, die uns eine neue skeptische, künstlerische, heidnische und sinnliche Erziehung gab. Dann folgten fast drei Jahrhunderte, in denen wir von der katholischen Reaction erzogen wurden, die davon ausging, dem Fortschritt der Reformation einen Damm entgegenzusetzen, die den Katholicismus in Romanismus verwandelte. Das religiöse Leben lag nun nicht mehr im Innern, sondern in Aeufferlichkeiten. Sünden wurden durch gute Werke getilgt, Vergebung erreichte man durch Gebete, die der Beichtvater bestimmte. Das Gewissen des Priesters trat an die Stelle des Gewissens des Gläubigen. Die Bibel wurde nach der offiziellen Auslegung oder gar nicht gelesen. Alle Zweifel, alle schwersten moralischen Probleme des Lebens, alle Geheimnisse wurden durch Formeln gelöst, die von einer höheren Autorität gegeben waren und keine Discussion zuließen. Die Schulen kamen in die Hände des Klerus, der ihnen nicht nur dieselbe Richtung gab, sondern sogar unserm Geiste ein unauslöschliches Gepräge aufdrücken wollte. Es war, als ob eine große religiöse Rhetorik an die Stelle des wahren religiösen Geistes getreten sei. Die Form, die Formel, die Regel, die Phrase wollte die freie, organische, lebendige Entwicklung des Gedankens verdrängen. Freilich fehlte es in allen Jahrhunderten nicht an kräftigen Anläufen des angeborenen italienischen Geistes, der so im Stande war, die heilige Flamme des nationalen Gedankens, die endlich wieder auflohen sollte, lebendig zu erhalten. Aber jenes war die allgemeine Erziehung des Landes. Die einzige fremde Literatur, die bei uns Verbreitung fand, war die französische. Nur wenig Vortheil zogen wir aus der großen Bewegung, die Deutschland mit Kant und einer glänzenden

---

1) S. weiter unten den Aufsatz über die religiöse Bewegung in Italien von L. Witte.

Literatur gegen die Philosophie des 18. Jahrhunderts, welche drohte, die lateinischen Nationen in Klerikale und Voltairianer zu spalten, begonnen hatte. Freilich erstand auch unter uns eine neue Literatur, eingegeben von dem politischen Gedanken der nationalen Einheit, die durch sie unterstützt und gefördert wurde; aber wie klar auch ihre Verdienste zu Tage liegen, so hatte sie doch erst begonnen unsern Gedanken zu beeinflussen, war aber noch nicht fähig gewesen, ihn gründlich umzugestalten. Die neuen Ereignisse fanden uns demnach, wie uns unfre Vergangenheit gemacht hatte.

Hätte die italienische Umwälzung ein halbes Jahrhundert gedauert, so hätte sie sicherlich, ohne fremder Hilfe zu bedürfen, durch alle Unglücksschläge, Opfer, Niederlagen und Siege hindurch, eine neue Generation geschaffen dank der erhabenen Erziehung, die einem Volke die für eine edle Sache erlittenen Schmerzen geben. Aber statt dessen vereinigten sich mit unfrem Patriotismus diplomatische Combinationen, fremde Hilfe und ein Glück, das uns in einer Weise begünstigte, daß wir in ganz kurzer Zeit mit verhältnißmäßig kleinen Opfern die so ersehnte politische Unabhängigkeit und Einheit erlangten. Und die alte Generation stand vor der ungeheuren Aufgabe, in diese neue Form hinein eine neue Gesellschaft zu schaffen. Erzogen zu einer allzugroßen Werthschätzung der Formen, gezwungen zu einer politischen Umwälzung, ehe eine soziale Umgestaltung hatte stattfinden können, zur Einführung neuer Institutionen, ehe sie als ein nothwendiges Ergebniss der nationalen Thätigkeit erstehen konnten, waren wir in solcher Lage genöthigt, auch die religiöse Frage zu lösen, die so eng mit dem innersten Leben der Völker verknüpft ist. Daher unfre Unsicherheit und die nicht geringere der Ausländer, die allzu häufig bei ihrem Urtheil über uns vergessen, daß auch in dieser Beziehung ihre Lage von der unfrem wesentlich verschieden ist.

Wenn einige unfrem angesehensten Staatsmänner der Welt verkünden, in Italien gebe es keine religiöse Frage, und man handle nicht patriotisch, wenn man eine solche ins Leben rufe: so bleiben doch hier und im Auslande energische Proteste gegen diese Auffassung nicht aus. Falls wir

auch wirklich keine religiöse Frage hätten, weil das Land katholisch ist; so sind wir doch hier in ähnlicher Lage, wie Frankreich, das seine politische Impotenz hauptsächlich der klerikalen Partei verdankt, jener Partei, die Belgien zum Bürgerkampf zu treiben droht und der modernen Gesellschaft den Krieg erklärt hat. Wenn dieselben Staatsmänner die Formel „freie Kirche im freien Staat“ preisen und meinen, mit ihr hätten wir der Welt das große Beispiel gegeben, um den alten Widerstreit der beiden, lange feindlichen Mächte, einzig mittels der Freiheit, zu lösen: so werden die Proteste noch lebhafter. Ohne Zweifel sind sowohl im Leben des Einzelnen als in dem der Gesellschaft und dazu in einem katholischen Lande, die Fälle häufig und nur zu häufig, in denen das religiöse Element mit dem bürgerlichen so verschlungen ist, daß eine Trennung beider unmöglich wird. Wenn wir dem Staat alle Waffen zu einer gerechten Verteidigung aus den Händen nehmen; wenn der Priester in der Kirche thun kann, was er will, kann er da nicht von der Kirche aus die bürgerliche Gesellschaft in Gefahr bringen? Auch hilft es nichts zu wiederholen, daß dies Utopien seien; denn Italien sei so gleichgiltig in Angelegenheiten der Religion, daß man die Existenz dieser Gefahren bei uns nicht zugeben könne. Gerade unsere Gleichgiltigkeit ist es, die dem Klerus sein Spiel leicht macht und seine Macht steigert. Wo unter uns das Bedürfnis nach religiösem Leben, in welcher Form es auch sei, entsteht, da herrscht er als unumschränkter Herr; denn er allein ist der Vertreter dieses Bedürfnisses, das doch in allen menschlichen Gesellschaften besteht. Wir haben keine andern Sekten entgegen zu stellen; wir haben nur eine einzige Form religiösen Lebens, und zu erörtern, was man in Sachen der Religion glauben oder nicht glauben soll, ist nicht unsere Gewohnheit. Wir haben keine wirkliche theologische Literatur, keine Originaluntersuchungen über die Geschichte der Kirche, über den Ursprung des Christenthums. Wir haben die theologischen Facultäten unterdrückt, haben erlaubt, daß sich die Priester in ihren Seminarien verschlossen, um dort einen der modernen Gesellschaft feindlichen Unterricht zu erhalten. Und wenn sie nun so unsere Feinde geworden sind, sollen wir da ihnen auch noch Vollmacht geben, sich zu organisiren und uns zu bekämpfen?

Bei all diesem Streiten hat man oftmals einen für die Lösung der Frage sehr wichtigen Punkt übersehen. Man klagt uns immer an, wir betrachteten die religiöse Frage ausschließlich wie eine politische, und vergiftet dabei, daß sie sich uns eben in Wirklichkeit als eine politische Frage dargestellt hat. Nach Rom zu gehen, um das Einigungswerk zu vollenden, und deshalb die weltliche Macht der Päpste zu vernichten: das war im Wesentlichen unsere religiöse Frage. Was bedeutete die von allen liberalen Parteien gebilligte Phrase „freie Kirche im freien Staate“, die so oft gehört wurde, als die Klöster abgeschafft, die Güter eingezogen und die Civilehe eingeführt wurde? Sie bedeutete ein allen Katholiken der Welt gemachtes feierliches Versprechen, die weltliche Macht des Papstes zu vernichten, ohne die Kirche zur Sklavin zu machen. Und auf diesem Gebiet hatten wir den unschätzbaren Vortheil, nur in zwei Parteien gespalten zu sein, solche, die Italien wollten und solche, die es nicht wollten. Die Letzteren riefen sogar das Ausland zu Hilfe und waren daher doppelt unsere politischen Feinde. Es wäre durchaus kein Vortheil für uns gewesen, wenn wir die Einigkeit der liberalen Parteien gestört hätten, denn sie machte unseren Klerus, der ohne die Hilfe des Auslandes gleich am ersten Tage von uns besiegt worden wäre, ganz ohnmächtig.

Doch je näher wir dem lang ersehnten Ziele rückten, um so nachgiebiger wurden wir in dem, was noch zu thun übrig blieb; wir wurden immer bereiter, dem Klerus neue Garantien und neue Freiheiten zu geben und vergaßen, daß die Frage nicht immer in ihrem ersten Stadium bleiben konnte und daß wir nicht verpflichtet waren, mehr zu geben, als wir versprochen, mehr, als die Grundsätze der modernen Gesellschaft erlaubten. Sobald der Klerus überzeugt sein wird, daß die weltliche Macht für immer dahin ist, daß die Einheit Italiens nicht mehr vernichtet werden kann, wird er kein Interesse mehr haben, die Hilfe des Auslandes anzurufen; er wird ein nationaler, patriotischer Klerus werden, wie der französische, und seine Macht unter uns wird übermächtig wachsen. Dann wird er nur darauf ausgehen, Herr der Gesellschaft zu werden, und wir würden es allzu spät bereuen, daß wir ihm die Waffen in die Hände gegeben,

welche wir ihn jetzt in Frankreich und in andern Ländern gebrauchen sehen. Bereitet er sich nicht zu diesem Kampfe vor? Warum bemüht er sich seit einiger Zeit so angelegentlich, sich der Schulen, die er früher hafte, zu bemächtigen? Warum wühlt er mit solcher Gier in den frommen Stiftungen und sucht selbst bei den Schwestern in Belgien und Frankreich Hilfe? Warum will er, der so eifersüchtig auf seine Seminarien ist, jetzt unsre Jugend dorthin ziehen, um ihr höhere Bildung zu geben, auch wenn unsre Gesetze es nicht erlaubten? Dies ist ohne Zweifel der verwundbare Punkt unsrer Kirchenpolitik. Die Indolenz der Parteien in dieser Hinsicht ist unbegreiflich. Leute, die über diese Frage ganz verschieden denken, vereinigen sich zu Einer Partei. Die, welche mit Worten am meisten drohen und drakonische Gesetze versprechen, lassen nachher Alles geschehen.

Der Fortschritt der Studien; die Umgestaltung der alten Parteien, bei der nicht die politischen Fragen, in denen wir hinreichend einig sind, sondern die Fragen der inneren Ordnung und sozialen Erneuerung, denen wir uns jetzt zu widmen haben, maafsgebend sein müssen; das gefährliche Beispiel Frankreichs und die Freundschaft Deutschlands, können und müssen uns zu einer kühneren Kirchenpolitik treiben. Aber die Drohungen der klerikalen Partei in Europa öffnen uns wieder die Augen über den rein politischen Charakter der Frage, und treiben uns, die Eintracht durch neue Abmachungen zu erhalten, die zwar die Gefahren für jetzt verschieben, die Zukunft aber nicht sicherer machen. Doch protestantische und stärkere Länder sollten bei ihrem Urtheil über das Vorgehen der italienischen Staatsmänner diese Verhältnisse in Anschlag bringen.

Jedenfalls geht aus dem Gefagten hervor, dafs, wenn wir von dem Fortschritt der Studien nur eine langsame, allerdings stetige Besserung erwarten dürfen, wir von einer kühneren, mehr die Zukunft berücksichtigenden Kirchenpolitik nicht viel mehr hoffen können. Unser Jahrhundert und das italienische Volk sind nicht dazu angethan, von einer religiösen Bewegung neues Leben zu erhalten. Es wird genug sein, wenn wir bei unserm Vorgehen künftige Gefahren vermeiden und verhüten, dafs dem natürlichen Fortschritt der Dinge Hindernisse bereitet werden. Wodurch soll aber dieser

Fortschritt bewirkt werden? Wenn man ihn offenbar von allen Elementen, welche die Nazione ausmachen, mehr oder weniger erwarten darf, so müssen wir doch den mächtigsten Anstoss dazu da suchen, wo unser Volk immer seine besten Eigenschaften gezeigt hat. Dies nöthigt uns zu unserm Ausgangspunkt zurückzukehren, d. h. zur Politik und zu den mit ihr eng verbundenen Fragen.

Die italienische Umwälzung war das Werk einer intelligenten und patriotischen Minderzahl, welche zwar die oben angedeuteten Fehler hatte, aber auch einen erstaunlichen politischen Verstand besaß, wie er von dem ganzen Volke getheilt wurde, das sich von ihr leiten liess und sie in wunderbarer Eintracht unterstützte. Ein Wort genügte, damit Jedermann von Turin bis Palermo begriff und gehorchte. Die Schwierigkeiten wurden wie durch Zauber überwunden; die Jugend frönte zu den Fahnen; keine Stadt weinte um die Zeiten, in denen sie Hauptstadt war; keine Provinz beklagte ihre Einbusse an Macht. Und als die zur Rettung des Vaterlands gemachten Schulden bezahlt werden mußten, könnte man nicht leicht in der Geschichte ein Volk finden, welches sich mit gleicher Ergebung den schwersten Opfern, die ihm oft das Brod vom Munde wegnahmen, unterzogen hätte. Aber sobald die Nazione politisch fertig da stand und nun das Werk der sozialen Wiedergeburt begann, fiel das Volk in seine alte Gleichgiltigkeit zurück: die regierende Klasse war isolirt und das politische Leben auf die Kammer beschränkt. Die Männer, welche in der ersten Periode unserer Umgestaltung an der Spitze eines ganzen, sie durch seine allgemeine und eintrachtige Begeisterung vereinigenden Volkes gestanden und sich große Häuptlinge gedünkt hatten, es zum Theil auch wirklich waren, schienen jetzt nach und nach kleiner zu werden. Sich selbst überlassen, ohne den Mörtel der öffentlichen Meinung, die die Menschen vereinigt und die Parteien bildet, wurden sie zu einfachen Individuen. Nun erschienen ihre persönlichen Leidenschaften, ihre Meinungsverschiedenheiten und regionalen Interessen wieder; sie theilten sich in Gruppen und Kameradschaften. Die Geschichte wird ihrem Patriotismus Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber sie wird auch sagen, daß sie sich nicht immer gleich geblieben, als die Fragen aufhörten dringlicher und politischer Natur zu

fein, als es sich um die foziale Ordnung und Neugeftaltung handelte. Was das Werk Aller war, fchien auch für Alle gemacht; was das Werk Weniger war, fchien nur für Wenige gemacht. Nicht dafs je der Patriotismus geringer geworden wäre oder dafs unfre Staatsmänner abfichtlich das allgemeine Interesse aus dem Auge verloren hätten; aber, da fie fich allzufehr abfchloffen, fo kam die ganze Gefellfchaft in die Hände einer fehr befchränkten Zahl von Leuten, die natürlich zuletzt glaubten, dafs ihre kleine Welt die einzige Welt fei, dafs keine andren Interellen, als die, welche fie fahen und fühlten, exiftirten und dafs keine Stimmen des Widerfpruchs um fie her laut würden.

Aber die Logik der Thatfachen ift unerbittlich. Die Verwaltung, das Heer, die Flotte waren gefchaffen, Straffen und Schulen in groffer Zahl eröffnet; faft der ganze Körper der Nazion vollendet; und nun fing man mit Verwunderung an zu fehen, dafs das Leben fich nicht entfaltete, dafs das Blut nicht mit genügender Lebhaftigkeit in dem groffen Mechanismus, den man hergerichtet hatte, circulirte. Die Volksmaffen, die an diefer Arbeit nicht Theil genommen hatten, fchienen theilnahmslofe Zufchauer zu fein und verharreten in manchen Provinzen in der Unwissenheit und Gedrücktheit, in der fie die früheren Regierungen gelaffen hatten. Diefie hatten gefucht, die ganze Gefellfchaft zum Vorthail Weniger und zur Unterdrückung der Mehrzahl einzurichten; und manchmal war ihnen dies auch gelungen. Die Straffen und Schulen nützten Anfangs wenig; noch weniger nützten die freien Institutionen den ärmften Klaffen, die durch die neuen Steuern mehr bedrückt, als durch die neuen Vorthaile unterftützt wurden. Häufig fah man auch, wie die Producte unfres Landes, mit Steuern belastet und rafch in die reicheren oder bevölkerteren Provinzen eingeführt, mit viel gröfserer Schnelligkeit theurer wurden, als der Tagelohn des Arbeiters ftieg. Für die befchränkte Klaffe der Wohlhabenden wuchfen die Vorthaile mit der Freiheit fehr, aber fie wuchfen nicht in gleichem Maafse und wuchfen bisweilen gar nicht für die Klaffen, die ihrer am meiften bedurften.

Dafs hierin ein ernftes Uebel und eine wahrhafte Drohung für die Zukunft Italiens liege, wurde klar erwiefen durch foziale Krankheiten, wie das Brigantenwefen, die Camorra, die

Mafia in einigen, die plötzliche Neigung unfrer Bauern zur Auswanderung in andern Landestheilen: letzteres eine sehr bemerkenswerthe Thatfache, weil diese sich nur schwer zum Verlassen des Vaterlandes entschliessen. Im Anfang hielt man die Mißstände für vorübergehend. Die Bauern wandern aus, sagte man, weil sie von Auswanderungsagenten, die ihnen das gelobte Land versprechen, betrogen werden; die Unordnungen in Süditalien sind eine Folge des Regierungswechsels, eine Frage der öffentlichen Sicherheit; ein energisches Einschreiten würde ein für allemal genügen. Aber die Hartnäckigkeit des Uebels trotz jeder Arznei; sein immer neues Auftreten, wenn auch in verschiedner Form und bisweilen verdeckt, veranlafste zum Nachdenken. Einige verständigere Präfecten und Gensdarmerie-Offiziere machten Bemerkungen, die die wahre Natur des Uebels trafen. Doch diese vereinzelter Stimmen fanden kein Gehör.

Die Sache war die, dafs man unruhig und fast erschreckt das Auge abwandte von dem Anblick eines Problems, das unlösbar erschien. Die Aufgabe, ein Volk, das noch bis gestern unterdrückt war, zum Bessern emporzuführen, ist schon an sich etwas Beängstigendes. Und der Italiener, der erst seit kurzer Zeit sein eigener Herr ist, hat noch nicht jenen Glauben in die Macht des menschlichen Willens und der Gesetze soziale Uebelstände zu verbessern, wie ihn z. B. der Engländer hat. Diese Uebel erscheinen fast wie ein Werk der Natur und Vorsehung, das nur in der Zeit seine Heilung findet. Und wie die Freiheit nach einigen unfrer Landsleute genügen sollte, um ein für allemal den Streit zwischen Kirche und Staat beizulegen: so sollte sie gleicher Weise ein hinreichendes Mittel sein, um jeden Conflict der Interessen und Klassen zu vermeiden. Im Anblick so vieler und klarer sozialen Dissonanzen wurden die ökonomischen Harmonien Bastiat's angerufen und die Lehren Adam Smith's in sonderbarer Weise zurechtgestutzt, um zu dem Schluss zu kommen: — Laßt der Zeit nur Zeit; laßt geschehen; laßt hingehen; Alles wird sich von selbst einrichten. — Wer antwortete: «und unterdes lassen wir das Elend und die Priester hingehen.» — wurde ein illiberaler Autoritätler genannt.

Wenn man die italienischen Provinzen, in denen es dem Bauer etwas besser, ja gut geht, wie in Toskana, mit jenen



andern vergleicht, so sieht man die ersteren blühend, ruhig, ohne Brigantenwesen, ohne Auswanderung; aber man findet auch, so sehr dies einige in Abrede stellen, daß der Eigenthümer von seinem Vermögen viel geringere Zinsen bezieht, als der in den Provinzen, in denen es dem Bauer schlechter geht. Wer Tausende von Thalern anzulegen hätte, würde besser daran thun, weitausgedehnte Landstriche in der römischen Campagna zu kaufen, wo nur Vieh geweidet wird, als Güter in Toskana, die viele Häuser, Weinberge und Oelpflanzungen haben, aber auch unaufhörliche Ausgaben und Pflichten gegen den Bauer mit sich bringen. Wo die Bevölkerung dicht ist und sich nur mit Ackerbau beschäftigt, da bringt, wo Gesetz oder Herkommen nicht, wie in Toskana, Einhalt gebieten, die ökonomische Harmonie den Tagelohn des Ackerbauers herab auf gerade nur so viel, als nöthig ist, um nicht Hungers zu sterben. So wirkt das Gesetz des sich selbst überlassenen individuellen Egoismus, bis Industrie und Auswanderung eine Concurrenz geschaffen oder die Volksmassen zu Gewaltthatigkeiten gegriffen haben.

Wenn dies nur eine Frage der Philanthropie und Humanität wäre, so könnte man fürchten, daß die Lösung des Problems bis in's Unendliche verschoben würde. Italien ist im Wesentlichen ein ackerbauendes Land; die Industrie verlangt, außer in den großen Centren, Kapital und Zeit, um vorzudringen und umzugestalten. Die Auswanderung hat kaum angefangen und läßt sich leicht einhalten. Unser Volk ist sanft und gut, seit langer Zeit an den gegenwärtigen Zustand gewöhnt; und wir haben die moralische und materielle Macht in Händen. Aber die Frage tritt auch noch in andrer Gestalt auf. So lange der gegenwärtige Zustand dauert, bleibt Italien ein Land, welches verbraucht, aber nicht so viel hervorbringt, als man von einem freien und civilisirten Land erwarten dürfte. Es fehlt der Mehrheit der ärmeren Klassen an jener Unabhängigkeit, jenem Selbsthandanlegen und jener moralischen Energie, welche in den Ländern, die uns an Bildung überlegen sind, dieselbe Zahl von Menschen so viel mehr produciren lassen. Und dies kann unfre Kräfte erschöpfen, die regierende Klasse ihrer Macht berauben, die Zukunft und Größe der ganzen Nation aufs Spiel setzen. Wenn die Frage so gestellt wird, so beginnt

man ihre Bedeutung zu begreifen und zu fühlen. Man kann den Italienern viele Vorwürfe machen, aber das beweist die Geschichte dieses Jahrhunderts, daß sie das Vaterland über alle persönlichen, regionalen und Partei-Interessen zu stellen wissen. Dies war schon mehrmals unfre Rettung in der Vergangenheit, und giebt uns ein Recht auch für die Zukunft zu hoffen. Kaum hatten einige Schriften und Zeitungen bewiesen, daß die Frage in der von uns angedeuteten Gestalt auftrete, so fanden sie ein unerwartetes Echo im Lande, und man hörte es von vielen Seiten wiederholen: Etwas muß denn doch endlich für die vom Glück tiefmütterlich behandelten Klassen geschehen.

Auf diese ersten Anzeichen folgten andre, deren Wichtigkeit wir nicht übertreiben wollen, denen man aber doch, ihrer Neuheit wegen, eine gewisse Bedeutung nicht absprechen kann. Einige jener wenig patriotischen Gemeinden, welche ganz ungenirt ein Gymnasium für fünf oder sechs Söhne vornehmer Leute eröffnet hatten, nachdem sie sich für zu unbemittelt erklärt hatten, um eine Elementarschule zu errichten, oder welche eine verhältnißmäßig viel höhere Steuer auf den Esel des armen Bauers, als auf das Reitpferd des reichen Herrn gelegt hatten, fanden Männer, die sie bei der Oeffentlichkeit zur Anzeige brachten, ihr Vorgehen für ungerecht erklärten und die Strenge der Gesetze auf sie herabriefen. Das enorme Vermögen, das unfre frommen Väter in den milden Stiftungen zum Nutzen der Armen angehäuft hatten und das lange Zeit, zu einem nicht unerheblichen Theil, nicht zum Nutzen der Armen, sondern zum Nutzen reicher Leute verschleudert worden war, ist heute ein Gegenstand des Studiums und der Discussion in der ganzen Halbinsel. Auch eine Kommission der Regierung studirt das schwierige Problem und ein neues Gesetz wird dem Parlament vorgelegt werden müssen. Eine agrarische Enquête ist von der Kammer, freilich nicht ohne Widerspruch und mit ganz ungenügenden Mitteln, beschlossen worden. Der Zweck derselben ist die Erforschung der Lage des italienischen Bauers, um zu versuchen, sie zu bessern. Eine Erforschung der Zustände in Sicilien hat bereits stattgefunden und hat allgemein die Ueberzeugung befestigt, daß dort die bloßen Mafsregeln für die öffentliche Sicher-

heit nicht genügen, um die Uebel zu beseitigen. Die Kommission hat allerdings mit Fleiß wichtige Daten gesammelt, aber sie war zu optimistisch. Alles ging auf's Beste in der Insel. Der Fortschritt war sichtlich; es genügte, der Zeit Zeit zu lassen; Schulen und Strafsen würden das Uebrige thun. Doch zur selben Zeit wurde auch eine Privatuntersuchung angestellt. Die Herren Leopoldo Franchetti und Sidney Sonnino, zwei begabte, reiche und kühne Toskaner, durchwanderten die ganze Insel und deckten die sozialen Schäden mit ungewöhnlichem Freimuth auf, mit einem so unerschütterlichen Vertrauen auf die Heiligkeit der von ihnen vertretenen Sache und auf die sie bewegende Vaterlandsliebe, daß sie in dem Ausdruck ihrer aufrichtigen und ehrlichen Ueberzeugungen nie auf halbem Wege stehen blieben. Die zwei Bände dieser jungen Männer machten unter Freunden und Feinden großes Aufsehen. Auch die ausländische Presse, besonders die englische und deutsche, zollte ihnen großen Beifall. Und der Sarkasmus jener Leute, welche nicht wünschen, daß wir aus dem alten Geleise herauskommen und sich gleichsam gedemüthigt fühlen durch den Gedanken, daß eine neue Generation ersteht, der die Lösung schwerer Probleme zukommt, konnte sie nicht todt schweigen.

Man kann nicht im Zweifel darüber sein: es bildet sich in Italien ein Kern von Männern, welche die Mißstände, die das Land noch bedrücken, aufdecken und den einzuschlagenden, neuen Weg weisen. Die allzu häufig gleichgiltige öffentliche Meinung scheint sie zu unterstützen: denn das Land fühlt sich durch sie gerade da berührt, wo es wund ist. Doch es sind nur wenige Männer. Werden sie die nöthige Kraft und Ausdauer haben, um ein wirkliches Resultat zu erreichen? Ich will nicht den Propheten spielen, mein lieber Freund. Ich habe Ihnen nur eine möglichst treue Beschreibung versprochen. Freilich tappen die politischen Parteien, obwohl sie die Richtigkeit der angeführten Thatfachen anerkennen, noch im Finstern herum und bemühen sich hartnäckig, in politischen Fragen getheilte Meinung zu sein, während doch gerade darin Alle dasselbe sagen und das ganze Land den einzigen Wunsch hat, das Erreichte zu befestigen, um die so oft in Aussicht gestellten Früchte

reifen zu sehen. Dagegen möchten sie einig erscheinen da, wo ihre Meinungsverschiedenheit täglich deutlicher zum Vorschein kommt, wie in der religiösen Frage und in der sozialen Ordnung, wo der Kampf zu großen Erfolgen führen könnte. Jedenfalls wird die schwere Aufgabe, vorläufig wenigstens, nicht von den armen Klassen in die Hand genommen werden; diese sind allzu unwissend und unterdrückt, um eine soziale Frage in jenem gefährlichen Sinne des Wortes befürchten zu lassen. Deshalb schreien die einen, man dürfe diese Frage nicht aufwerfen; aber die andern betonen mit gleich großem Nachdruck, man müsse ihr durch weise Reformen zuvorkommen. Den Anfang müssen ohne Zweifel die regierenden Klassen machen, die Italien geschaffen haben und die jetzt ihr Werk dadurch vollenden sollten, daß sie das Werk der früheren Regierungen vernichteten, jene festeste Grundlage ihrer Gewaltherrschaft, auf der es unmöglich ist, eine wirkliche und nicht bloß scheinbare Freiheit und Civilisation aufzurichten.

Und nun noch, mein lieber Freund, was ich Ihnen zum Schlusse sagen möchte. Ich hege die aufrichtige Ueberzeugung, daß, wenn wir den Muth haben werden, uns mit Ueberlegung jener Arbeit zu widmen, wir rasch unter die gebildetsten Nationen Europa's emporsteigen werden. Es fehlt uns nicht an vielen Elementen wahren und sichtlichen Fortschritts. Die Erfüllung einer großen sozialen Pflicht wird als ein neues Ideal vor unsern Augen erstehen und wird von Neuem in uns jenen Enthusiasmus entzünden, der im Anfang unsrer Umwälzung so Großes von uns hoffen liefs. Die Erforschung schwerer Probleme, welche das ganze nationale Leben umfassen, kann ebenfalls mitwirken, um unsrer Kultur einen neuen und kräftigen Anstoß zu geben, indem sie uns mittels des Studiums und einer klareren Selbsterkenntnis die alte Ursprünglichkeit des italienischen Geistes wiederfinden läßt. Wenn uns dieser Muth fehlen wird, so werden wir kein Recht haben auf jenen Ruhm zu hoffen, der nur Denen — Individuen wie Nationen — zukommt, die vor der Erfüllung ihrer schwersten Pflichten nicht zurückschrecken.

Sie, der Sie so lange unter uns leben, wissen, daß ich mit den Gefühlen, denen ich hier Ausdruck gegeben habe,

nicht allein stehe, und dafs es deshalb nicht nutzlos ist, sie als einen Theil unfres gegenwärtigen nationalen Lebens vor die Oeffentlichkeit zu bringen.

Ihr aufrichtiger Freund

P. Villari.

Florenz, den 24. Juni 1877.

---

## Die Abtretung der Villa Medici in Rom an Frankreich.

Das überaus reiche und wohlgeordnete Staats-Archiv zu Florenz enthält doch nur wenige Documente für die Geschichte des Landes zur Zeit der französischen Revolution. Der Grund liegt darin, daß beim Einfall der Franzosen im Frühling 1799 auf Befehl des Großherzogs Ferdinand III. der gesammte Depeschenwechsel seit dem 1. Januar 1791 verbrannt wurde.<sup>1)</sup> Eine Anzahl von Akten hat sich jedoch später in der Wohnung des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Fossombroni wieder aufgefunden. Ich theile daraus das Interessanteste mit: Notizen über die Gefangenschaft Pius VI. in der Carthause bei Florenz. Für die Geschichte des Königreichs Etrurien und der napoleonischen Herrschaft fehlt es nicht an archivalischen Quellen, auch sind sie von neueren Forschern bereits mehrfach zu Rathe gezogen; doch läßt sich durch einiges, ich glaube, noch Unbekannte jene merkwürdige Verhandlung ins Licht stellen, welche die schöne Besitzung der Toscaner in Rom, die Villa Medici, in französische Hände gebracht hat.

---

1) Im Repertorio degli affari esteri des Jahres 1771 Fol. 1 findet sich folgender Ricordo: D'ordine di Sua Altezza Reale furono bruciati tutti i fogli dal 1. Gennaro 1791 fino all' invasione dei Francesi in Toscana, come potranno attestarne S. E. il cavaliere Fossombroni, ministro degli affari esteri ed il Signore Gaetano Rainoldi, segretario del consiglio di Stato. Fossombroni wurde am 4. Juli 1797 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rainoldi's Name findet sich öfters unter Erlassen der Regierung aus den Jahren 1795—1799, auch unter der Proclamation vom 24. März 1799, in welcher der Großherzog auf den bevorstehenden Einmarsch der Franzosen hinweist. Das Actenheft über die Gefangenschaft des Papstes (Filza 1349) trägt die Aufschrift: Fogli trovati nella stanza del ministro degli affari esteri Fossombroni nell'Aprile 1799.

Beinahe von allen italienischen Staaten hatte sich Toscana der französischen Revolution am wenigsten feindlich gezeigt. Trotz der nahen Verwandtschaft mit dem österreichisch-deutschen Kaiserhause war Ferdinand III. schon am 9. Februar 1795 von der Coalition förmlich zurückgetreten. Sein vertrautester Minister Manfredini liefs es sogar weit mehr, als dem österreichischen Ministerium lieb war, sich angelegen sein, eine Verständigung der neuen Republik mit den europäischen Monarchien herbeizuführen. Während des ersten glücklichen Feldzuges Bonaparte's im Sommer 1796 blieb denn auch Toscana von feindlichen Einfällen verschont; auch der Friede von Campo Formio (17. October 1797) liefs die Grenzen unverändert, aber die Lage des Großherzogs wurde gleichwohl von Tag zu Tage mehr gefährdet. Die Franzosen hielten die piemontesischen Festungen besetzt, von Mailand aus beherrschten sie die cisalpinische Republik, und seitdem sie im Februar 1798 auch des Kirchenstaates sich bemächtigt hatten, war Toscana auf allen vier Seiten feindlichen Einflüssen bloßgestellt. Als keineswegs bequeme Nachbarin erwies sich die neue römische Republik. Der Papst war beim Einrücken der Franzosen im Vatican zurückgeblieben, vornehmlich weil der König von Neapel, durch die Drohungen des Generals Berthier erschreckt, nicht wagte, ihm einen Zufluchtsort anzubieten.<sup>1)</sup> Aber auch in Rom wollten ihn die neuen Gewalthaber nicht dulden. Am 20. Februar wurde der achtzigjährige Greis über die toscanische Grenze nach Siena geführt, und selbst hier schien er der provisorischen Regierung, ja sogar den französischen Generalen noch gefährlich. Der französische Geschäftsträger in Toscana, Jacob, richtete bittere Klagen über die Regierung des Großherzogs an das Directorium, und dieses beklagte sich wieder bei Angiolini, dem toscanischen Gesandten in Paris, dafs der Papst und die nach Toscana geflohenen Priester nicht sorgfältig genug überwacht würden. Der Gesandte suchte seinen Herrn in einer ausführlichen Denkschrift vom 12. Mai zu rechtfertigen. Der Papst, schreibt er an Talleyrand, sei ohne vorherige Anzeige nach Siena gebracht; er lebe dort im strengsten In-

---

1) Vgl. Nr. I des Anhangs.

cognito; alle Ehrenbezeugungen seien unterlagt. Auch die römischen Priester seien durch die Franzosen nach Toscana verwiesen; man suche sie, sobald als möglich, zur Abreise zu veranlassen; dagegen habe man die französischen Heere mit Lebensmitteln unterstützt, die Transporte von Kunstwerken erleichtert und behütet, überhaupt keine Gelegenheit veräußert, Beweise von Ergebenheit abzulegen. Aber die Klagen hörten deshalb nicht auf. Am 13. Mai schreiben die französischen Commissare Monge, Faypoult, Daunou und Florent an Fossombroni, und gleichzeitig der neue Commandirende in Rom, General St. Cyr, ganz ohne Rücksicht auf die üblichen Formen an den Großherzog: der Papst könne nicht in Siena bleiben; seine Anwesenheit, so nahe der Grenze erregte Aufstände, man möge ihn nach Livorno bringen, von wo ein französisches Schiff ihn weiter nach Sardinien schaffen könne. Alter und Krankheit des Papstes ließen die Reise gefährlich, beinahe unausführbar erscheinen. Der Großherzog, in arger Verlegenheit, wandte sich nach Wien, an die den Franzosen befreundete spanische Diplomatie und schickte Manfredini nach Rom, um die Commisfare zu beschwichtigen. Diese erklären denn auch am 21. Mai, bei der eingetretenen Ruhe sei es gestattet, die Entfernung des Papstes aus Toscana bis auf weitere Anweisung des Directoriums zu verschieben, aber der Nepot Herzog Braschi müsse von ihm getrennt, und der Papst selbst in eine Stadt geführt werden, die weiter als Siena von der Grenze entfernt liege. Jacob verwies einige Tage später, am 27. Mai, auf die Carthause bei Florenz.

Unterdeß war als französischer Bevollmächtigter der damalige Bürger Carl Friedrich Reinhard in Florenz eingetroffen, ein Mann, dessen Leben von den mannigfachen Wandlungen jener schicksalsvollen Zeiten in merkwürdiger Weise Zeugniss giebt. In einem schwäbischen Städtchen, als der Sohn eines Landpfarrers geboren, war er in jungen Jahren — nicht der einzige unter seinen Landsleuten — als Hofmeister nach Frankreich gekommen, durch seine Verbindung mit den Girondisten in den Staatsdienst und die diplomatische Laufbahn gelangt, die er in hohem Alter als napoleonischer Graf, Gesandter Ludwigs XVIII. und, was mehr ist, als der Freund Goethe's und Vermittler zwischen französischem und



deutschem Geistesleben beendet hat. Damals gab er sich durchaus der großen politischen Strömung hin, und es scheint nicht, daß ihn die mitgebrachte deutsche Bildung von seinen französischen Collegen wesentlich unterschieden hätte.

Am 1. Juni erhielt er von Fossombroni **Mittheilung**, daß die Uebersiedlung des Papstes nach der Carthause **geschehen** sei. Aber der Gesandte beruhigte sich nicht dabei. Am 3. und abermals am 18. Juni wiederholt er die **Forderung**, man müsse den Papst nach Cagliari bringen; Graf Balbo, der sardinische Gesandte in Paris, habe seine Zustimmung gegeben, und die Krankheit sei kein genügendes Hinderniß. Pius VI. blieb indeß den Sommer und den Rest des Jahres in seiner bescheidenen und ruhigen Zurückgezogenheit. Der Großherzog wollte dem kranken Greis das Asyl nicht weigern, Spanien verwandte sich für ihn, und auch Toscana gegenüber durften die Franzosen noch keine Gewalt gebrauchen; denn ein Krieg mit Oesterreich, den das Directorium noch zu vermeiden wünschte, wäre die Folge gewesen. Als im November das unbesonnene Vorgehen der Neapolitaner den Krieg in Italien wieder zum Ausbruch und fogar Rom auf einige Tage in ihre Hände brachte, erließ König Ferdinand am 29. November an den Papst die Einladung, er möge in seine Staaten zurückkehren. Damals schien ein solches Ereigniß nicht gerade unmöglich. Reinhard wurde durch Alles, was ringsum vorging, in große Sorge versetzt. Wiederholt schreibt er an den Großherzog und beklagt sich am 9. December, daß die Antworten, die er erhalte, so wenig beruhigender Art seien. Man möge sich hüten, in dem Aufenthalte des Papstes eine Veränderung eintreten zu lassen, welcher das Directorium nicht zugestimmt habe. Zugleich protestirt er gegen die vermeintlichen Rüstungen in Toscana, die in Anbetracht der letzten Ereignisse um so bedrohlicher erscheinen mußten.

Aber diese Sorge verschwand bald genug. Das schlecht geordnete Heer des Königs wurde von den Franzosen über die Grenze zurückgeworfen; schon am 15. December waren sie wieder in Rom, einige Wochen später in Neapel, schon vorher hatten sie auch Piemont in Besitz genommen. Am 9. December unterzeichnete der König Carl Emanuel zu Turin seine Abdankung und mußte sich noch glücklich schätzen, daß

man ihm nur erlaubte, durch Toscana sich nach Sardinien zu begeben. In Florenz wurde der entthronte Fürst mit seiner Gemahlin von dem Großherzog auf die Carthause geleitet; beide richteten an den Papst die dringende Einladung, mit ihnen nach Cagliari zu gehen. Aber die Furcht vor den Anstrengungen der Seereise überwog; der Papst selbst wollte die Carthause nicht verlassen, und es ist unrichtig, wenn gewöhnlich angegeben wird, das Directorium habe ihn daran verhindert. Im Gegentheil: am 17. Januar 1799 wiederholt Reinhard die so oft gestellte Forderung, mit dem Bemerken, die kurze Reise nach Cagliari könne dem Papste nicht schaden und keinenfalls ins Gewicht fallen, wenn es sich um die Ruhe Italiens handle. Am 18. Februar schreibt er sogar sehr ungehalten, er werde nach Paris berichten, daß der Großherzog mit der Entfernung des Papstes aus Italien sich nicht befassen wolle.

Bald mußte Pius VI. bitter bereuen, daß er nicht, wo es eben noch anging, durch die Reise sich die Freiheit bewahrt hatte. Kaum war im März 1799 der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich wieder ausgebrochen, als auch an den General Scherer, der den Oberbefehl in Italien führte, Weisung erging, sich Toscana's zu bemächtigen. Der Großherzog, der durch Reinhard von dieser Absicht Kenntniß erhielt, machte noch einen letzten Versuch, er schickte Manfredini nach Mantua, um mit dem französischen General über die Neutralität Toscana's zu unterhandeln. Dabei kam auch wieder der Aufenthalt des Papstes zur Sprache. Wenige Tage früher hatten die toscanischen Behörden ernstlich daran gedacht, die so oft wiederholte Anweisung des Directoriums zur Ausführung zu bringen. Aber jetzt bei den veränderten Verhältnissen trat Reinhard dazwischen; er wollte nicht, daß eine für den Krieg möglicherweise so bedeutende Persönlichkeit dem Einflusse Frankreichs entzogen würde. Man ersieht dies aus einem Briefe des Papstes an seinen Neffen den Cardinal Braschi in Venedig vom 22. März, vielleicht dem letzten, den er als freier Mann geschrieben hat; Manfredini, hofft er noch immer, werde bei Scherer auswirken, daß er in der Carthause bleiben könne.<sup>1)</sup>

1) Artaud de Montor, histoire de Pie VII. Tom. I. chap. IV.

Aber diese Hoffnung wurde nur zu bald getäuscht. Am 25. März rückte der General Gaultier in Florenz ein und am 27. Morgens mußte der Großherzog nach Deutschland abreißen. An demselben Morgen wurde auch der Papst durch Soldaten aus der Carthause fortgeschleppt, dann nach kurzem Aufenthalte in Bologna und Parma in das Innere von Frankreich geführt, wo er am 29. August in Valence den Anstrengungen und Entbehrungen der Reise erlag. Auch der Großherzog hat Toscana erst nach einer Reihe von Jahren wiedergesehen. Die Wechselfälle des Krieges nöthigten zwar die Franzosen im Sommer desselben Jahres Florenz und beinahe ganz Italien wieder zu räumen; aber ehe noch die politischen Verwicklungen dem Großherzog die Rückkehr gestatteten, gab die Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) den Franzosen wieder das Uebergewicht; in dem Frieden von Lüneville am 7. Februar 1801 mußte er gegen eine Entschädigung in Deutschland auf seine italienischen Besitzungen verzichten, die als Königreich Etrurien dem Sohne des Herzogs von Parma, dem Infanten Ludwig, überwiesen wurden.

Es läßt sich erwarten, daß Napoleon einen Fürsten, der von ihm eingesetzt und ganz von ihm abhängig war, diese Abhängigkeit häufig genug empfinden liefs. Ein italienischer Schriftsteller, Antonio Zobi, hat die Zustände und Leiden Toscana's während der Revolutionszeit und während der kurzen Dauer der etrusischen, sodann der napoleonischen Regierung eingehend dargestellt. Er hat auch mit großem Fleiß und zum beträchtlichen Theil aus archivalischen Quellen von den Kunstwerken Nachricht gegeben, die damals für das unterworfen Land verloren gingen.<sup>1)</sup> Wenn er dabei die Villa Medici nicht erwähnt, so liegt der Grund wahrscheinlich darin, daß die darauf bezüglichen Papiere vor fünf und zwanzig Jahren, als er schrieb, dem florentinischen

---

1) Antonio Zobi, storia della Toscana, Bd. III, Florenz 1851. Ueber den „Raub Florentinischer Kunstschätze durch die Franzosen“ 1799—1812 handelt auch ein Aufsatz A. v. Reumonts in den „Beiträgen zur italienischen Geschichte“ Bd. II. S. 257. Berlin 1853. Einige Nachträge giebt noch die „Geschichte Toscanas“ Bd. II. Gotha 1877, die mir erst nach dem Abschluß dieses Aufsatzes zukommt.

Archiv noch nicht zurückgegeben oder der Benutzung doch nicht zugänglich waren.

Eine augenscheinliche, freilich die am wenigsten erfreuliche Aehnlichkeit der neuen französischen Republik und ihrer großen Vorgängerin im Alterthum war das System des Raubes und der Plünderung, das von Beiden über die Kunstwerke der eroberten Länder verhängt wurde. Bonaparte hat keineswegs zuerst dies System wieder ins Leben gerufen; schon vor ihm war es in Deutschland und Belgien mit folchem Erfolge zur Anwendung gebracht, daß z. B. in Belgien zu Anfang dieses Jahrhunderts kaum noch ein Bild von Rubens zu finden war. Aber diese Länder boten doch nicht so fruchtbaren Boden wie Italien. Der dritte Theil der *Correspondance de Napoléon* enthält eine Liste der Kunstwerke, die in Rom theils durch den Frieden von Tolentino (19. Februar 1797), theils nach der Eroberung der Stadt im Februar 1798 in die Hände der Franzosen geriethen. Vierhundert vier und fünfzig Kisten waren erforderlich, den ungeheuren Raub zu bergen, der meistens zu Lande nach Livorno, dann zur See nach Frankreich geschickt wurde. Toscana blieb durch seine neutrale Stellung einstweilen noch geschützt, Bonaparte begnügte sich, am 14. Mai 1797 an Manfredini die Aufforderung zu richten, er möge den in Rom erbeuteten Kunstwerken beim Transporte durch Toscana besondere Sorgfalt zuwenden. Umfomehr suchten die Franzosen im Frühling 1799 nachzuholen, auch jetzt in einem Lande, wo Fürst und Volk niemals die geringste Veranlassung zum Kriege gegeben hatten, und inmitten der Versicherungen, daß die Occupation ausschließlich gegen den Großherzog gerichtet, auch lediglich zu Gunsten der Freiheit und des Wohlergehens der Toscaner vorgenommen sei. Immer lag aber in der Proclamation solcher Grundsätze die Nöthigung, gegen das Land nicht ohne alle Rücksicht zu verfahren. Die Gallerie der Uffizien war unzweifelhaft Staatseigenthum. Der Großherzog hatte dies noch bei der Abreise auf das Bestimmteste anerkannt. Als der Director Tommaso Puccini im letzten Augenblicke ihm ein Kästchen mit den kostbarsten geschnittenen Steinen in den Wagen reichen wollte, wies Ferdinand sie zurück; „das gehört nicht mir“, sagte er, „sondern

dem toscanischen Volke“. Eher konnte der Palaſt Pitti als Eigenthum der fürſtlichen Familie gelten. Aber auch hier hatte der Großherzog, dem es geſtattet war, ſein Hausgeräth mitzunehmen, nur ein einziges Bild darunter begreifen wollen: die nicht lange vorher aus ſeinem Privatvermögen angekaufte Madonna von Raphael, die man eben deshalb *Madonna del Granduca* oder, weil ſie den Großherzog dann auf ſeinen Wanderungen nach Salzburg und Würzburg begleitete, *Madonna del viaggio* nennt. Die Franzoſen waren weniger bedenklich; eine Commiſſion, die ſie einſetzten, erhob ganz ungemessene Anſprüche. Reinhard, um dieſe Zeit neben den Militairbehörden Regent in Toscana, gehörte keineswegs zu den Beſcheidenen; eher zeigte ſich Laumont, der Präſident der Commiſſion, verſtändigen Vorſtellungen zugänglich. Durch ſeine Vermittlung brachte es Graf Gianni, früher Miniſter Ferdinands III., dahin, daß die Gallerie der Uffizien, ſowie das Münzen- und Gemmenkabinet als Staatseigenthum geachtet wurden. Der Gallerie des Palazzo Pitti entnahm man dagegen drei und ſechzig der koſtbarſten Gemälde, darunter acht von Raphael's Hand, und fünf und zwanzig jener prächtigen Tiſche, in denen die Florentiner Moſaik das Unvergleichliche geleiſtet hat. Selbſt aus dem Gemmen- und Münzkabinet wurden die ausgezeichnetſten Stücke verlangt, und es war nur der perſönliche Widerſtand Puccini's, der die Auslieferung weigerte und durch eine kräftige Vorſtellung an das Directorium vom 20. Mai ſo lange zu verzögern wußte, bis mit dem Abzug der Franzoſen zu Anfang Juli die nächſte Gefahr verſchwunden war. Die See wurde damals von engliſchen Schiffen beherrſcht; was die Franzoſen mitnahmen, mußte zu Lande durch Piemont nach Frankreich geführt werden, und bei dem raſchen Vordringen der Oeſterreicher fehlte wenig, daß der Transport noch kurz vor der franzöſiſchen Grenze in ihre Hände gefallen wäre. Es läßt ſich denken, wie ſehr die Eilfertigkeit des Rückzuges der nöthigen Sorgfalt Abbruch that, und man braucht nicht einmal abſichtliche Veruntreuung anzunehmen, um zu erklären, daß von den drei und ſechzig geraubten Bildern ſieben niemals in das Pariſer Muſeum gelangt, ſondern für immer verſchwunden ſind. Als der erſte Conſul im October 1800 Toscana noch während des Waffen-

stillstandes wieder besetzen liefs, waren seine Beziehungen zum Großherzog nicht von der Art, daß er als Eroberer auftreten konnte; auch der ganze Charakter seiner Regierung gestattete nicht länger ein Raubsystem, wie es bei den früheren Feldzügen zur Anwendung gekommen war. In einem Briefe an den Kriegsminister Lacuée vom 22. October bestimmt er sogar ausdrücklich, die Florentiner Gallerien sollten nicht verletzt werden. Nur für ein Kunstwerk macht er eine Ausnahme. Schon im Jahre 1796, nach dem kurzen Aufenthalt in Toscana, finden sich in einem seiner Briefe an das Directorium die bezeichnenden Worte: „In Florenz habe ich die berühmte Venus gesehen, die unserm Museum fehlt“<sup>1)</sup>; später hat man ihm die Aeußerung in den Mund gelegt, er wolle den Apoll vom *Belvedere* in Paris mit der Medicei'schen Venus vermählen. Der Apoll war zur Stelle; jetzt erhielt Lacuée den Auftrag, er solle auch die Venus in Besitz nehmen und über Genua nach Paris schicken lassen. Aber zu spät. In Voraussicht der drohenden Gefahr hatte sich Puccini, als man die Rückkehr der Franzosen erwarten mußte, mit einer Auswahl der kostbarsten Gemälde, Statuen und Gemmen aus der Gallerie der Uffizien nach Palermo eingeschifft, wo die Kunstwerke unter den Schutz der neapolitanischen Regierung gestellt wurden. Da der Krieg noch einmal wieder ausbrach, so wurde es für den Augenblick unmöglich, die flüchtigen Schätze zu erreichen, aber nicht lange war der Friede geschlossen, und der spanische Infant in Toscana eingesetzt, als Bonaparte auch den alten Plan wieder aufnahm.

Beinahe gleichzeitig gab er noch einem andern Wunsche Ausdruck, dessen Gegenstand nicht bloß durch den Namen an die Venus von Medici erinnert.

Schon seit dem siebzehnten Jahrhundert bestand zu Rom eine französische Akademie. Sie sollte einer Anzahl von jungen Künstlern, Malern, Bildhauern, Architecten für den Aufenthalt und die Ausbildung in Rom Gelegenheit und Mittel bieten<sup>2)</sup>. Colbert hatte am 11. Februar 1666 selbst

---

1) Correspondance de Napoléon I, 2. Juli 1796.

2) L'Académie de France à Rome. Correspondance inédite de ses

die Statuten ausgefertigt, und sein Briefwechsel mit dem ersten Director Carl Errard (1666—1673) bezeugt, daß er dem jungen Institut ganz besondere Liebe und Aufmerksamkeit zuwandte. Unter dem zweiten Director Noël Coypel (1673—1675) wurde im August des ersteren Jahres der Palaß *Capranica* für vierhundert Scudi jährlich gemiethet; als Errard von 1675 bis 1683 zum zweitenmale die Leitung übernahm, erhielt er höheren Rang, erweiterte Befugnisse und einen Gehalt von jährlich dreitausend Francs; jeder Zögling sollte bei dreijährigem Aufenthalt sechshundert Francs jährlich und beim Abschied als Reisegeld zweihundert erhalten. Die andauernden Kriege, besonders der spanische Erbfolgekrieg, gereichten der Academie zu großem Nachtheil, aber der Beistand bedeutender Männer, des Herzogs von Antin, des Cardinals von Polignac sicherte sie wenigstens vor dem Untergang. Im Jahre 1725 trat Nicolaus Vleughels, in aller Weise thätig, vorsichtig, verständig, als Director an die Spitze. Seine nächste Sorge war, statt des Palaßes Capranica ein geeigneteres Lokal zu finden. Man dachte anfangs an den Palaß Farnese, aber der Herzog von Parma, der Eigenthümer, verweigerte die Genehmigung. Deshalb richtete Vleughels sein Augenmerk auf den Palaß Mancini, ein ansehnliches Gebäude in der Ecke der Via lata und des Corso, dessen Eigenthümer, der Marquis Mancini, sich in Paris aufzuhalten pflegte. Noch im Jahre 1725 wurde der Palaß gegen eine Miete von jährlich tausend Scudi bezogen, und zwölf Jahre später, kurz vor Vleughel's Tode, käuflich für die Akademie erworben. Vleughel hatte das Institut zu hoher Blüthe gebracht; die nächsten Directoren kamen ihm nicht gleich, aber Joseph Maria Vien (1775—1782), der Lehrer David's, übte wieder den glücklichsten Einfluß. Sein zweiter Nachfolger Ménageot, seit 1787, hatte schon die Einwirkungen wie die Gegensätze des revolutionairen Geistes zu empfinden. Im Herbst 1792 bat er um seine Entlassung, und am 20. November erwählte die französische Akademie in Paris den tüchtigen Maler Suvée zu seinem

---

directeurs (bis zum Ausbruch der französischen Revolution), précédée d'une étude historique par A. Lecoy de la Marche, archiviste aux archives nationales. Paris 1874.

Nachfolger. Aber sechs Tage später hob der Convent auf den Antrag des Abgeordneten Romme unter dem Einflusse David's die Stelle des Directors als eine aristokratische und zu kostspielige Einrichtung gänzlich auf; das Institut sollte unter die Aufsicht des französischen Agenten in Rom gestellt werden. Bald bestand es gar nicht mehr, denn die in Rom herrschende Erbitterung gegen die Franzosen nöthigte Ménageot, mit dem ganzen Personale der Akademie: sieben Malern, vier Bildhauern, zwei Architekten, nach Neapel zu fliehen. Die Directorialregierung <sup>1)</sup> erkannte zwar das Institut wieder an; im Jahre 1796 wurde auch Suvée in seinem Amte bestätigt, und der General Bonaparte liess sogar im vierundzwanzigsten Artikel des Vertrages von Tolentino die Herstellung der französischen Akademie und ihres Palaſtes ausdrücklich feſtſetzen. Aber der unruhige Verlauf der folgenden Jahre trat entgegen. Auswahl und Verſendung der zahlreichen Kunſtwerke, die damals den päpſtlichen Gallerien und der Villa Albani entnommen wurden, hatten freilich eine groſſe Zahl franzöſiſcher Künſtler und Kunſtverſtändigen nach Rom gezogen, aber Suvée war nicht unter ihnen, er wartete in Paris auf günſtigere Zeiten. Einigermäſſen mochte auch der Palaſt Mancini ein Hinderniß bieten; man hatte ſchon öfters geklagt, er ſei zu klein, ganz unmittelbar an dem Lärm der Hauptſtraſſe gelegen, deſſhalb wenig geeignet für künſtleriſche Meditation und für die Aufrechterhaltung einer Zucht, wie ſie in den Statuten immer gefordert wurde. Suchte man nun einen Platz, der, von dieſen Mängeln frei, recht eigentlich den Anforderungen für ein künſtleriſches Institut entſpreche, ſo mochte es ſchwer ſein, in Rom und auſſer Rom eine glücklichere Wahl zu treffen, als die, welche in der Ueberschrift dieſer Zeilen ſchon angedeutet wird.

Jeder, der in Rom ſich einigermaßen heimlich machte, erinnert ſich der herrlichen Villa, die, an den öffentlichen Spaziergang ſich anſchlieſſend, mit ihren Gärten einen beträchtlichen Theil des Monte Pincio bedeckt. Im Jahre 1550

---

1) Lecoy de la Marche a. a. O. S. 52. Die von ihm als Decret des Directoriums angeführte Verfügung vom 25. October 1795 iſt aber ein Geſetz des Convents: Sur l'organisation de l'instruction publique.



von Annibale Lippi für den Cardinal Giovanni Ricci von Monte Pulciano erbaut, wurde sie nach dessen Tode 1574 Eigenthum und Lieblingsaufenthalt des kunstsinnigen Cardinals Ferdinand de'Medici. Merkwürdige Menschen hat die Villa damals aufgenommen; der Cardinal machte sie zum Sammelpunkt seiner Freunde; hier bewirthete er auch jenen vornehmen Freibeuter Alfonso Piccolomini, den er einige Jahre nachher in Florenz an einen gemeinen Galgen aufknüpfen liefs. Später hat Galilei gleich nach dem Urtheil der Inquisition traurige Tage als Gefangener auf der Villa verlebt; 1769 diente sie Kaiser Joseph II. und seinem Bruder, dem Großherzog Leopold, sowie oftmals den toscanischen Geschäftsträgern als Wohnung, obgleich Toscana in Rom noch den Palazzo di Firenze im Campomarzo befaß. Nicht weniger war sie durch ihre Kunstwerke ausgezeichnet. Der Cardinal war unermüdlich, von den Schätzen des Alterthums, die damals in so reicher Fülle aus dem Boden wieder hervorstiegen, das Beste zu erwerben. In seine Villa versetzte er dann die im Jahre 1583 auf dem Esquilin gefundene Niobidenfamilie, die Venus, welche nach ihrem Erwerber den Namen der mediceischen erhielt, den Schleifer, die Ringer, den Apollino, die Vase mit dem Opfer der Iphigenie, also das Werthvollste, das man jetzt in der Tribüne und im Niobidenfaal der Uffizien bewundert. Als der Cardinal seine geistliche Würde mit einer weltlichen vertauschte und als Nachfolger seines Bruders Franz I. im Jahre 1587 nach Florenz übersiedelte, liefs er die Kunstwerke in der römischen Villa zurück; sein Enkel, der Cardinal Leopold, in künstlerischen Bestrebungen dem Großvater ähnlich, fügte noch Manches hinzu. Erst zwei Jahre nach dessen Tode (1677) wurde auf Befehl Cosimo's III. ein bedeutender Theil, darunter die Venus, die Ringer, der Schleifer nach Florenz geschafft, hundert Jahre später (1775) liefs Großherzog Leopold I. auch die Niobidengruppe in seine Hauptstadt bringen<sup>1)</sup>. Zuletzt folgte im

---

1) In dem Rechenschaftsbericht, den Leopold bei der Ueberfiedlung nach Wien im Jahre 1790 veröffentlichte (*Governo della Toscana sotto il regno di S. M. il Re Leopoldo II. Firenze 1790*), sind die Kosten für den Transport der Kunstwerke aus der Villa Medici auf 73,596 Lire, ungefähr 50,000 Frcs., angesetzt.

Jahre 1790 noch ein antiker Obelisk, der in dem Amphitheater des Boboli-Gartens aufgestellt wurde, eben rechtzeitig, wenn er nicht für Toscana verloren gehen sollte.

Denn gerade auf die Villa Medici richtete sich das Augenmerk der Franzosen, als sie ein neues Gebäude für die Aufnahme der hergestellten Kunstschule beschaffen wollten. Den ersten Anlaß mögen altüberkommene oder persönliche Beziehungen gegeben haben, denn französischer Einfluß reichte seit langer Zeit auf diesen Theil des pincianischen Berges. Die Kirche Trinità dei Monti war französische Stiftung; das anstoßende Kloster von französischen Nonnen bewohnt, ein Franzose hatte auch die prächtige Treppe erbauen lassen, die von der Kirche zum spanischen Platz hinabführt. In der Villa selbst pflegten während der Revolutionszeit die Anhänger der neuen Ideen sich zu versammeln; dort sammelte sich auch am Morgen des 28. Dezember 1797 der Haufe, welcher später in den Straßen der Stadt den Aufstand erregte und durch seine Flucht in das französische Gesandtschaftshotel im Palazzo Corsini den Zusammenstoß der Gesandtschaft mit den päpstlichen Soldaten, den Tod des Generals Duphot und in Folge dessen den Sturz der päpstlichen Regierung herbeiführte. Aber davon abgesehen: die Vortheile des Ortes waren augenscheinlich; sie allein erklären hinreichend, weshalb man einen Palaß wählte, über dessen Besitz man doch mit dem Eigenthümer wenigstens unterhandeln mußte, während es in der Unordnung des Sommers 1798 gewiß nicht schwer geworden wäre, von dem Schattenbilde der neu eingesetzten republikanischen Regierung einen Palaß umsonst zu erhalten. Wer zuerst die Villa Medici bestimmt in Vorschlag brachte, läßt sich nicht angeben, wahrscheinlich einer der französischen Commissäre, die seit dem Frieden von Tolentino mit der Ausplünderung der römischen Gallerien sich zu beschäftigen hatten. Der Biograph Pius' VII, Artaud de Montor, der von 1801—1803 als Secretär der französischen Gesandtschaft in Rom lebte, will seinem Chef, dem Gesandten Cacault, das Verdienst zuschreiben (*Tome I, chap. 22*), und es wäre nicht unmöglich, daß Cacault, der schon zur Zeit des Friedens von Tolentino eine Gesandtschaft in Rom übernahm, während der nächsten Monate den Gedanken angeregt hätte.

Aber gewiß nicht, wie Artaud angiebt, erst im Jahre 1803; denn es ist unzweifelhaft, daß Reinhard noch während der Anwesenheit des Großherzogs Ferdinand in Florenz den Auftrag erhielt, wegen Ueberlassung der Villa Medici mit der toscanischen Regierung zu unterhandeln. Die deshalb gewechselten Schriften mögen sich unter denen befinden, die bei der Abreise des Großherzogs im März 1799 verbrannt wurden; in einer noch anzuführenden französischen Note vom 15. October 1801 wird aber ausdrücklich erwähnt, der Tausch der Villa sei schon im Jahre VI der Republik (1798) angeregt, dann habe man andere Dinge in Aussicht genommen, der Minister Reinhard sei angewiesen, die Sache ruhen zu lassen, und die kriegेरischen Ereignisse hätten nicht erlaubt, sie zunächst wieder aufzunehmen.<sup>1)</sup>

Gelegenheit dazu bot nun die neue Ordnung der Dinge in Toscana. Im Sommer 1801 hatte der König von Etrurien von seiner Würde Besitz ergriffen; General Clarke, der spätere Herzog von Feltre, schon mehrmals in den diplomatischen Verhandlungen Italiens beschäftigt, war zum Gefandten in Florenz ernannt. Am 15. October 1801 macht er dem Minister des Auswärtigen Giulio Mozzi Mittheilung, die französische Regierung wünsche den von Reinhard schon einmal angeregten Plan nunmehr zur Ausführung zu bringen, in der Weise, daß der Palaß der französischen

---

1) In einem arrêté des Directoriums vom 23. Fructidor an VI [9. September 1798] lautet der 13. Artikel: Le palais national de France à Rome d'après le rapport des dits commissaires [du gouvernement] étant peu propre à recevoir le nombre actuel des élèves artistes, et notre école des arts pouvant être plus avantageusement placée dans la Villa Medici, le ministre de l'intérieur est autorisé à concerter avec le ministre des relations extérieures les moyens d'opérer un échange avec le gouvernement Toscan. Le directeur de l'école des arts dans le rapport, qu'il est tenu par l'article 3 d'adresser au ministre, présentera toutes ses vues sur les avantages et les distributions de ce nouvel emplacement. Das arrêté findet sich in einem Briefe des Directors Suvée vom 4. vendémiaire an XIII [26. September 1804] an das Institut der schönen Künste in Paris, und der Brief in dem großen, in Deutschland seltenen und mir nur durch freundlich übermittelte Auszüge bekannten Kupferwerk: La villa Medici à Rome, dessinée, mesurée, publiée et accompagnée d'un texte historique et explicatif par V. Baltard, architecte, ancien pensionnaire de l'académie de France à Rome. Paris chez l'auteur rue de l'abbaye 4. 1847. Gr. Fol. S. 24.

Academie gegen die Villa Medici vertauscht würde; die Anstalt bedürfe eines Gebäudes, das weiter als das jetzige von den Zerstreungen der Stadt entfernt sei. Suvée habe schon den Auftrag erhalten, sich von Paris nach Rom zu begeben und als Director der Schule die Entscheidung dieser Angelegenheit dort abzuwarten; wegen der vorgerückten Jahreszeit sei eine rasche Antwort sehr erwünscht. Sonderbarer Weise wird gleichzeitig mit dieser Anforderung in dem folgenden Notenwechsel noch ein anderer Anspruch sehr verschiedener Art verhandelt. Um den Schein nach Außen zu wahren, durfte Napoleon das neugegründete, für unabhängig erklärte Königreich nicht dauernd durch französische Truppen besetzen. Um aber gleichwohl die Macht in der Hand zu halten und zudem für seine Finanzen und die Beziehungen zu Rußland einen Vortheil zu gewinnen, wurde dem König in einer zweiten Note, gleichfalls vom 15. October, vorgeschlagen, er möge dreitausend Polen, die bis dahin der von Frankreich gebildeten polnischen Legion angehörten, in seine Dienste nehmen. Diese Truppen, setzt Clarke auseinander, würden, weil sie dem Partei-Treiben ganz ferne ständen, vorzüglich geeignet sein, dem neuen Throne Sicherheit zu geben.

Mozzi war kein Mann von festem, muthigem Charakter und bei der Lage des jungen Staates die äußerste Fügsamkeit dem übermächtigen Protektor gegenüber unerlässlich; aber die beiden Anforderungen mußten selbst den Nachgiebigsten zum Widerspruch reizen. Mozzi erbittet sich zuerst am 17. October für so wichtige Angelegenheiten einige Bedenkzeit und antwortet ausführlich am 5. November. Die Villa Medici, schreibt er, sei ein sehr kostbares Staats-Eigenthum, nicht allein einer der schönsten Lustorte Rom's, sondern eine in Wahrheit königliche Herrschaft (*Reale signoria*), im Besitze eines langen Striches der Stadtmauer und eines Thurmes mit einem Ausgange in's Freie, eines Vorrechtes, dessen in Rom kein anderer Souverän sich rühmen könne. Nichtsdestoweniger sei der König bereit, den Wunsch des ersten Consuls zu erfüllen; er habe Mozzi beauftragt, sich mit Clarke rücksichtlich der Bedingungen des Tausches zu benehmen. Auf die Anwerbung der polnischen Truppen könne der König nicht wohl eingehen, die Kosten würden

in dem während der letzten Jahre ganz erschöpften Lande unerschwinglich sein und neue Auflagen nöthig machen. Die Ausbildung der inländischen Truppen gehe rasch voran; die fremden Truppen könnten nur dazu dienen, den jetzt guten und willigen Charakter des Volkes zu reizen.<sup>1)</sup> Darauf erfolgte aber am 6. November eine sehr unfreundliche Antwort. Er habe, schreibt Clarke, einen einfachen Tausch der beiden Paläste vorgeschlagen, gleichviel ob derselbe für den König vortheilhaft sei oder nicht. Er habe erwartet, der König würde sich in jedem Falle freuen, dem ersten Consul etwas Angenehmes zu erzeugen, ohne dies an Artikel und Bedingungen zu knüpfen, wie sie die letzte Note Mozzi's zu beabsichtigen scheine. Die nächste Unterredung werde ihn belehren, was er weiter darüber zu denken habe.

Die Uebernahme der polnischen Legion, fährt Clarke fort, habe der König in einer früheren Unterredung so gut wie zugesagt; die Kosten könnten nicht in Betracht kommen, wenn es sich um die Sicherheit des Königreiches handle. Aergerlich bemerkt er, er habe bisher beinahe auf alle seine Vorschläge eine ausweichende Antwort erhalten, und schließt mit der Drohung, er werde seiner Regierung von allem, was sich auf den Gang dieser Angelegenheit beziehe, nichts vorenthalten. Mozzi beantwortet am 11. November zuerst die zweite Forderung. Zur Zeit der von Clarke erwähnten Unterredung, schreibt er, habe das Verhältniß Frankreichs zu England noch im Ungewissen geschwebt; jetzt aber bei der allgemeinen Beruhigung [durch die Präliminarien vom 12. October] erscheine eine Vermehrung der Truppen ganz zwecklos. Uebrigens habe schon der König bemerkt, die Uebernahme von mehr als zweitausend Polen müsse ihn in die größte Verlegenheit stürzen. Man vertraue auch jetzt auf die edlen und billigen Gefinnungen des ersten Consuls.

Rücksichtlich der Villa, heißt es weiter, könne man sich nicht einmal eine Vorstellung machen, warum man das Mifsfallen des ersten Consuls erzeuge, wenn man vorschlage, die geeigneten Bedingungen des Tausches von Seiten Clarke's entgegen zu nehmen. Da aber der Gefandte zu verstehen gebe, er habe über die Angelegenheit an seinen Minister

---

1) Vgl. Anhang Nr. II.

berichtet, so habe auch der König nach Paris schreiben lassen, daß er seinem eigenen Interesse immer alles vorziehen werde, was zur Genugthuung des ersten Consuls gereichen könne.

Auf diese Antwort erfolgte schon am 21. November eine neue noch stärkere Mahnung. Clarke dringt bestimmt auf Bewilligung der beiden Forderungen. In einer Nachschrift setzt er hinzu, ein außerordentlicher Courier überbringe eben den ausdrücklichen Wunsch des ersten Consuls, daß der König die dreitausend Polen in seine Dienste nehme. Da dies zum Frieden Europa's erforderlich sei, könne man nicht glauben, daß eine kleine Macht sich widersetzen wolle; längere Weigerung von Seiten des königlichen Ministeriums müsse von der französischen Regierung sehr übel aufgenommen werden. Mozzi fügte sich noch nicht. Am folgenden Tage antwortet er, die Anwerbung von dreitausend Polen, denen man wenigstens dreitausend Toscaner zugesellen müsse, würde die Finanzen und das Land völlig zu Grunde richten. Serristori, der Gesandte in Paris, sei beauftragt, sich an die Großmuth des ersten Consuls zu wenden.

Jetzt verlor aber Clarke die Geduld. In den Akten des Archivs findet sich die Aufzeichnung: Am Morgen des 23. November kam der Gesandte selbst in das Staatssekretariat, und erklärte in hochfahrenden, drohenden Worten, (*tuono alto e piuttosto minaccioso*) seine Unzufriedenheit; er forderte eine kurze, genügende, bestimmte Antwort, sonst würde er abreißen. „Und um ruhig leben zu können“ (*per quieto vivere*), heißt es dann weiter, „wurde ihm eine andere Note geschrieben, der König würde die dreitausend Polen in seine Dienste nehmen, vorausgesetzt, daß es den Verwendungen des spanischen Gesandten und des Cavaliere Serristori nicht gelänge, das Land von dieser Last zu befreien.“<sup>1)</sup> Die frühere Note mußte Mozzi zurücknehmen, sie findet sich noch im Original bei den Akten.

Daß die Verwendungen in Paris den bestimmten Willen des ersten Consuls verändern könnten, wird man selbst in Florenz schwerlich erwartet haben. Auch in Bezug auf die Villa Medici geschah genau, was Clarke gefordert hatte. Doch zog sich die Angelegenheit noch eine Zeitlang hin;

---

1) Vgl. Anhang Nr. III.

erst am 18. Mai 1803 wurde zu Florenz im *Palazzo Vecchio* der Tauschvertrag von Clarke und dem Director der königlichen Bau-Verwaltung Cavaliere Onofrio Bonci unterzeichnet.<sup>1)</sup> Die beiden Paläste wurden mit allen abhängigen und anliegenden Grundstücken, mit allen Rechten und Pflichten auch mit Uebernahme der gegenwärtigen Dienerschaft zu gleichen Bedingungen ausgewechselt, ohne daß irgend eine Nachzahlung stattzufinden habe, wenn auch der Eine mehr als der Andere werth sei. Unter den Pertinenzen waren, wie es scheint, auch die in beiden Palästen befindlichen Mobilien einbegriffen; denn es sind in der Villa nicht wenige Kunstwerke geblieben, die zum Theil noch aus den alten Medicei'schen Sammlungen herrühren.<sup>2)</sup> Suvée hatte sich Ende 1801 mit einigen Schülern in Rom eingefunden. Aber der alte Palaß, bei dem Einfall der Neapolitaner ausgeplündert und ganz im Unstande, bot nur ein nothdürftiges Unterkommen. Um so erwünschter war der neue herrliche Wohnsitz. Suvée erhielt von dem Minister den Auftrag keine Zeit zu verlieren. In einem Briefe an das Institut der schönen Künste in Paris (26. September 1804) berichtet er ausführlich, wie er das Gebäude für seine künftige Bestimmung hergerichtet, die Wohnräume vertheilt, den Architekten nach der Stadtseite, den Malern nach der Seite der Stadt und der Campagna ihre Zimmer, den Bildhauern im Garten ihre Pavillons angewiesen habe, allmählich auch wieder in den Besitz von Modellen, Büsten, Torfos, Basreliefs, Gliederpuppen und der nöthigen Geräthschaften gelangt sei. Vierzigtausend Francs wurden auf die Einrichtung verwendet, am 1. November 1804 konnten die Pensionaire ihren

---

1) Einzelheiten der Verhandlungen werden sich in der Correspondenz des toscanischen Gesandten Serristori in Paris mit seiner Regierung finden.

2) Vgl. Platner und Bunsen Beschreibung der Stadt Rom, Bd. III, Abth. 2, S. 601. Der Vertrag ist veröffentlicht von de Clerq: *Recueil des traités de la France*, II, 67, Paris 1864. Er ist noch ganz in den älteren italienischen notariellen Formen abgefaßt; statt 6me judiction ist in der Datirung offenbar indication zu lesen. Für die Auswechslung der Ratificationen bestimmt der Vertrag die Frist von zwei Monaten; nach Baltard a. a. O. S. 13 erfolgte sie erst am 14. Vendémiaire XIII (6. October 1804) in Rom zwischen Cacault's Nachfolger dem Cardinal Fesch für Frankreich und dem Chevalier de Vargas Laguna für Spanien und Etrurien.

Einzug halten.<sup>1)</sup> Eine Verfügung aus demselben Jahre, unterzeichnet von Mehul und Goffec, öffnete das Institut auch den Componisten, nur sollten sie, wie die Kupferstecher, im Unterschiede von den übrigen Künstlern statt fünf Jahren nur vier in Rom verweilen. Als Pension wurden jährlich zwölfhundert Francs, dazu für die Hin- und Herreise je sechshundert Francs bestimmt.

Während so die Villa Medici in französische Hände überging, war das merkwürdigste Kunstwerk, das sie vordem aufgenommen hatte, von demselben Loos betroffen. Die Verhandlungen über die Villa hatten kaum begonnen, als Clarke den toskanischen Minister auch wegen der nach Palermo entführten Venus bedrängte.<sup>2)</sup> Mozzi suchte sich zuerst durch ausweichende Worte zu helfen; als der Gefandte eine bestimmte Entscheidung forderte, erwidert er am 4. März 1802, die Statue sei gar nicht Eigenthum des Königs sondern der Nation; die lothringischen Fürsten hätten dies immer anerkannt, und der General Brune habe beim Einmarsch im October 1800 für die Schätze der Gallerie ausdrücklich Schonung versprochen. Danach müsse es den übelsten Eindruck machen, wenn ein Kunstwerk dieser Art, Gegenstand der nationalen Eitelkeit, das sogar vom Directorium nicht angetastet worden sei, jetzt der Nation entzogen würde. Zwei Tage später, (6. März) schreibt Mozzi auch an den neapolitanischen Minister Acton: er vertraue, daß die geflüchteten Statuen unter neapolitanischem Schutze gegen Ansprüche, welcher Macht auch immer, gesichert seien, und Acton giebt am 30. März das Versprechen, man würde die geflüchteten Gegenstände als ein geheiligtes Depositum betrachten. Aber Napoleon war nicht der Mann, von einem so lange gehegten Wunsche abzustehen. An Mitteln fehlte es ihm nicht, und wo hat er sich in der Anwendung jemals wählerisch gezeigt? Am 9. September wurde Puccini durch ein Schreiben der sicilianischen Regierung in die äußerste Bestürzung veretzt. Man theilte ihm eine Depeche Acton's

1) Baltard a. a. O. S. 24. Lecoy de la Marche a. a. O. S. 53.

2) Die Verhandlung mit den darauf bezüglichen Actenstücken aus dem Archiv der Gallerie der Uffizien bei Zobi a. a. O. III, 519 und Appendix S. 243. Auch dafür würde die Correspondenz Serristori's gewiß noch Ergänzungen liefern.



mit, demgemäfs der französische Gefandte in Neapel am 29. August die Auslieferung der Statue an den französischen Consul in Palermo gefordert hatte, unter der Versicherung, die etrusische Regierung sei mit der französischen darüber einverstanden. Puccini antwortet noch am selbigen Tage: Ehre und Pflicht verböten ihm, das ihm anvertraute Kunstwerk ohne bestimmten Auftrag des Königs von Etrurien herauszugeben; aber kaum hat er in einem Briefe an Mozzi den Bericht von seiner Weigerung zu Papier gebracht, so mufs er auch als Nachschrift hinzufügen: er höre eben, dafs der verlangte Schatz von den neapolitanischen Behörden dem französischen Consul schon überliefert sei. Es mag dahingestellt bleiben, ob die etrusische Regierung wirklich ihre Zustimmung gegeben hatte, oder ob Acton getäuscht war, oder ob er, was auch nicht unmöglich wäre, sich absichtlich hatte täuschen lassen, um den Schein eines Rechtsgrundes für die Auslieferung der Statue zu gewinnen. Vor Ende des Jahres war sie in Paris; mit den übrigen Kunstwerken kehrte Puccini einige Monate später nach Florenz zurück.

Das Verfahren, das man hier kennen lernt, ist ein Vorbild für die Art, wie Napoleon in dem Vertrage mit Spanien zu Fontainebleau (27. October 1807) über das ganze Königreich Etrurien verfügte. Nach dem frühen Tode ihres Gemahls (27. Mai 1803) führte die Königin Marie Louise für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft. Ohne den Schatten einer Berechnung, ohne jede Vorbereitung wurde der Fürstin eines Tages angekündigt, ihre Herrschaft sei zu Ende, und mit einer Schnelligkeit, wie es nur verzauberten Prinzen in einem Märchen zu geschehen pflegt, sah sie sich ihres Thrones beraubt und gezwungen siebenzehn Tage später, am 10. December 1808, Palaß und Land zu verlassen.<sup>1)</sup> An den Kunstschätzen hatten sich die Franzosen nicht weiter vergriffen; eine neue grofse Beraubung erfolgte erst wieder im Jahre 1811, als Toscana schon seit längerer Zeit mit Frankreich vereinigt und der Form nach unter die Regierung der Schwester Napoleon's, Elisa Bacciocchi, gestellt

---

1) A. v. Reumont: der Fluchtversuch der Königin von Etrurien, in den Beiträgen zur italienischen Geschichte I, 1.

war. Diesmal waren es besonders die älteren italienischen Malerschulen, die dem Museum des Louvre ihre Meisterwerke abtreten mußten. Aber der Sturz napoleonischer Herrlichkeit war nicht fern. Großherzog Ferdinand kehrte nach Toscana zurück, und wenig später fand sich mit den geraubten Kunstschätzen auch die Venus von Medici wieder an dem früheren Platze, den Puccini niemals durch ein anderes Bildwerk hatte ausfüllen wollen.<sup>1)</sup> Nur die römische Villa blieb in französischem Besitz; Großherzog Ferdinand erhob gegen die Rechtmäßigkeit des Tausches keinen Widerspruch.<sup>2)</sup> Auch der ihm zugefallene frühere Palaß der Akademie wurde an einen Franzosen verkauft: an Ludwig Bonaparte, den Vater Napoleon's III.; später kam er an die Königin Marie Christine von Sardinien, endlich an den Herzog Salviati aus der Familie Borghese.

Die Villa Medici hat dagegen den Eigenthümer nicht wieder gewechselt. Und wenn die Art des Erwerbes nicht tadellos erscheint, so muß man doch anerkennen, daß der Gegenstand durch die neue Bestimmung an Ehre nicht verloren hat. Denn die Akademie hat bis auf den heutigen Tag bedeutende Schüler und Meister zum großen Vortheile der französischen Kunst zu ihren Mitgliedern gezählt, und den immer grünen Lorbeergängen, die gastfrei dem Fremden zu jeder Stunde sich öffneten, wird Mancher für schöne Erinnerungen verpflichtet sein. Mancher deutsche Künstler wird vielleicht den Wunsch nicht unterdrückt haben, daß auch ihm und seinen heimischen Kunstgenossen eine ähnliche Förderung in der ewigen Stadt nicht fehlen möge.

H. Hüffer.

---

1) Gotti, *Le gallerie e i Musei di Firenze*, S. 419 fg. Reumont, *Geschichte Toscana's*, II, 621.

2) Unbegründet ist die Angabe Platner's (*Beschreibung Roms* III, 2, 601.) Ferdinand habe durch einen besonderen Vertrag die Abtretung der Villa bestätigt. Von einem solchen Vertrage findet sich keine Spur, weder in dem sehr vollständigen *Recueil des traités de la France* von de Clerq, noch, gemäß einer gütigen Mittheilung meines Freundes A. Franchetti, auf dem Florentiner Archiv.

---

## Anhang.

### Nr. I. zu S. 22.

Die Königin Caroline von Neapel rechtfertigt einige Monate später das Verfahren dem Papste gegenüber in der folgenden, in mehr als einer Rücksicht interessanten Stelle eines Briefes an ihre Tochter, die Kaiserin von Oesterreich vom 23. Mai 1798. Das Original befindet sich im Wiener Staatsarchiv:

— — — On croit à Vienne le Pape en prison, mais il est libre à Sienne; et on le pourrait faire aller à Venise, d'où il pourrait prêcher guerre de religion. Il y a deux ou trois ans que cela aurait fait un effet infini, actuellement il serait moindre, mais toujours quelque chose. Nous avons poussé, prêché mais tout en vain, Azara [der spanische Gefandte in Rom], crainte de l'Espagne, empêcha alors toutes les démarches efficaces. Le Directoire et Berthier lors de l'invasion de la Romagne [Februar 1798] nous déclarèrent, que si nous donnerions asyle au Pape, Princes, Cardinaux pro-crits, cela serait par eux regardé comme hostilité et déclaration de guerre, et qu'on nous traiterait en conséquence. Nous en avons les documents. Que faire dans ce cas? Campo Formio venait d'être signé, nous voyions les états du Pape lentement s'envahir, Rome de même, personne ne souffrait. Nous pouvions compter que de même nous en arriverait. C'est alors qu'avec la peine la plus vive et avec bien des larmes de ma part il fut décidé d'éviter la venue du Pape et tout ce qui pouvait nous attirer l'ennemi, et Gallo, qui était le plus fort de cet avis, força la main, envoya, courier sur courier, à Rome l'ordre d'empêcher, coute qui coute, que le Pape ne vint, et d'employer des prétextes pour ne point dire un Non sec. D'ailleurs vous saurez que Berthier nous donna, comme Bernadotte à Vienne, leur parole d'honneur, que l'on n'entrerait à Rome, prendrait une satisfaction aux portes et ne changerait en rien l'ordre du gouvernement. Mais leurs paroles d'honneur sont comme leur honneur, nuls et à ne pas y croire. Je vous fais tout ceci pour répondre avec vérité sur un article qui me paraît tenir au coeur.

### Nr. II. zu S. 36.

Al Signor Generale Clarke,  
Ministro Plenipotenziario della R. F.

Firenze, 5. Novembre 1801.

Signor Ministro plenipotenziario!

Sua Maestà il Re mio Signore avendo a maturità di consiglio ponderata la Proposizione da Lei fatta colla rispettabilissima Nota dei 23 Vendemmiaire

(15. ottobre) riguardo al cambio della Villa Medici col Palazzo dell'Accademia di Francia, mi ha incaricato di farle presenti i suoi Sovrani riflessi, e le sue Risoluzioni.

La Villa Medici è sempre stata considerata non solo come una delizia in Roma per la sua situazione, ma per una vera e reale Signoria, possedendo un lungo tratto delle Mura Urbane, da una Torre delle quali vi è una grande sortita, privilegio, che non si gode in Roma da verun' altro sovrano: Essa ha il comodo di uno spazioso Giardino, è ricca di moltissime acque ed al Terreno di delizia vi fono uniti due Orti, oltre i bellissimi bassi rilievi antichi, i vari pezzi di marmo e fregi celebrati perfino nella stessa Roma.

Tutti questi riflessi fecero sospendere al Granduca Pietro Leopoldo la vendita di un sito di tanta utilità, di tanta delizia, e di tanto decoro, e questi stessi riflessi ecciterebbero ugualmente la prelodata Maestà Sua a conservarlo allo Stato, ed alla Reale Sua Dignità, tanto più, avendo la Corte di Toscana un'altro Palazzo entro Roma in Campo Marzo.

Ad onta di tutto ciò, preferendo il Re mio Signore di corrispondere ai desiderj ed alle premure del Primo Console della Republica francese, è condisceso ad ordinare che si ascoltino col mezzo mio le proposizioni del cambio della Villa Medici col suddetto Palazzo dell'Accademia di Francia, e che si divenga all'opportuna trattativa, combinando quelle misure, che con reciproca soddisfazione possano condurre allo scopo desiderato.

Nel farle conoscere, Signor Ministro Plenipotenziario, le favorevoli disposizioni del prelodato mio Sovrano, passo intanto colla solita perfetta stima e considerazione all'onore di confermarmi etc.

### Nr. III. zu S. 37.

Nella mattina dei 23 novmbre. 1801 il Signor Generale Clarke portossi personalmente a questa Reale Segreteria, ed in lunghissimo colloquio tenuto colle LL. EE. Mozzi e Viviani manifestò in tuono alto e piuttosto minaccioso il suo malcontento sulla risposta spedita alla sua Nota rapporto alla Truppa Polacca. Disse, che tale nostra risposta era troppo lunga, che non volea complimenti, ed altre cose simili; facendo peraltro travvedere, che queste non erano le positive ragioni del suo risentimento. Disse che sulla nostra resistenza Egli era inutile in Firenze, che sarebbe partito, che tutto ciò che desiderava il Primo Console si doveva eseguire, e domandò, che gli si scrivesse altra Nota più breve, e gli fu per quieto vivere scritta l'altra Nota, in cui si dice, che Sua Maestà prenderà al suo soldo i 3 mila Polacchi, semprechè le sue premure dirette al Primo Console, e le istanze del Signor Ministro di Spagna, e del Signor Cavaliere Serristori non ottengano l'intento di dispensarla da simile peso.

---

## Das Gymnasialwesen in Italien.

---

### I. Allgemeine Anordnung des höheren Unterrichts.

Um sich einen Begriff vom heutigen Stand des Unterrichtswesens in den höheren Schulen Italiens und von ihrem Organismus zu bilden, braucht man nicht über das Gesetz vom 15. November 1859 zurückzugehen. Vor demselben war dieser Unterricht, welcher den Knaben aufnimmt, wenn er schon mit den ersten Bildungselementen ausgerüstet ist, und ihn für die Universität vorbereitet, in Italien nicht anders geordnet und umfasste keine andern Gegenstände als dies anderswo im katholischen Europa am Ende des verfloßenen und im Anfang dieses Jahrhunderts der Fall war. Hie und da waren in Staats- oder Privatanstalten einige Abweichungen zu bemerken, allein die religiösen Körperschaften behielten ihr früheres Gepräge und da ihnen der grössere Theil der Jugend anvertraut war, so hatten auch die anderen Anstalten, welche nicht von ihnen abhingen, jenes Gepräge mit dem ihrigen gemein. Gar kein Griechisch, oder nur sehr wenig; viel Latein und Italienisch, beides mit Berücksichtigung der Literatur und Aesthetik; ein wenig Mathematik und Physik, etwas mehr Philosophie — das waren die Studien, welche acht oder noch mehr Jahre des Jugendalters ausfüllten. Daraus gingen Einzelne mit einer leichten und gefälligen Bildung hervor, meist fähig, ein lateinisches Distichon oder ein lateinisches Sonett herzufügen oder gar dergleichen gelegentlich zu verfertigen; was aber den Charakter anlangt, zwischen zwei Extremen hin und herschwankend, entweder für immer dumpf und stumpf oder aber dazu be-

stimmt, sofort beim Austritt aus der Schule die Beute der ersten Ideenströmung zu werden, die ihn ergreifen möchte. Nur in Lombardo-Venetien hatte die österreichische Regierung wenige Jahre vor dem Gesetz von 1859, welches, zuerst nur für Piemont und die Lombardei bestimmt, sich nach dem Kriege jenes Jahres den Ereignissen folgend allmählich über ganz Italien ausgebreitet hat, eine Reihe tiefgreifender Reformen eingeführt.

Der Gedanke des Gesetzgebers von 1859 nun war folgender: Der höhere Unterricht zerfällt in klassischen und realen, welche wesentlich verschiedenen Charakter und Zwecke haben. Die Grundlage des klassischen Unterrichts bilden die beiden alten Sprachen; sein Ziel ist den jungen Leuten eine literarische und philosophische Ausbildung zu geben, welche dazu dient, ihnen den Zugang zu den Spezialstudien zu eröffnen, die sie dann zu den akademischen Graden auf den Staatsuniversitäten führen. Mittels dieses Unterrichtsganges also muß der Jüngling sich mit allen jenen allgemeinen Kenntnissen ausrüsten, die zum Gebildetsein oder doch zum Gebildetererscheinen erfordert werden, indem er seinen Geist für jene Spezialstudien vorbereitet, welche ihn zu dem besonderen Beruf, dem er sich widmen will, befähigen sollen. Diese allgemeinen Kenntnisse erlangt der Jüngling nach der Meinung jenes Gesetzgebers in zwei sich aneinander anschließenden Anstalten. In der ersten, die den Namen Gymnasium führt, wird er während eines fünfjährigen Lehrganges in fünf verschiedenen Classen folgende Gegenstände gelehrt: die italienische Sprache, die lateinische, die griechische, Arithmetik, Geographie, Geschichte und griechisch-römische Alterthümer. Im zweiten, dem sogenannten Lyceum, wird er während eines dreijährigen Lehrganges in drei verschiedenen Classen in der Philosophie, den Elementen der Mathematik, der Physik und der Chemie, der Italienischen, Lateinischen und Griechischen Literatur, so wie in der Geschichte und den Naturwissenschaften unterrichtet.

Der Realunterricht hat einen ganz andern Charakter und Zweck; er dauert nicht acht Jahre, sondern nur sechs; er gibt keine bloß allgemeine, sondern eine allgemeine und spezielle Bildung zugleich, er erschließt nicht den Zugang zur Universität, sondern findet in sich selbst seinen Abschluß

und dient dazu, die Jünglinge, welche einem bestimmten Beruf im Verkehrsleben — der Industrie, dem Handel oder der Landwirthschaft — sich widmen wollen, hiezu genügend zu befähigen. Dieser Unterricht wird ebenfalls in zwei Anstalten gegeben; in der ersten, welche den Namen Technische Schule führt, werden in einem dreijährigen Lehrgang in drei verschiedenen Classen gelehrt: Die italienische Sprache, die französische, Arithmetik und Buchführung, die Elemente der Algebra und der Geometrie, Zeichnen und Schönschreiben, Geographie und Geschichte, die Elemente der Naturwissenschaft, der Physik und Chemie, Vorbegriffe über Recht und Pflichten der Staatsbürger. In der zweiten Anstalt, welche „Technisches Institut“ heißt, wird in einem ebenfalls dreijährigen Lehrgang und in drei verschiednen Classen gelehrt: Italienische Literatur, Geschichte und Geographie, englische und deutsche Sprache, Verwaltungs- und Handelsrecht, Volkswirthschaft, Handelskunde, Gesellschaftsrechnung, Chemie, Physik und Elementarmechanik, Algebra, Geometrie, Stereometrie und rechtlinige Trigonometrie, Zeichnen und die Elemente der beschreibenden Geometrie, Ackerbaukunde und Naturkunde. Der Unterricht in der technischen Schule sowohl als im technischen Institut sollte, so meinte der Gesetzgeber, mit Berücksichtigung der praktischen Erfordernisse ertheilt werden und sollte darin insbesondere auf die Erweiterungen Rücksicht genommen werden, deren er nach den natürlichen und ökonomischen Bedingungen des Staates fähig sei. Man darf, ohne sich einer Unhöflichkeit schuldig zu machen, daran zweifeln, ob der Gesetzgeber, als er sich so ausdrückte, einen ganz deutlichen Begriff von der Sache gehabt habe. Sicherlich war er nicht der Meinung, daß in jedem technischen Institut wirklich alle jene Gegenstände gelehrt werden müßten und gelehrt werden könnten. Er schrieb vor, daß „je nachdem sich das Bedürfnis danach fühlbar machte, in den Städten, welche Mittelpunkte eines namhafteren industriellen oder kaufmännischen Verkehrs wären“, Institute eröffnet würden, die dann in „Sektionen getheilt werden könnten. In einer jeden derselben sollten diejenigen Gegenstände gelehrt werden, welche auf eine bestimmte Ordnung von Berufsthätigkeiten hinführten“. Die Zahl der Sektionen war nicht im Voraus bestimmt. Nach

dem ökonomischen Verhältniß der Provinz, zu deren Gunsten das Institut gegründet wurde, sollte sie höher oder niedriger gegriffen und sollten auch die einzelnen Sektionen verschiedentlich abgegränzt werden.

Jedenfalls sollte die Trennung der technischen Schule vom Gymnasium und die des technischen Institutes vom Lyceum stattfinden und unbedingt aufrecht erhalten werden.

Es springt in die Augen, daß der Gesetzgeber von dem realen Unterricht sich kein so scharf gezeichnetes Bild entworfen hatte, als vom klassischen; ja er war, um es richtiger auszudrücken, gegen eine solche genauere Definition; er wünschte, daß jener Unterricht seiner Anlage nach veränderungs- und dehnungsfähiger, seiner Dauer nach kürzer, in seinem allgemeinen und vorbereitenden Theil weniger tief wäre als der klassische und daß er darauf ausginge spezielle Befähigungen für die geringeren Berufsthätigkeiten des Lebens zu erzielen. Es sollte keinerlei Verbindung oder Brücke zwischen ihm und dem klassischen Unterricht einerseits, oder zwischen ihm und der Universität andererseits geben. Doch organisirte der Gesetzgeber auch für ihn einen besonderen Abschluß, eine ihn vervollständigende Art Hochschule. In einer Stadt des Staates, auf den das Gesetz von 1859 sich erstreckte, in Mailand, sollte ein Königliches Höheres Technisches Institut, eine Art Realuniversität, errichtet werden. Auf dieses sollte man von den technischen Instituten aus gelangen; es war sozusagen, der Gipfelpunkt von jenen. Was aber dieses höhere Technische Institut eigentlich sein sollte, das war nicht gesagt.

Es ist zwar im vergangenen Jahre ein Schritt gethan worden, um den Uebergang von der höheren Realschule sei's zu jener Realuniversität, sei's zu den mit andern Universitäten verbundenen Ingenieurschulen zu regeln, allein „keinerlei innigere Verknüpfung ist möglich, wenn der Begriff vom Niedern Technischen Unterricht nicht festgestellt und mit größerer Deutlichkeit umschrieben wird. Wie viel Schwierigkeiten dies aber bis jetzt verursacht hat, müßte in einer besonderen Arbeit dargestellt werden. Hier und jetzt ist es uns aber zunächst um die Darstellung des klassischen Unterrichtswesens in Italien zu thun.



## II. Einrichtung und Entwicklung des klassischen Schulwesens.

Das Gesetz vom 13. November 1859 ist niemals in ganz Italien veröffentlicht worden, und man kann sagen, daß es in seiner Gesamtheit nur in den Provinzen Piemonts, Liguriens, Sardinien und der Lombardei für welche es ursprünglich geschaffen wurde gesetzlich in Kraft stehe, sowie in der Provinz Rom, welche bis lang noch den Kirchenstaat bildete. Jedoch regelt es thatsächlich den Unterricht in allen Provinzen, sei es nun, daß es durch einen provisorischen Regierungsbeschluss, wie in Sicilien, in den Marken und in Umbrien während der Jahre 1860 und 1861 mit geringen oder gar keinen Abänderungen eingeführt, sei es, daß es durch Decrete der Regierung allmählich weiter ausgedehnt worden ist, wie es in den venetianischen und toskanischen Provinzen 1867 der Fall war, sei es endlich, daß der Beschluss, durch welchen von einer provisorischen Regierung der Unterricht geordnet wurde, nicht wesentlich vom Inhalt des Gesetzes von 1859 abweicht, was bei dem von 1861 vollständig zutrifft, der heute noch in den neapolitanischen Provinzen gilt.

Mit dem Gesetz von 1859 hat es nun eine gar sonderbare Bewandtnis. Es ist eins von den vielen, welche entstanden sind während der Zeit jener Vollmachten, die vor dem Ausbruch des Kriegs von 1859 ursprünglich dem Grafen Cavour gegeben worden waren, dann aber von Rattazzi ausgebeutet worden sind, als Cavour nach dem Frieden von Villafranca für kurze Zeit zurücktrat, und Rattazzi vom König aufgefordert wurde die Stellung jenes großen Mannes einzunehmen. Rattazzi, von Beruf Advocat, schlagfertig, überzeugt daß der Schein, als beschäftigten sie viele Leute den Ministern das Leben leicht macht, geneigt einer geschäftigen Umarbeitung von Gesetzen und Beschlüssen die größte Wichtigkeit beizulegen, beeifert sofort in den Verordnungen des neuen Staates jene Grundsätze einzuführen, welche er bei seiner leichtfertigen und ganz französischen Bildung entweder selbst für sehr fortschrittlich hielt, oder von denen er glaubte, daß sie dafür gehalten wurden — Rattazzi gab den ererbten Vollmachten eine sicherlich viel weitere Auslegung,

als es die Absicht der Kammer gewesen war, und bediente sich derselben, um Knall und Fall Gesetze jeder Art, ja sogar die Gesetzbücher umzugestalten. Von jener fast alle Gebiete des Staats umfassenden Gesamtmasse gesetzlicher Anordnungen, die in einem constitutionellen Land ohne Betheiligung des Parlaments entworfen, sanktionirt und veröffentlicht worden sind, bildet gerade das Unterrichtsgesetz von 1859 einen hauptsächlichlichen Theil. Dieses nun, mag es auch nicht vollendet sein, ja an vielen Punkten zusammenhangslos erscheinen, die eilige Arbeit Vieler verrathen und der schließlichen ordnenden Ueberarbeitung eines einzigen Mannes entbehren, bezeugt dennoch ein genaues Studium besserer Schulverordnungen als die zur Zeit in Italien bestehenden es waren. In der That hatten zwei sehr competente und hochbedeutende Männer großen Antheil daran: Melegari, damals Professor des Staatsrechts zu Turin, und Berti, Professor der Moralphilosophie an derselben Universität, jetzt an der zu Rom, dessen Name aus der langen Reihe der Minister des öffentlichen Unterrichts glänzend hervortritt, welche seither das Königreich Italien gehabt hat. Der Graf Casati stand an der Spitze jenes Ministeriums, als dies Gesetz gegeben ward und unterzeichnete es. So ein ausgezeichnete Mann er war, auf die Urheberchaft eines derartigen Gesetzes hatte er kein Recht; er gehörte in der That nur darum jenem Ministerium an, weil er einer der bedeutendsten Männer der Lombardei war, und 1848 das Präsidium der provisorischen Regierung geführt hatte. Als solcher hatte er in das erste Ministerium eines Staates eintreten müssen, von dem die Lombardei einen wesentlichen Theil bildete, und es hatte sich für ihn keine andere Stelle finden lassen.

Wer dies Gesetz mit den Beschlüssen der provisorischen Regierungen der Jahre 1860 und 1861 von Toscana, Sicilien und Neapel vergleicht, welche dem Gesetz eine eigene Fassung gaben oder es mit einigen Abänderungen verkündigten, wird sich leicht überzeugen, daß die italienischen Politiker welche in diesen verschiedenen Staaten unversehens die Leitung des Unterrichts in die Hände bekamen, von einer guten Anordnung desselben weit weniger verstanden, als die Urheber des Gesetzes von 1859. Das Geschrei gegen dasselbe war freilich im ersten italienischen Parlament groß

genug; einmal wegen seines Ursprungs, dann aber auch wegen seiner Bestimmungen, so daß es von den unter dem Ministerium Rattazzi veröffentlichten Gesetzen das einzige geblieben ist, das kein Ministerium gradezu über das ganze Reich auszudehnen gewagt hat. Gleichwohl hat zum Theil sein größerer Werth, zum Theil ein natürliches Streben der Verwaltung, welcher es zuwidergeht, in demselben Staate bei der Regulirung der einzelnen Theile verschiedene Gesetze berücksichtigen zu müssen, die Wirkung gehabt, daß trotz der mannigfachen Ausstellungen und des großen Widerstands sich doch nach und nach aller Unterricht, privater und öffentlicher, überall jenem einzigen Gesetz angepaßt hat. Hierzu hat freilich auch der Umstand beigetragen, daß das Parlament niemals im Stand gewesen ist, dasselbe durch ein anderes Gesetz zu ersetzen, wiewohl in einigen Zweigen des Unterrichts, dem klassischen z. B., mehr als ein Minister Verbesserungsvorschläge gemacht hat. Je größer freilich die Gereiztheit der Kammer gegen die Berathung derselben war, desto größer ist nothwendiger Weise auch die Freiheit gewesen, welche der Minister sich allmählich hat nehmen müssen, um in der Ausführung einige gesetzliche Normen, die seine Thätigkeit allzuempfindlich hemmten, zweckentsprechend zu modificiren.

Wir haben gesehen, welches nach diesem Gesetz die Unterrichtsgegenstände in den fünf Jahren des Gymnasiums und in den drei Jahren des Lyceums sind. Der Unterricht in diesen Gegenständen ward vom Gesetzgeber von 1859 und ist heute noch in dem Gymnasium fünf Professoren und einem Hilfslehrer für Arithmetik und Geographie, im Lyceum dagegen sieben ordentlichen Lehrern anvertraut. Weil ferner das Gymnasium vom Lyceum durchaus getrennt ist, so hat es einen Direktor, einen Vice-Direktor und einen geistlichen Direktor für sich, und keines dieser leitenden Aemter darf zu dem Amte eines Lehrers hinzukommen. In dem Gesetz ist nicht gesagt, wie die fünf Professoren des Gymnasiums und die sieben des Lyceums den Unterricht unter einander theilen sollen. Allein da der Classen des Gymnasiums auch fünf sind, so ist von der Verwaltung die Regel aufgestellt worden, daß in demselben jeder Professor Classenfürher ist, d. h. daß jeder die Schüler einer Classe alle Gegenstände

des Unterrichts in derselben lehrt; weil hingegen im Lyceum die Zahl der Classen derjenigen der Professoren nicht gleich ist, so hat man daraus die entgegengesetzte Folgerung gezogen, daß in dem Lyceum die Professoren nicht Classen- sondern Fachprofessoren sind, d. h. daß jeder in bestimmten Stunden die Zöglinge der verschiedenen drei Classen einen bestimmten Gegenstand lehrt. Eine andere auf die beiden ersten Classen des Gymnasiums bezügliche Eigenthümlichkeit ist die, daß die Schüler dieser beiden Classen während ihrer zwei Jahre denselben Professor haben und erst bei dem Eintritt in die dritte Classe einen andern bekommen. Wer die Einrichtung des deutschen Gymnasiums kennt, sieht sofort, daß sie in allen diesen Punkten von derjenigen der beiden ihm entsprechenden italienischen Institute wesentlich abweicht. Noch in einem andern Punkt ist dieser Unterschied nicht geringer und nicht weniger bedeutungsvoll. Weder die Professoren des Gymnasiums noch die des Lyceums sind verpflichtet nach einem bestimmten Lehrbuch zu unterrichten, sie können nach Belieben den Schülern eines namhaft machen oder nicht und sind bei dieser Wahl vollständig unabhängig. Sie sind jedoch an die Programme und die Verordnungen des Ministers des öffentlichen Unterrichts gebunden, welcher in der Regel die Gränzen des Unterrichts in jeder Classe und die Ausdehnung, welche dem Studium eines jeden Gegenstandes zu Theil werden soll, durch Decrete bestimmt. Hierauf werden wir zurückkommen. Für jetzt betrachten wir, um den Faden nicht zu verlieren, wie viel Zeit einem jeden Gegenstand im Gymnasial- und Lycealcursus gewidmet ist, denn schon allein aus der Zeit läßt sich schliessen, wie viel von einem jeden gelernt werden kann.

Die Gymnasien sind 10 Monate im Jahre, vom 15. October bis zum 15. August, geöffnet. Allein nicht alle Tage werden in diesem Zeitraum Lektionen gehalten. Man muß die Sonntage, die Feste des ganzen Königreichs, die religiösen Feste der einzelnen Städte und die Verhinderungen von Professoren, zusammengerechnet etwa neunzig Tage abziehen. Es bleiben so für die Lektionen gegen zweihundert oder zweihundert zwanzig Tage im Jahr; und wie bemerkt, zwischen das Ende des einen Schuljahrs und den Anfang des nächsten fällt ein Zwischenraum von zwei Monaten.

Während dieser 29 Wochen war die Zeit, welche nach dem von 1865—1867 befolgten Stundenplan auf jeden einzelnen Gegenstand fiel, so geordnet, daß ein Zögling, der alle acht Classen des Gymnasiums und des Lyceums in acht Jahren durchlaufen hätte, regelmäsig jedes Jahr von der einen zur andern übergehend, während der vollen acht Jahre im Italienischen 1421 Stunden gehabt haben würde, im Lateinischen 1296, in Geschichte und Geographie 777, in Arithmetik und Mathematik 590; im Griechischen 327 Stunden in 6 Jahren; in der Naturgeschichte 174 in 3 Jahren; in der Physik 261 und in der Philosophie 232 Stunden in 2 Jahren. Die Gründe zu einer derartigen Vertheilung der Stunden unter die verschiedenen Unterrichtsgegenstände, welche den Umfang des klassischen Unterrichts bilden, sind vom Minister welcher die Vorschrift dazu gab, nicht angeführt, vielleicht nicht einmal gesucht worden. Wahrscheinlich würde er, wenn er nach denselben gesucht hätte, diese Eintheilung nicht getroffen haben. Im Jahr 1867 stand der heutige Unterrichtsminister Coppino ebenfalls an der Spitze des öffentlichen Unterrichts; er liefs die Programme der verschiedenen Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums und Lyceums von neuem sammeln und schliefslich einen neuen Stundenplan anfertigen, in welchem dem Lateinischen, Griechischen und der Philosophie mehr Zeit zugetheilt und die für das Italienische beträchtlich, die für Mathematik und Naturwissenschaften um ein Geringes gekürzt wurde. In der Verschiebung des Griechischen bis zur vierten Classe (Tertia) des Gymnasiums liefs sich zugleich die Absicht erkennen, die drei ersten Classen desselben auch den Schülern zugänglich zu machen, welche den Weg der klassischen Bildung nicht verfolgen wollten. Im Uebrigen war man darauf bedacht jeden Unterrichtsgegenstand in eine geringere Zahl von Jahren einzuengen, indem man ihm dieselbe Stundenzahl liefs.

Im Jahr 1872 ward eine Untersuchung des klassischen Unterrichtswesens angeordnet. Die befragten Professoren hatten manches über jenen Stundenplan von 1867 zu sagen, welcher durch die Vertheilung der Stunden offenbar für das Schlufsexamen des klassischen Cursus nicht günstig war. Vor diesem Examen fühlten sich die Schüler am Ende des letzten Jahres schwächer als am Ende des vorhergehenden in allen

jenen Studien, welche nicht über dieses hinaus waren fortgesetzt worden. So kam man denn überein den Stundenplan zu ändern und vor allem den Unterricht im Italienischen, in der Mathematik und in der Geschichte, welcher nach dem Stundenplan von 1867 in dem 2. Jahre endete, von neuem auf das dritte Jahr des Lyceums auszudehnen. Das geschah durch ein Decret von 1874, welches dem Italienischen zwei Stunden mehr zurückgab, der Geschichte und Geographie eine, der Mathematik eine und der Philosophie eine entzog und die fünf Stunden Naturwissenschaft auf die beiden letzten Jahre vertheilte. Aber auch die derartig abgeänderte Stundenvertheilung erschien dem Minister selbst, der sie guthiefs, nicht durchaus genügend, und er forderte um sie besser zu ordnen, von den Professoren ihr Gutachten.

Der Stundenplan ist also von der Regierung für ihre Anstalten festgesetzt, und an ihn müssen die Professoren sich allewege halten, indem sie beim Unterricht den Programmen und den Verordnungen des Unterrichtsministers folgen. Die einzige Freiheit, welche ihnen bleibt, ist dafs sie ihren Schülern ein Lehrbuch angeben und unter einander abmachen können, an welchen Tagen der Woche und zu welcher Zeit ein jeder seine Stunden zu geben hat.

Damit man den äufseren Gang des Unterrichts in seiner Gesamtheit übersehen kann, ist es nöthig zu zeigen, wie der Zögling in das Institut eintritt und von Classe zu Classe fortschreitet. Hier wie in jedem andern Theil des Unterrichts herrscht das Examen vor. Um in ein Gymnasium aufgenommen zu werden, genügt es nicht, dafs der Schüler das Zeugniß beibringt, er habe die Elementarclassen durchgemacht; ebenso genügte noch vor einem oder zwei Jahren ein Abgangszeugniß des Gymnasiums nicht, um in das Lyceum einzutreten. Das Gesetz von 1859 verlangt sowohl für den Eintritt in's Gymnasium als für den in's Lyceum ein Aufnahme-Examen und gestattet nur, dafs man vermittelt eines Aufnahme-Examens in jeder beliebigen Classe sowohl des einen als des andern Institutes eintreten kann. In welcher Weise die Commission, welche das Examen abnimmt, beschaffen sein soll, wird vom Gesetze selbst angegeben. Die für das Aufnahme-Examen der Gymnasien besteht aus dem Direktor der Anstalt und aus vier von ihm gewählten

Mitgliedern; die für das Aufnahme-Examen der Lyceen besteht aus dem Vorsteher und vier Mitgliedern, die vom Provinzial-Schulrath gewählt werden. Dieser ist eine in jeder Provinz eingesetzte Behörde, deren Zusammensetzung mehrere Male abgeändert worden ist, und noch abgeändert werden muß, da er nicht zweckentsprechend wirkt; seine Glieder sind aber gewählt zum Theil vom Unterrichtsminister, zum Theil vom Stadtrathe der Stadt, in der er seinen Sitz hat, und Präsident desselben ist der Provveditore, (Inspector), ein Staatsbeamter, welcher sich in jeder Provinzialhauptstadt vorfindet oder doch vorfinden sollte und vom Unterrichtsminister, der ihn ernennt, abhängt. Beachtenswerth ist, daß die Professoren als solche nicht hinzugezogen werden; es sind eben kleine Staatsexamen.

Die Anforderungen des Aufnahme-Examens sind natürlich, je nach der Classe, für welche dasselbe die Zulassung gewähren soll, verschieden. In jedem Falle ist es vortheilhaft, diejenigen des Aufnahme-Examens für die erste Classe des Gymnasiums und für die erste des Lyceums zu wissen, um einen Begriff davon zu gewinnen, was das erste der beiden Institute in seinem Lehrgang leisten soll. Das Examen ist immer ein schriftliches und ein mündliches. Für das schriftliche werden die Aufgaben nach dem Regulativ von 1865 von der Gesamtheit der Institutsprofessoren zusammengestellt. Für die Aufnahme in die erste Classe des Gymnasiums (Sexta) sind es die folgenden: 1) Analyse einer einfachen Periode. 2) Ein italienischer Aufsatz mit Hülfe eines diktirten Entwurfes. 3) Eine arithmetische Aufgabe. Für die Aufnahme in die erste Classe des Lyceums (Obersecunda), d. h. nach fünf Schuljahren kommen folgende Gegenstände zur Prüfung: 1) Eine Uebersetzung aus dem Italienischen ins Lateinische. 2) Eine Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Italienische. 3) Eine Uebersetzung aus dem Griechischen ins Italienische. 4) Historische Aufgaben. 5) Arithmetische Aufgaben. Von jeder Classe geht man durch ein Beförderungsexamen in die andere über, und die Commission ist aus Professoren der Classe, in welche der Zögling vorrücken will, zusammengesetzt.

Die beiden hauptfachlichsten Examen des höheren Unterrichts sind nach dem Gesetz von 1859 das Abgangsexamen

des Gymnasiums und das des Lyceums. Mit dem ersten schließt der Curfus des Gymnasiums ab, mit dem zweiten der des Lyceums. Dies letztere entspricht der Maturitätsprüfung der deutschen Gymnasien; das erstere hat kein Gegenpart weder in der deutschen noch in andern Schulgesetzgebungen. Zwischen beiden muß ein Zwischenraum von drei Jahren liegen, kraft eines Dekretes von 1871, welches freilich im Gesetz nicht begründet ist, welches jedoch erlassen wurde, um der Unordnung des Privatunterrichts zu steuern, welcher seine Zöglinge allzu eilig für die beiden Examen vorbereitete und auf diese Weise die Staatsanstalten leerte, in denen nothwendiger Weise die Vorbereitung für das erste fünf und für das zweite drei Jahre in Anspruch nahm. Denn sowohl zu den beiden Abgangsprüfungen, als zu den Zulassungsprüfungen für die verschiedenen Classen des Gymnasiums und des Lyceums können sich auch Zöglinge melden, welche in Privatanstalten unter der Leitung von Laien oder Geistlichen oder im Hause unter der Obhut ihrer Eltern vorbereitet worden sind. Das Abgangsexamen des Gymnasiums wird vor einer Commission gemacht, in welcher der Director der Schule den Vorsitz führt und welche vom Provveditore, dem oben schon erwähnten Staatsbeamten, jährlich ernannt wird. Das Zeugniß, das der Candidat erhält, genügt nach dem Gesetz von 1859 nicht, um sofort ins Lyceum einzutreten, sondern gewährt nur den Zutritt zu dem Zulassungsexamen für das Lyceum. Obwohl nun kein Gesetz durch ein Dekret abgeschafft werden kann, so wurde dennoch 1874 auf Befürwortung der Untersuchungscommission dies Zulassungsexamen durch ein Dekret beseitigt und das Abgangszeugniß des Gymnasiums für genügend erklärt, um dem Zögling, der es errungen, den Zugang zum Lyceum zu gestatten.

Dies Examen ist, wie jedes andere, ein schriftliches und ein mündliches. Bis 1874 ward in den schriftlichen Prüfungen vorgelegt: 1) Eine Uebersetzung aus dem Italienischen ins Lateinische. 2) Eine Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Italienische. 3) Eine Uebersetzung aus dem Griechischen ins Italienische. 4) Ein italienischer Aufsatz. 5) Eine geschichtliche und geographische Aufgabe. 6) Eine arithmetische Aufgabe. Aber in jenem Jahre ward als Prüfungs-



gegenstand eine Uebersetzung aus dem Italienischen ins Griechische hinzugefügt, die geschichtliche und geographische Aufgabe unterdrückt und die arithmetische in eine mathematische Aufgabe umgewandelt. — Für jeden schriftlichen Prüfungsgegenstand sind fünf Stunden bestimmt, die mündlichen Prüfungen sollen eine jede  $\frac{1}{4}$  Stunde lang dauern und sich auf alle im Gymnasium gelehrt Gegenstände erstrecken.

Das Examen für das Abgangszeugniß des Lyceums hat nach dem Gesetz von 1859 eine durchgreifende Veränderung erfahren. Die Commission, vor welcher es bestanden werden mußte, sollte nicht vom Provveditore, sondern vom Minister ernannt werden. Allein der sehr geringe Erfolg des klassischen Unterrichts und die Absicht, die Zöglinge von Privatanstalten mit aller möglichen Unpartheilichkeit zu behandeln, veranlaßten im Jahr 1866 den Minister Berti einen Prüfungsausschuß (*Giunta esaminatrice*) als Prüfungsbehörde für das gesammte Königreich aufzustellen. Die schriftlichen Prüfungsarbeiten aller Zöglinge sowohl von Staats- als Privatanstalten sollten diesem vorgelegt, von ihm gut befunden oder verworfen werden und das Urtheil, welches derselbe abgab, sollte der Prüfftein sein, mit welchem der jedesmalige Werth einer jeden bestimmt würde. Ueber die mündlichen Prüfungen urtheilten Lokalprüfungskommissionen, welche in jedem Prüfungsort, d. h. in jedem Staatslyceum, da in der That, wenn auch nicht dem Recht nach jedes Staatslyceum als Prüfungsort galt, eingesetzt wurden. Ihr Urtheil genügte aber nicht, um einen Zögling zuzulassen oder zurückzuweisen, es wurde vielmehr an den Centralprüfungsausschuß eingeschickt, welcher jenes Urtheil über die mündlichen Prüfungen mit seinem über die schriftlichen zusammen hielt und so den Entscheid gab. Diese Einrichtung erhält sich wunderbarer Weise heute noch aufrecht und hat nur zwei wesentlichere Veränderungen erleiden müssen: erstens nämlich ist sie nicht mehr selbstständig, sondern ist seit 1867 unter den Oberlehrerth gestellt; zweitens ward 1869 den Lokalprüfungskommissionen das Urtheil nicht allein über die mündlichen, sondern auch über die schriftlichen Prüfungsarbeiten sowie der Entscheid über die Annahme oder Zurückweisung derselben überlassen; und der Centralprüfungsausschuß be-

schränkt seine Thätigkeit auf die Wahl und Einsetzung der Aufgaben für die schriftlichen Prüfungen, auf die Durchsicht der Arbeiten der Examinanden und der Urtheile der Professoren und auf die Leitung der Prüfungsangelegenheiten.

Das Abgangsexamen des Lyceums ist wie jedes andere ein schriftliches und ein mündliches. In den schriftlichen Prüfungen wird verlangt: 1) Ein italienischer Aufsatz. 2) Eine Uebersetzung aus dem Italienischen ins Lateinische, welche seit einigen Jahren an die Stelle des lateinischen Aufsatzes getreten ist. 3) Eine Uebersetzung aus dem Griechischen ins Italienische, verbunden mit der Beantwortung einiger grammatikalischen Fragen. 4) Eine mathematische Aufgabe. Die mündlichen Prüfungen erstrecken sich auf die drei Literaturen und die Mathematik, dann auf die Physik, die Naturgeschichte, Geschichte und Philosophie.

Das Gesetz von 1859 sagt nichts darüber, ob dies Abgangsexamen, wenn es einmal mißglückt ist, wiederholt werden und wie oft es wiederholt werden kann; es verbietet jedoch, daß es noch in demselben Jahre wiederholt werde. Thatsächlich hat sich dann der Gebrauch eingeführt und ist durch wiederholte Ministerialdekrete gebilligt worden, daß es immer wiederholt werden kann, und jedes Jahr gibt es zwei Prüfungszeiten, die eine im Juli, in welcher an verschiedenen von dem Centralprüfungscollegium fürs gesammte Königreich gleichförmig bestimmten Tagen von jedem Studenten einer Staats- oder Privatanstalt an den für die Prüfungen bestimmten Orten die schriftlichen und mündlichen Prüfungen vor den durch den Minister nach dem Vorschlag des Centralprüfungsausschusses ernannten Commissionen abgelegt werden können; und die andre im October, wo die im Juli nicht bestandenen Prüfungen von den Studenten, welche dazu Lust haben, nachgemacht werden können.

Jeder Examinator verfügt über 10 Punkte und bezeichnet mit diesen sein Urtheil. Der Examinand, welcher keine 6 Punkte auf jeden schriftlichen oder mündlichen Prüfungsgegenstand erhält, besteht darin nicht, wenn aber ein Gegenstand, wie z. B. das Italienische, einer schriftlichen und mündlichen Prüfung unterworfen ist und das Examen mißglückt in einer, dann muß es in allen beiden wiederholt werden. Nur wenn in der schriftlichen Prüfung 5 Punkte vorhanden

wären, und in der mündlichen 8 oder umgekehrt, würde dies dennoch genügen. Wenn es nicht gelingt, im Oktober die im Juli mißglückten Prüfungen nachzuholen, muß das ganze Examen im nächsten Jahre wiederholt werden. Der Examinand erhält die Erlaubniß, diejenigen Prüfungen, welche nachzuholen ihm nicht gelungen ist, zu vervollständigen nur dann, wenn er in allen übrigen 73 Punkte, d. h. in einigen etwas mehr und in andern etwas weniger, als gefordert wird, erlangt hat. Diese Anordnung ist, wie man sieht, sehr streng, und urtheilfähige Männer werden damit zufrieden sein, daß ich sie hier kurz und scharf dargelegt habe; denn in diesen einzelnen Mafsnahmen sind die wesentlichen und eigenthümlichen Merkmale der Schulordnung in den verschiedenen Ländern zu suchen. Freilich ist es gut gleich hier hinzuzufügen, daß dieselbe nicht ebenso erfolgreich, als streng ist.

---

Wir haben schon gesagt, wie viel Professoren für das Gymnasium, und wie viel für das Lyceum nöthig sind, es bleibt uns zu zeigen, in welcher Weise sie erwählt werden. Die Professoren sind ordentliche (*titolari*) oder außerordentliche (*reggenti*); die ersteren werden durch ein königliches Dekret ernannt, die letzteren aber durch ein Ministerialdekret; Commissionen, vor denen einer seine Befähigung für die erste oder zweite Stellung durch ein Examen nachweisen könnte, gibt es nicht. Vielmehr eröffnet die Regierung, wenn eine Stelle frei ist, einen Conkurs, bei diesem jedoch kann sich nicht jeder Beliebige betheiligen, sondern nur ein Solcher, der je nach den Gegenständen, für welche der Conkurs eröffnet ist, vor der philosophischen Fakultät promovirt hat. Von dieser Bedingung kann der Minister nur bei einem Manne absehen, der durch Veröffentlichung von Schriften sich in jenen Gegenständen den Ruf großer Gelehrsamkeit erworben hat.

Der Conkurs findet statt vor einer durch den Minister ernannten Commission, in welcher der Provveditore den Vorsitz führt. Man kann sich an dem Concurs entweder mit Titeln, d. h. durch Einsendung der Belege für die gemachten Studien und für den Bildungsstand, oder auch durch ein Examen betheiligen. Letzteres zerfällt in ein schriftliches

und in ein mündliches. Die schriftliche Prüfung besteht in einer Abhandlung, welche bei verschlossenen Thüren und ohne Bücher über ein Thema zu schreiben ist, das an dem nämlichen Tage erst von der Commission gestellt wird. Der so erwählte Professor ist dann jammervoll genug gestellt und empfängt den nämlichen Gehalt, mag seine Lehrthätigkeit 15 Stunden wöchentlich oder nur 5 Stunden und noch weniger fordern. Allein wer weniger zu thun hat, kann zwei Lehrstellen einnehmen und so, durch seine grössere Thätigkeit auch grösseren Verdienst erzielen.

Das Gesetz von 1859 stellt drei Gehaltsclassen auf, denen drei Gymnasial- und Lyceal-Classen entsprechen. Nach diesen Classen erhalten die ordentlichen Professoren des Gymnasiums in den zwei obersten Classen 2000, 1800 oder 1600 Franken; in den drei untersten Classen 1800, 1600 oder 1400 Franken; die des Lyceums 2,200, 2000 oder 1800 Franken. Die ausserordentlichen Professoren im ersten Institute in den zwei obersten Classen 1600, 1440 oder 1280 Franken, in den drei untersten 1440, 1280 oder 1120 Franken; im zweiten Institut 1760, 1600 oder 1440 Franken. Alle sechs Jahre wächst der Gehalt um ein Zehntel. Alle Aufbesserung deren eine Professorenlaufbahn fähig ist, besteht in diesem Zuwachs und in dem Vorrücken von der untersten Classe des Gymnasiums an d. h. in einer Erhöhung des Gehaltes von 1400 auf 2200 Franken, die, wenn einer volle 30 Jahre im Dienste gewesen, bis zu 3300 Franken ansteigen können; allein es ist sehr schwer, daß einer eine so lange Laufbahn zurücklegt, um so mehr, da jede freie Lehrstelle nicht vermittelt Vorrückens, sondern vermittelt eines Concurres besetzt wird.

Wieviel für jeden Professor die Summe der Examen-gelder betragen mag, ist schwer zu berechnen. Alle Examen für das Aufrücken in eine höhere Classe sind unentgeltlich, und für die Aufnahme- und Abgangsexamen, welche vom Studenten bezahlt werden, erhält der Professor für die ersten an den Gymnasien 60 Centimes, an den Lyceen 1 Frank 50 Centimes, für die letzteren an den Gymnasien 2 Franken, an den Lyceen 3 Franken. Es leuchtet ein, daß je nach der Zahl der Examinanden, welche an einem Examensorte sich melden, dies Einkommen grösser ist; es kann für den Professor am Lyceum einer sehr bevölkerten Stadt z. B. Neapels,

bis zu 400 Franken ansteigen und in andern bis fast auf Null herabsinken. Noch weniger läßt es sich für die Professoren an Gymnasien berechnen.

---

Betrachten wir die Schülerzahl in diesen Anstalten:

Der Königlichen oder Staatsgymnasien gibt es 104, die über die verschiedenen Regionen des Staates verschiedentlich vertheilt sind und zwar mehr so wie es der geschichtliche Gang der Ereignisse mit sich gebracht hat als nach einem leitenden Grundgedanken. Nicht als ob in dem Gesetze von 1859 dieser leitende Gedanke fehlte, er hat vielmehr nicht durchdringen können wegen der eigenthümlichen Verhältnisse, die in den einzelnen Regionen sich vorfanden und vor allem deswegen nicht, weil in der Lombardei, in Venetien und im Neapolitanischen das Lyceum aufs innigste mit dem Gymnasium zu einer einzigen Anstalt verbunden war. Und so ist es geblieben. Nach dem Gesetz von 1859 sollte in jeder Provinzialhauptstadt und auch in den Bezirkshauptstädten ein Gymnasium auf Kosten der Kommunen erhalten werden. Doch ist dies so wenig eingehalten worden, daß 104 Gymnasien dem Staate zur Last fallen. Diese sind im Jahre 1875/76 von 9772 Zöglingen besucht worden, während sie zehn Jahre vorher (1865/66) deren 9556 zählten. Man kann daher nicht sagen, daß ein Zuwachs stattgefunden habe. Die Abnahme freilich, welche sich seit 1867/68 bis zum verfloßenen Jahr bemerklich gemacht hatte, ist verschwunden. Regelmäßiger und dem Bedürfnis und der Ausdehnung der Provinzen angepaßt ist die Vertheilung der Lyceen; jedoch entspricht auch sie der Absicht des Gesetzgebers von 1859 nicht, welcher wenigstens eines für jede Provinz bestimmte und die Ausgaben für Lehrkräfte und wissenschaftliches Material dem Staate zur Last fallen ließ, diejenigen für Lokal dagegen und nicht wissenschaftliches Material der Kommune. Der vom Staate erhaltenen Lyceen gibt es 80, welche im Jahr 1875/76 5532 Zöglinge zählten. Die Zahl der Zöglinge hat eine entgegengesetzte Richtung genommen als bei den Gymnasien, indem sie von Jahr zu Jahr wuchs, besonders nach der Einsetzung des Centralprüfungsausschusses und seit der oben erwähnten Vorschrift, daß zwischen dem Abgangsexamen

des Gymnasiums und demjenigen des Lyceums ein Zeitraum von drei Jahren verstreichen müsse. In der That betrug 1866/67 ihre Zahl bloß 3891. Die Durchschnittszahl der Zöglinge eines jeden Institutes wechselt in der Dauer von zehn Jahren ganz bemerklich. Es gibt Gymnasien, deren Durchschnittszahl 648 und andere in denen sie nur 30 betrug. So hat ein Lyceum die Durchschnittszahl von 124, und ein anderes nur die von 12 erreicht. Aber diese Durchschnittszahl von 10 Jahren stellt nicht den Stand des letzten Jahres dar. In diesem hatte manches der Lyceen von Neapel, Turin, Palermo Classen von mehr als 60 Zöglingen; allein es gibt auch solche Lyceen, welche in jeder Classe nicht mehr als 3 oder 4 Zöglinge hatten und wohl noch haben. Außerdem ist zu bemerken, daß in den unteren Classen des Gymnasiums bis zur vierten (*tertia*) die Zahl der Zöglinge bei weitem größer zu sein pflegt, als in den beiden letzten; und schließlichsind im Gymnasium wie im Lyceum diese Zahlen von einer Classe zur andern überraschenden Wechsell unterworfen. Das kommt daher, daß der Zögling vermittelst eines Examens in jede Classe aufgenommen werden kann. Um einzusehen, wie es zusammenhängt, daß die Zöglinge von aussen in die oder jene Classe des Gymnasiums oder Lyceums eintreten und daß es der Zöglinge in den Gymnasien unverhältnißmäßig weniger gibt als in den Lyceen und daß ihre Zahl in jenen weniger gewachsen ist, als in diesen, muß man einen Blick auf den Privatunterricht werfen und sehen, wie und wie weit dieser den öffentlichen ersetzt.

Die Verhältnisse auch des Privatunterrichts sind nicht in ganz Italien dieselben. In Toscana wird er durch kein Gesetz geregelt; in den neapolitanischen Provinzen ist dies Gesetz von dem von 1859 verschieden, läßt größeren Spielraum. Ich werde die Anordnungen des Gesetzes von 1859 darlegen, welche, wenn sie auch nicht in der ganzen Halbinsel gesetzliche Geltung haben, dennoch die Verwaltung leiten und welche dieselbe seitdem fortwährend hat zur Geltung bringen und über die ganze Halbinsel ausdehnen wollen.

Das Gesetz von 1859 unterschied fünf andere Arten von höheren Unterrichtsanstalten außer denen des Staats: 1) die von den Kommunen gegründeten, 2) die von moralischen Körperschaften, die den Unterricht zum Ziel haben, gelei-

teten, 3) die Seminarien, 4) die Privatinstitute, 5) die Schule im Vaterhaus.

Die ersten unterscheiden sich ihrem Wesen nach nur darin von denen des Staates, daß die Professoren anstatt vom König oder vom Minister vom Kommunalrath ernannt werden. Gleichwohl können nur Personen ernannt werden, die mit den nöthigen Titeln versehen sind, welche zur Zulassung beim Concurs um derartige Aemter berechtigen, oder Personen, deren Name so berühmt ist, daß sie auch ohne Concurs erwählt werden können. Ueber diese Berühmtheit einer Persönlichkeit urtheilt die Gemeindebehörde, wie für die Staatsanstalten der Minister entscheidet. Hier haben wir einen Fall, der in der italienischen Gesetzgebung sich häufig wiederholt. Die Kommunen haben grössere Freiheit als der Staat. Der Minister würde, obwohl er vom Gesetze nicht dazu verpflichtet ist, in einem solchen Fall nicht urtheilen ohne vorher die Meinung des Oberschulraths vernommen zu haben, die Kommune braucht auf Niemand zu hören. Für sie ist bei der Errichtung solcher Anstalten nur eine Bedingung zu erfüllen, sie kann nämlich kein Gymnasium eröffnen lassen, wenn sie nicht vorher für den gesammten Elementarunterricht gesorgt hat, sie kann kein Lyceum gründen, wenn sie nicht vorher technische Schulen errichtet hat. Diese Bedingung ist aber keineswegs erfüllt worden; denn die Bürgerschaft, von welcher die Kommune gelenkt wird, hat viel grösseres Interesse daran, daß klassische Schulen, als daß Elementarschulen eröffnet werden.

Die Institute, welche von moralischen zum Unterricht verpflichteten Körperschaften, wie die Oratorien, Scolopi, Jesuiten u. s. w. abhängen, sind den Königlichen- und Kommunalinstituten in Bezug auf Titel, welche die Professoren haben müssen, vollkommen gleich; nur die Ernennung derselben ist der Autorität, durch welche die Körperschaft gelenkt wird, überlassen. Verschieden ist die Lage derjenigen Institute, welche von moralischen Körperschaften, die nicht zum Unterricht verpflichtet sind, gegründet oder geleitet werden. Während die ersteren sich nach den für Staats- und Kommunalinstitute geltenden Normen richten müssen, sind die letzteren nicht dazu verpflichtet. Wenn sie es aber thun, haben sie mit den ersteren und den Kommunalinstituten den grossen

Vortheil gemein, dafs die Studien und die Examen welche in ihnen gemacht werden, den Studien und Examen der Staatsanstalten gleich gelten und den Zugang zu den Universitätsexamen eröffnen. Examensort zu sein ist ein sehr werthvolles Recht und kann nur den drei bisher angeführten Arten von Instituten beigelegt werden.

Nicht besitzen es in Wirklichkeit die Privatinstitute, d. h. diejenigen, welche von jedem fünfundzwanzigjährigen, in gutem Ruf stehenden Bürger eröffnet werden können. Die Bedingungen, welche er hierbei erfüllen mufs, sind folgende: Seine Professoren müssen die Titel haben, welche von dem Gesetz für nöthig erachtet werden, um in einer öffentlichen, d. h. Staats- oder Kommunalanstalt, lehren zu können, oder wenigstens Titel von demselben Werthe; die Werthschätzung nimmt der Oberschulrath vor. Er mufs ferner ein Programm der Unterrichtsgegenstände, welche er geben will, veröffentlichen, darf aber nicht mehr als zwei Disciplinen einem einzigen Lehrer zuweisen; seine Schule mufs jederzeit den ordentlichen oder ausserordentlichen Inspektionen des Unterrichtsministers offen stehen. In Wirklichkeit aber hat man diese Bestimmungen nicht durchführen können und die Inspektion wird im Allgemeinen nur gelegentlich und ohne Gründlichkeit vorgenommen. Ihnen wird dann vom Gesetz selbst bedenklich entgegengearbeitet. Denn dieses gestattet nicht nur, dafs ein Familienvater oder sein Stellvertreter seine Söhne oder Mündel oder die Söhne und Mündel von Verwandten in seinem Hause unter seiner Aufsicht durch Lehrer, die ihm gefallen, unterrichten lassen kann, sondern gestattet auch, dafs mehrere Familienväter, unbestimmt wie viele, sich zu diesem Zweck vereinigen können. Ihre tatsächliche Aufsicht und ihre gemeinsame Verantwortlichkeit vertreten die Stelle der Inspektion der Regierung und den Titel der Professoren, und werden vom Staate für eine genügende Bürgschaft angesehen. Das eine jedoch von diesen Rechten, nämlich das der Vereinigung mehrerer Familienväter, ist von der Verwaltung, welcher bei der freien Ausübung desselben alle Bürgschaften des Privatunterrichts in Frage gestellt zu sein schienen, ziemlich erschwert worden.

In den Seminarien endlich unterrichtete man und unterrichtet noch heute, wenn auch in von Jahr zu Jahr abneh-



mender Zahl, einen grossen Theil der italienischen Jugend. Das Gesetz von 1859 aber hat keine auf sie bezüglichen Bestimmungen. Der Gesetzgeber hat vielmehr in der dem Gesetze vorausgehenden Relation an den König erklärt, dass rücksichtlich ihrer die früheren Gesetze in Kraft bleiben sollten. Allein diese waren nicht nur in dem einen Staate anders als in dem andern, sondern auch voller Unbestimmtheiten und Abweichungen in ihrer Anwendung je nach den Launen der betreffenden Regierungen und Curien. Daher sind denn auch ernste und vielfache Gegensätze zwischen der Administration des Staates und den Bischöfen entstanden. Der durchgehende Grundsatz hätte der sein müssen, dass die Zöglinge der Seminare, da sie für den geistlichen Beruf bestimmt sind, nicht zu den Examen, Curfen und Graden der vom Unterrichtsminister abhängigen Schulen zugelassen werden sollten; d. h. dass diese Zöglinge von den Universitäten und auch vom Abgangsexamen sowohl des Lyceums als des Gymnasiums vor einer Regierungscommission ausgeschlossen sein sollten. Und so war er in einem piemontesischen Gesetz von 1857 ausgesprochen worden, das man geflissentlich mit dem von 1859 als über alle Theile des Reiches ausgedehnt betrachtet hat, in welchen dieses veröffentlicht ist. Allein für's erste ist die Anwendung dieses Grundsatzes sehr hart für die jungen Leute, welche so die Bestrafung einer Schuld büssen, die, wenn sie in der That eine solche ist, doch sicherlich nicht die ihre ist. Ferner brauchten sie nur vorzugeben, sie kämen aus dem väterlichen Unterricht, anstatt vom Seminar, um das Gesetz von 1859 zu umgehen. Aus diesen Schwierigkeiten hat man nicht herauskommen können. Das System, welchem man in Ermangelung gesetzlicher Normen meistens gefolgt ist, ist für jetzt das folgende: Die Seminare können in keinem Falle Elementarschulen haben, und wenn sie Zöglinge haben, die das geistliche Kleid nicht tragen, müssen sie sich bei der Ernennung der Professoren nach den Normen der Privatinstitute richten, wo nicht, werden sie geschlossen. Aber wenn sie nur Zöglinge haben, die als Geistliche gekleidet sind, so können diese zum Abgangsexamen des Lyceums nicht zugelassen werden, wenn sie nicht wie alle andern, drei Jahre vorher das Abgangszeugniß des Gymnasiums erlangt und nach ihrem Austritt aus dem Seminar

nicht ein Jahr in einem öffentlichen Lyceum zugebracht haben.

Wie groß ist nun die Schülerzahl aller dieser nicht-königlichen Institute? Die letzte veröffentlichte Statistik ist aus dem Jahr 1874/75; ich möchte aber nicht schwören, daß sie für die Privatinstitute und Seminarien durchaus genau ist. Nach dieser zählten im Jahre 1874/75 die Königlichen Gymnasien 9,296 Zöglinge, die übrigen öffentlichen, d. h. die Kommunalgymnasien und Gymnasien der moralischen Körperschaften 10,408; die Seminarien 10,076; die Privatschulen 4,644. Es ist zu bemerken, daß nach der Auflösung der religiösen Körperschaften durch die Gesetze von 1866 und von 1872 die Schulen, welche noch von ihnen in ihrer Eigenschaft als freie Vereinigungen gehalten werden, als Privatschulen betrachtet sind. Es ergibt sich nun aus jenen Ziffern, daß rücksichtlich der Gymnasien eine viel größere Zahl von Zöglingen in den nichtköniglichen Instituten ist, als in den königlichen, denn von der Gesamtzahl 33,914 befindet sich in den königlichen Gymnasien viel weniger als ein Drittel. Und wenn man auch glauben wollte, daß in den andern öffentlichen Instituten derselbe Geist, wie in den königlichen herrsche (was keineswegs der Fall ist), so würde man doch immer anerkennen müssen, daß fast die Hälfte der Zöglinge der Gymnasien nicht einen Hauch dieses Geistes verspüre. Das Verhältniß rücksichtlich der Lyceen ist ein anderes. Der Zöglinge der königlichen Lyceen sind es 5,132, derer der Kommunal- und Korporations-Lyceen 1,345, die Seminarien zählen 1,635; die Privatschulen 1,099. Von 9,211 Zöglingen des Lyceums gehört also mehr als die Hälfte dem Staate allein an. Dies verschiedene Verhältniß zwischen den Zöglingen der verschiedenen Institute erklärt sich sehr leicht. Der Unterricht des Lyceums verlangt und bietet bei weitem größere Mittel als der des Gymnasiums und da die Zahl derer, die ihn suchen, weit geringer ist, so lohnt er die Privatindustrie, welche sich ihm widmet, weit weniger.

Nun ist ferner beachtenswerth, daß von dem Gymnasium kaum ein Drittel der Zöglinge in das Lyceum gelangt. Es ist auffallend, daß von der ersten Classe des Gymnasiums bis zur letzten des Lyceums die Zahl fortwährend abnimmt. Bilden wir vier Gruppen: Die erste besteht aus den drei

ersten Classen des Gymnasiums, in denen der klassische Unterricht kaum begonnen wird, die andere aus den zwei letzten Classen, in welchen er sich schon entwickelt, die dritte aus den zwei ersten Classen des Lyceums und die vierte aus der letzten. Wir werden hierbei die fortschreitende Abnahme sich kund geben sehen und zum Theil auch ihre Gründe. Von den 14,428 Zöglingen, die in den königlichen Gymnasien und Lyceen eingeschrieben sind, befinden sich: in den ersten 3 Classen des Gymnasiums 6,155, in den 2 letzten Classen des Gymnasiums 3,141, in den ersten beiden Classen des Lyceums 3,831, in der letzten Classe des Lyceums 1,301. Wenn man in jeder der drei ersten Classen des Gymnasiums 2,510 Zöglinge zählt — und dies ist nicht ganz zutreffend, da in der ersten sich ein Drittheil mehr befindet, und den beiden andern ebensoviel weniger — dann sieht man, daß von den Zöglingen, die in das Gymnasium eintreten, sich unterwegs die Hälfte verliert. Wenn ich aber sage, die Hälfte verliere sich, sage ich wenig, insofern man die Universität als das Ziel der Zöglinge des klassischen Unterrichts angibt; denn von diesen 1,301 der letzten Classe des Lyceums wollen oder können sehr viele ihren Studiengang nicht weiter fortsetzen.

Das Abgangsexamen (Maturitätsprüfung), dem man sich am Ende des Lycealcursus unterziehen muß, ist indessen eine bei weitem weniger gefährliche Probe, als man bei seiner dem Anschein nach strengen Anordnung glauben sollte. Der Durchschnittsprozentsatz derer, welche es bestehen, ist bei den Zöglingen, welche aus öffentlichen Anstalten hervorgehen, viel höher als bei denen, welche aus Privatschulen oder der väterlichen Schule kommen, im allgemeinen aber ist er sowohl bei den einen als bei den andern viel höher, als es ein wirklich ernstes Examen (von einem strengen ganz zu schweigen) zulassen dürfte. In den 9 Jahren von 1867 — 1875 mit Ausnahme des Jahres 1869, in welchem besondere, vorübergehende Gründe ihn sehr herabdrückten, schwankt er bei den öffentlichen Anstalten zwischen 73,02 und 86,33 % und bei den Privatschulen und den väterlichen Schulen zwischen 33,00 und 52,62 %. Wenn man diese Resultate in ihrem Zusammenhang und das fortschreitende Anwachsen der Durchschnittszahl durch viele Jahre hindurch ohne Unter-

brechung betrachtet, könnte man behaupten, daß das Geld der Verwandten und die Schlaueit der jungen Leute es schliesslich dahin bringen wird, eine jede noch so scharfsinnige Anordnung der Administration, welche das Niveau des Examens hoch zu halten beabsichtigt, zu besiegen, oder daß die Examinatoren ihr Amt ernsthaft aufzufassen müde werden. Es wechselt in auffallendster Weise die Zahl der Zöglinge, welche von öffentlichen oder Privatinstituten kommen und sich zum Abgangsexamen des Lyceums melden. Bei der Nothwendigkeit freilich, daß man drei Jahre vor der Meldung dazu das Abgangszeugniß des Gymnasiums erlangt haben muß, und nach dem oben erwähnten Umstand, daß eine bei weitem grössere Verhältniszahl von in Privatinstituten unterrichteten Zöglingen das Abgangszeugniß des Lyceums erlangt, dürfte es scheinen, daß seit einigen Jahren eine Zunahme der Zöglinge in jenen und eine Abnahme derselben in den Privatinstituten erfolge. Allein die Zeit ist zu kurz um versichern zu können, daß es so fort dauern und daß dieser Fortschritt bestehen werde. Später werde ich Gelegenheit haben, zu zeigen, daß er leicht gestört werden könne.

Somit glaube ich eine genaue Auseinandersetzung des gesammten äusseren Organismus des mittleren klassischen Unterrichts im Königreich Italien gegeben zu haben. Ich weis aber wohl, daß dies ein Skelett ist und daß das Leben sonst woher kommt. Indessen ist dies eine Materie, bei welcher ein gutes Knochengerüst mit angemessenen Bindegliedern eine unumgängliche Bedingung für eine gesunde und kräftige Lebensbewegung ist. In welchen Punkten nun erscheint die Anordnung fehlerhaft; wo sitzen die Schäden des Unterrichtswesens? Weshalb trägt es geringere Früchte als das Land erwartet und verlangt?

### III. Mängel und Reformen.

Da ich für Deutsche schreibe, so ist es wohl überflüssig die Mängel und Fehler des klassischen Schulwesens, wie ich es dargelegt habe, allzueingehend zu besprechen.

Rückichtlich der Bevölkerung besteht sein Hauptmangel darin, daß es bei der Ausdehnung, die es hat, allzukärglich dem Bedürfnis der Bildung abhilft. Bei der Strenge der

beiden Institute und der Vorschriften nach denen dem Gesetz gemäß der Privatunterricht sich richten soll, kann der Unterricht in viel weniger Bevölkerungscentren gegeben werden, als die sind, in denen ein Unterricht, freilich in geringerer Vollkommenheit, vorher möglich war. Wenn das Ziel des klassischen Unterrichtswesens das sein soll, im ganzen Lande Männer auszubilden, die fähig sind, sich den höheren Berufsthätigkeiten zu widmen und ihnen die Möglichkeit zu geben, daß sie die Schranken ihres Horizontes weiter hinausrücken und ihren Geist eine höhere Richtung nehmen lassen, so legt eine Anordnung, welche verlangt, daß überall ein Gymnasium von fünf Classen oder nichts, ein Lyceum von drei Classen oder nichts gegründet werde, allzudrückende Fesseln an, indem sie die Familienväter in den geringeren Kommunen zwingt, entweder ihre Söhne in weite Ferne zu schicken oder darauf zu verzichten, ihnen eine höhere Ausbildung zu geben. Hierin mehr als in jedem andern Umstand ist der zahlreiche Besuch der vielen Seminarien begründet, die an Orten liegen, wo kein Gymnasium oder Lyceum bestehen könnte. Daher kommt auch der hartnäckige Krieg, den die Kommunen gegen die Verwaltung führen, indem die ersteren Mittelschulen zu gründen suchen, und die letztere dies zu verhindern bestrebt ist, so lange nicht für den gesammten Elementarunterricht ausreichend gesorgt sei, ein Krieg, in dem meist die Kommunen siegen. Davon ist schliesslich eine Folge, daß in den kleineren Kommunen — bei den grösseren trifft dasselbe aus einem andern Grund ein, den ich später anführen will — die klassische und litterarische Bildung seit 1848 oder 1859 bis heute eher im Abnehmen als im Zunehmen begriffen ist. Heute würden die vielfachen rein litterarischen Vereine ganz unmöglich sein, welche bis zum Schluss des vorigen und noch im Anfang dieses Jahrhunderts bestanden, und sie werden jeden Tag unmöglicher. Dies hat freilich andere Gründe, jedoch befindet sich unter denselben auch der, daß der Geschmack an den lateinischen, griechischen und italienischen Klassikern eher ab- als zunimmt.

Eine nothwendige Reform wäre vor allem die, Gymnasium und Lyceum, deren Trennung nicht gerechtfertigt ist, zu einem Institut zu vereinen; zweitens aber müßte jeder Kommune die Freiheit gegeben werden, von diesem Institute

so viel Classen, als angemessen wären, eröffnen zu können. Anstatt alle fünf Classen eines Gymnasiums und alle drei Classen eines Lyceums, wozu keine Kommune die Kosten bestreiten könnte, müßten nach Belieben zwei, drei oder vier Classen des geeinten klassischen Institutes eingerichtet werden können, um daselbst die Zöglinge eine Zeitlang zu halten und sie dann, wann es nöthig werden sollte, in eine andere Kommune zu senden, wo die oberen Classen vorhanden sind. Diese Reform wurde der Kammer in einem Gesetzesvorschlag am 5. Februar 1875 unterbreitet, allein wie gewöhnlich kam das Gesetz nicht zur Verhandlung.

Damit jedoch diese Reform gelinge, müßte zuvor das System der Ernennung der Professoren geändert werden. Der Mangel dieser Ernennungsart ist zwiefach. Erstens nämlich steht den Kommunen das Recht zu, für die von ihnen gegründeten und erhaltenen Anstalten die Professoren zu ernennen und es dürfte unmöglich sein es ihnen zu entziehen, da in Italien die Kommune immer noch mit einer großen Verehrung betrachtet wird, auf die man Rücksicht nehmen muß, wenn sie auch in Reminiscenzen, die heute nicht mehr am Platze sind, begründet ist und das Urtheil über die Competenzen des Staates bei der heutigen socialen Entwicklung beirrt. Dies Ernennungsrecht und die Art seiner Anwendung müßte jedoch scharf abgegränzt werden. Die Kommune kann Niemand ernennen, der keine Titel hat. Das Gesetz läßt aber als Titel ganz unzulängliche Titel gelten. Sie haben alle die Eigenthümlichkeit, daß keiner dafür bürgt, sein Besitzer sei im Schulfach einigermaßen erfahren und pädagogisch ausgebildet. Entweder ist es der nach einem vierjährigen Cursus an der Fakultät der Künste und Wissenschaften erlangte Doctorhut oder ein Diplom der Normalschule von Pisa oder ein „gleichwerthiges“ Zeugniß, ein allgemeingehaltener und zweideutiger Ausdruck, und hierbei entscheidet der Oberschulrath und der Minister. Davon zu schweigen, daß die Kommunen auch von allen diesen Titeln absehen, (woraus ein fortwährender Streit zwischen ihnen und der Verwaltung entspringt) ist es klar, daß weder das Doctorat, noch das Diplom der Normalschule, noch ein „gleichwerthiges“ Zeugniß die Befähigung zum Unterrichten darthun. Gleichwohl werden diese Zeugnisse so hoch ge-

schätzt, daß ihnen gegenüber eine langjährige Erfahrung im Schulfach meistens gar nicht beachtet wird.

In den Universitätsreglements vom Oktober 1875 wurde zweierlei angeordnet: nämlich die philosophischen Fakultäten überall gleichermaassen und zwar so zu organisiren, daß die Studenten überall aufer den Vorlesungen auch Privatissima mit ihren Professoren hätten und daß die Studien mit einem praktischen Lehrgang abgeschlossen würden. Wer den Lehrberuf ergreifen wollte, sollte vier Jahre in der philosophischen Fakultät bleiben müssen, um am Ende des vierten in der litterarischen Abtheilung das Doctorat der Philosophie, in der mathematisch-wissenschaftlichen Abtheilung entweder das Doctorat in der Mathematik resp. Physik, Chemie oder Naturwissenschaften zu erlangen. Nach dem zweiten Jahr jedoch mußte er in eine von den Sektionen eintreten, in welche jede jener Fakultätsabtheilungen zerfiel; für die Fakultätsabtheilung der Litteratur waren es 1) Italienische Litteratur 2) die klassischen Litteraturen 3) Geschichte und Geographie 4) Philosophie; für die Fakultätsabtheilung der Wissenschaften waren es: 1) Mathematik 2) Physik 3) Chemie 4) Naturwissenschaften. In diesen Sektionen sollten sie drei Jahre bleiben; zwei Jahre sollten sie mit Professoren, die in Gruppen getheilt, der einen oder andere Sektion angehörten, einem genaueren, gewissenhaften und tiefergehenden Studium jedes der Fächer, dem sie sich widmen wollten, zuwenden; im dritten sollten sie an einem Lyceum assistiren und unter der Führung des Vorstehers und des Professors der Pädagogie Probelektionen halten. Nach diesem dritten Jahr, dem fünften ihres ganzen Cursus, sollten sie das spezielle Habilitationsdiplom erhalten, ein Diplom *pro facultate docendi* in der Wissenschaft, welche in der betr. Sektion gelehrt wurde. Während der drei Jahre erhielten sie vom Staate einen Zuschuß von 600 Franken, welcher nur denen zugestanden wurde, die bei dem Concurs, mit dem sie zu den Sektionen zugelassen wurden, gesiegt hatten. Jedoch hat diese Verordnung nur so lange gedauert, als das Ministerium, welches sie vorgeschlagen hatte. Am 8. Oktober 1876 ist eine andere an ihre Stelle gesetzt worden, welche zwar ihrer Anlage und ihrem Ziele nach nicht davon abweicht, in welcher aber alle Mittel, dies Ziel zu erreichen, ihrer Wirk-

samkeit beraubt sind. So ist das fünfte pädagogisch-praktische Jahr unterdrückt, der Zulafs geschieht nicht mehr durch einen Concurs und die Unterstützung ist aufgehoben. Die Sektionen ferner sind vermindert, während sie hätten vermehrt werden müssen; und somit ist mehreren Professoren die Möglichkeit benommen sich zu betheiligen, weil es ihrer sonst zu viel sein würden. Kurz, es ist der äufserst sonderbare Fall eingetreten, dafs man die vom gestürzten Minister vorgeschlagenen Reformen beibehalten, sich jedoch jede Möglichkeit einer wahren und ernsthaften Ausführung derselben beraubt hat.

Ein andrer Mangel war in der so lahmgelegten Anordnung auch beseitigt gewesen. Man hat bis jetzt einer Eigenschaft der italienischen Verwaltung, der in ihr mehr als in jeder andern, ja selbst mehr als in der französischen hervorsticht, noch nicht die gehörige Beachtung geschenkt. Keine Verwaltung begreift weniger die Ungleichheit in dem Umfang der Berufsthätigkeiten und somit keine weniger die Verschiedenheit der Belohnung. Die Professoren sollen alle denselben Gehalt haben, mag nun ihre Lehrthätigkeit wenig oder viel Zeit beanspruchen; für den Fall dafs sie ihm wenig Zeit wegnimmt, ist es ihm nicht gestattet, eine andere Lehrthätigkeit zu übernehmen, die ihn zu anderer Zeit beschäftigen könnte, auch dann nicht, wenn seine Anlagen, seine Studien, seine kräftige Gesundheit es ihm erlauben. Auch aufserhalb der Lehrthätigkeit ist das Verbot der Zusammenfassung verschiedener Obliegenheiten noch weiter getrieben, ein demokratischer, alles verflachender Hang, der zwar einige nützliche Folgen hat, vor allem aber den Nachtheil mit sich bringt, dafs er den Menschen auf das geringste Maafs von Kraftäufserung und Thätigkeit beschränkt, denn er verhindert ihn gröfsere Thätigkeit zu zeigen, als zur Ausübung des einen ihm verliehenen Amtes nothwendig ist. Der Professor für Naturgeschichte welcher nach dem letzten Stundenplan wöchentlich nur fünf Lektionen gibt, bezieht denselben Gehalt wie der des Lateinischen und Griechischen, der an 22 Stunden haben kann, und der des Italienischen, welcher deren 13 hat. Es ist aber dem Professor der Naturgeschichte oder dem der Philosophie, welcher nur 7 Stunden hat, nicht erlaubt ein anderes Lehrfach mit dem seinigen zu verbinden.



Die Einrichtung der Sektionen in den Fakultäten und die Berechtigung eines jeden Studenten, sich in mehr als einer zu habilitiren, könnten dieser Beschränkung entgegenarbeiten, wenn sie wirklich durchgeführt würden. Denn einem jeden wäre es dann erlaubt, jene Fächer zu lehren, in denen er sich habilitirt hat mit keiner andern Einschränkung als der ganz natürlichen, daß er sich an den allgemeinen Stundenplan der Anstalt halten müßte, und demgemäß nicht verlangen dürfte, mehr Gegenstände und in andern Stunden zu lehren, als jener erlaubt. In Italien freilich findet sich das Gegentheil; denn obwohl jeder Professor nicht mehr als ein Fach lehren kann, läßt man doch bei der Aufstellung des allgemeinen Stundenplans für jeden Tag nicht selten die Professoren ihren eigenen Vortheil mehr berücksichtigen als den der Zöglinge.

Es ist oben gesagt worden, in der Administration sei die Einrichtung getroffen, daß im Lyceum ein und derselbe Lehrer im Lateinischen und Griechischen unterrichte. Ausser den andern Nachtheilen, welche diese Zusammenfassung von Lehrgegenständen in einer Hand haben kann, ist der hauptsächlichste, daß es so unmöglich wird, dem Lateinischen und Griechischen eine genügende Zeit zuzuweisen, um irgendwelche Erfolge zu erzielen. Man kann in Wahrheit versichern, daß aus dem italienischen Lyceum heute selten ein Schüler hervorgeht, welcher einen lateinischen Schriftsteller zu seinem Vergnügen lesen, oder eine Seite eines griechischen Schriftstellers ohne große Anstrengung zu übersetzen im Stande wäre. Die Mängel des klassischen Unterrichts sind zahlreich. Im Allgemeinen kann man sagen, daß hier wie bei vielen andern Dingen und zwar nicht allein in Italien die alte Methode verloren gegangen und eine neue noch nicht gefunden ist. Unsere Väter wollten aus diesem Unterricht eine feine litterarische Bildung gewinnen, sie trugen Sorge, daß man aus dem Lesen der Klassiker den Geschmack für eine angemessene, eindringliche und glänzende Ausdrucksweise ziehe und eine gewisse Gewandtheit sie nachzubilden. Hierzu gelangten sie durch eine reiche Lektüre der Schriftsteller, durch eine genaue Kenntniß der Grammatik, die man als ein Faktum hinnahm und studirte, durch eine Fülle auswendig gelernter Redensarten, Versen und Sentenzen. Heute geben

die jungen Professoren diesem Studium der klassischen Sprachen und Litteraturen vielmehr die Richtung, daß für die Schüler eine genaue philologische Kenntniß der ersten und eine historische der letzten daraus erwachse. Die alten Professoren, ihrerseits vom neuen Strom ergriffen, vermögen ihnen nicht zu folgen, sind aber auch nicht im Stande, ihrer alten Methode treu zu bleiben. Das vielseitige, theoretische, sprachvergleichende Wissen, mit dem die jungen Leute von der philosophischen Fakultät ohne irgend welche Praxis sofort in die Schulen eintreten, um zu unterrichten, ist die Ursache, daß die Zöglinge zuweilen viel eher wie zum Vergnügen im Gebiet der lateinischen und griechischen Sprache herumgeführt als mit Festigkeit zu ihrer Erlernung angehalten werden. Und dann haben in unseren Schulen einige Uebungen sich ganz verloren oder sie haben doch wenigstens sehr abgenommen, welche ohne Zweifel übertrieben waren, ohne welche jedoch die Sprachen niemals recht gelernt werden können. Sicher sind die Verse, welche auf den Schulen gemacht wurden, schlecht; wenn man aber gar keine machen läßt, wird der Schüler kein Verständniß vom Mechanismus des griechischen und lateinischen Metrums bekommen. Und in den italienischen Schulen macht man jetzt keine mehr; man lernt wenig oder nichts mehr auswendig und die, welche heute noch bei Gelegenheit ein lateinisches Citat machen, sind sehr selten. Der lateinische Aufsatz wird fast gänzlich vernachlässigt. Als Aufgabe bei den beiden Schlusprüfungen ist er beseitigt und durch die Uebersetzung ersetzt worden. Nun ist es freilich eine Uebertreibung bei dem lateinischen Unterricht allein das Ziel der Composition im Auge zu haben, wie es in Frankreich geschieht, allein es gelingt dem Zögling doch allein durch die lateinische Composition lateinisch zu denken und die Ausdrücke der Classiker sich zu eigen zu machen. Die Lektüre der Alten ist verschieden; weder die *lectio cursoria* noch das Extemporiren wird geübt. Aus dem geringen Nutzen, den die Mehrzahl der Schüler aus den klassischen Sprachen zieht, entspringt bei den Eltern, welche fühlen, daß sie dieselben selbst ganz vergessen haben, die heftigste Abneigung gegen sie und jene Vorliebe für die technischen Institute (Realschulen), welche in den letzten Jahren immer zugenommen hat.

Um dem Studium der beiden klassischen Sprachen, welche doch die Grundlage des höheren Unterrichts bilden, aufzuhelfen, führte das vorige Ministerium zwei Reformen ein; erstens nämlich sollten die Professoren in den beiden obersten Classen des Gymnasiums, anstatt Classenlehrer zu sein, Fachlehrer sein wie im Lyceum. Zweitens sollte in diesem der Professor für das Lateinische von dem für das Griechische verschieden sein und der eine wie der andere sollte, um die Zahl der für jedes Institut bestimmten Professoren nicht zu überschreiten, den Unterricht, dem er den Vorzug gäbe, mit irgend einem von geringerer Bedeutung z. B. dem der Philosophie, der Naturwissenschaften oder der Geschichte zusammen übernehmen. Die erste Reform ist vom gegenwärtigen Ministerium ganz beibehalten worden, die zweite aber nur zum Theil. Denn bei ihr ist eine Auskunft angewandt worden, die schädliche Folgen haben wird. In den Lyceen nämlich, die keine zu große Schülerzahl haben, ist für den lateinischen und griechischen Unterricht die zweite Classe mit der dritten zu einer Classe vereinigt worden. So kann der Lehrer, der seine Zeit auf diese Weise nur auf zwei Classen, anstatt auf drei vertheilt, allerdings diesen zwei Classen mehr Zeit zuwenden; jedoch geht diese aus Schülern von zwei und drei Jahren gemischte Classe weit langsamer vorwärts, als es die zweite und die dritte jede für sich gethan haben würde. Sei dem indessen wie ihm wolle, eins der Hindernisse, welche einem erfolgreichen Studium der lateinischen und griechischen Sprache entgegenstanden, ist hinweggeräumt worden.

Es wird interessant sein zu erfahren, wie eigentlich sowohl diese den Stundenplan der beiden Litteraturen betreffende, sowie andere später anzuführende Reformen entstanden sind. Im ersten Theil meines Aufsatzes habe ich die Stundenzahl angegeben, welche bis zum Ende dieses Jahres jedem Unterrichtsgegenstand zufallen. Der vorige Minister glaubte bei der Veröffentlichung des Stundenplans für die Lyceen am 15. October 1874, der sich wenig von den früheren unterschied, daß die ganze Sache einer neuen Untersuchung unterworfen werden müsse. Darum ersuchte er am 15. Mai 1875 die Direktoren und Professoren der Lyceen, dieselbe mit Zuratheziehung einiger deutscher, öster-

reichlicher und französischer Stundenpläne zu studiren, damit sie in Bezug der den einzelnen Lehrgegenständen zugewiesenen Zeit fähen, inwiefern diese einzeln von einander und inwiefern alle von unserem abweichen. Es kamen da merkwürdige Vergleichszahlen zum Vorschein. Das Lateinische und Griechische z. B. nehmen im deutschen Gymnasium 4,925 Stunden in Anspruch, im österreichischen 3,075, im französischen, die Muttersprache mit eingerechnet, 3,885, in unserm 2,412. Mit Hülfe der verschiedenen Antworten stellte der Minister einen neuen Stundenplan auf, welcher zusammen mit einem neuen Reglement für Gymnasien und Lyceen am 5. März 1876 veröffentlicht worden ist.

In diesem erhielten das Lateinische und Griechische anstatt 67 Stunden wöchentlich, die sie vorher gehabt hatten, 76 Stunden; so dafs die Zahl der Stunden während des ganzen Curfus 2,736 beträgt. Dieser Zuwachs wurde zum Theil durch Vermehrung der wöchentlichen Stundenzahl von 23 auf 24 im Durchschnitt, zum Theil durch die Herabsetzung derselben in andern Unterrichtsgegenständen erreicht. Der gegenwärtige Minister hat dies Reglement und diesen Stundenplan mit geringen Abänderungen am 22. September wieder veröffentlichen lassen.

Bemerkenswerth ist, dafs diese Zahlen immer noch geringer sind, als die, welche im deutschen Stundenplan vorherrschen. Man behauptet, der italienische Zögling könne einen so drückenden Stundenplan nicht ertragen. Ich möchte 30 Stunden nicht als zuviel erklären und halte es für zuträglich, wenigstens in den Classen des Gymnasiums, wo die häuslichen Arbeiten geringer sein können, die wöchentliche Stundenzahl auf 28 zu erhöhen. Ferner ist es nicht angemessen, dafs im Lyceum die Stundenzahl gröfser ist als im Gymnasium, wie es der gegenwärtige Minister gethan, um die von seinem Vorgänger eingeführten Stunden für die klassischen Sprachen aufrecht zu erhalten.

Der Gewinn im Italienischen ist nicht bemerkenswerther als der in den beiden klassischen Litteraturen. Die Zahl der Zöglinge, welche aus den Lyceen hervorgehen, fähig mit genauer Ordnung und mit bestimmter Klarheit und Eigenthümlichkeit zu schreiben ist sehr gering und in den neapolitanischen Provinzen beträchtlich geringer als in den cen-

tralen und nördlichen. Und auch hier glaube ich, daß die Ursache in der spärlichen Uebung des Componirens und in der historischen Richtung beruht, welche das Studium der Grammatik, in der zugleich historisch und ästhetischen Richtung, welche das der Litteratur genommen hat. Bemerkenswerth ist, daß in dieser Beziehung die Zöglinge der ersten Classen des Gymnasiums viel mehr hoffen lassen, als dann die Candidaten des Abgangsexamens des Lyceums leisten; und noch bemerkenswerther ist, daß in den Normalschulen und in den höheren weiblichen die Mädchen eine bei weitem höhere und zuweilen wahrhaft erstaunliche Befähigung erlangen. Und hier vielleicht kann man die Erklärung finden, warum wohl einzelne Lyceumszöglinge so schlecht bestehen. Es dürften, wenn nicht der Zahl so doch der ihnen geschenkten Aufmerksamkeit nach, der Studien zu viel sein, denen sie sich in einer und derselben Zeit widmen müssen, Studien, die nicht derart geordnet sind, um eine harmonische, ruhige und strenge Entwicklung ihrer Fähigkeiten zu erzielen. Vielfache und unvollkommene Kenntnisse sind eine schlechte Grundlage für eine gute litterarische Leistung. Das Gehirn erkrankt, anstatt sich zu nähren. Die Ideen verwirren sich, anstatt sich zu vermehren. Die Aufgaben, welche der Centralausschuß für den Aufsatz zu geben pflegt, behandeln alle eine moralische Frage und allerdings derart, daß ein Geist, der kaum ans Denken und ans Auffuchen der Gründe für die Wahrheit einer Sentenz gewöhnt ist, sie kaum zu entwickeln vermag; und stets sind Proteste von Zeitschriften und von Familienvätern gegen die Schwierigkeit der gestellten Aufgabe laut geworden. Um diesem Uebelstand zum Theil wenigstens abzuhelpen, haben der vorige und der jetzige Minister die wöchentliche Stundenzahl erhöhen wollen, haben sie aber von 42, die sie früher betrug, nur auf 44 bringen können.

Die beiden Unterrichtsgegenstände, welche als die hauptsächlichste Uebung der Denkkräfte angesehen werden müssen, sind die Mathematik und die Philosophie. Was die erste betrifft so zeigen die von dem Centralausschuße vorgelegten Aufgaben zur Genüge, wie weit der Zögling gekommen sein soll. Jedoch wird das gar nicht zu hoch gesteckte Ziel nur selten von den Candidaten erreicht. Hier entspringt der

Nutzen für die Erziehung mehr als bei jedem andern Unterrichtsgegenstände aus der Methode, mit welcher dieser Unterricht gegeben wird. Es herrscht aber in unseren Schulen, und wie ich glaube mit Recht, die Geometrie des Euklid vor; in Bezug auf die Arithmetik und Algebra jedoch erlangen die Zöglinge wohl kaum eine große praktische Gewandtheit oder eine genügende Befähigung der mathematischen Beweisführung zu folgen. Wenn man aber aus diesem Studium einen wahren Nutzen schöpfen will, so muß es zum Schluß sowohl diese als jene liefern. Der vorige Minister erhöhte darum die Stundenzahl in diesem Gegenstand von 21 auf 28; der jetzige hat sie wieder auf 24 herabgesetzt.

Der wahre Zankapfel aber ist die Philosophie; ihr Unterricht in den Lyceen macht die größte Schwierigkeit und wird wie jeder andere durch Programme und Verordnungen des Unterrichtsministers geregelt. Ein solches Programm wurde wie für alle übrigen Unterrichtsgegenstände im Jahr 1867 aufgestellt, nur fiel es für die Philosophie am allerunglücklichsten aus und ward darum häufig abgeändert nicht um es zu verbessern, sondern zu beschränken. Die Schwierigkeit bleibt aber immer noch dieselbe. Der Staat kann kein Programm für die Philosophie machen, das nicht zu Beweisführungen für Thesen aus der Theodicee zwänge als da sind die Existenz und Vorsehung Gottes, die Unsterblichkeit und Einfachheit der Seele. Noch dazu haben diese Thesen einen ganz bestimmten Gang der Beweisführung der zu dem einen Systeme paßt, zum andern aber nicht, und der Staat ist keineswegs sicher, daß seine Professoren diese Thesen für erwiesen ansehen; außerdem gibt es heute in den Schulen kein herrschendes System, auf das er verweisen und von dem er annehmen könnte, daß die Professoren ihm folgen würden. Diese beanspruchen für sich die Freiheit das System, welches ihnen am meisten zusagt, zu wählen oder auch ein neues zu erfinden. Allein diese Freiheit in einer so schwierigen Wissenschaft würde von der Mehrzahl nicht gut ausgeübt werden können. Entweder bringt eine kühne und phantastische Philosophie in den Köpfen der jungen Leute eine große Verwirrung hervor, oder die ganze Wissenschaft wird zu einer Reihe von Distinktionen und Definitionen

ohne irgend welchen Gehalt. Der Nutzen, welchen man von der Philosophie für die Erziehung des jugendlichen Geistes erwartet, wird keineswegs erzielt. Dies ward klar, als in einem Jahr der Centralausschuß eine schriftliche Aufgabe in der Philosophie anstatt in Mathematik stellte. So mußte also die Philosophie ganz auf die Universität verwiesen oder auf die Logik, welche gut eingeprägt für das Studium sicherlich von Nutzen ist, und auf die Grundsätze der privaten und socialen Moral beschränkt werden. Dieser Erwägung entsprechend war im Stundenplan die Stundenzahl für Philosophie auf 5 herabgesetzt worden. Es antworteten hierauf die Professoren mit lauten Beschwerden; sie fürchteten sogar, daß allmählich dieser ihr Unterrichtsgegenstand vollständig verschwinden würde. Coppino gab diesem Drängen nach und erhöhte die Stundenzahl wieder auf 7, nur eine Stunde weniger als es anfangs gewesen waren; jedoch liefs er dem Programme im Uebrigen alle seine frühere Unbestimmtheit.

Die Geschichte ist ein weiterer schwieriger Punkt im höheren Schulwesen. Welches ist das Ziel, das man bei ihrem Unterricht verfolgt? einmal soll er in Bezug auf die klassischen Litteraturen Mittel zum Zweck sein, indem er ihr Studium mit der Kenntniß der historischen Thatfachen der klassischen Nationen und vor allem mit derjenigen ihrer Einrichtungen und Gebräuche erläutert und erleichtert; dann aber soll er in dem Geist des jungen Schülers ein hehres Vaterlandsgefühl wach rufen. Wenn er nicht dies zweifache Ziel vor sich hat, dann wird er zu dem einfachen Bericht der Thatfachen seit der Welterschöpfung bis heute, ein Bericht, der zwar nicht ganz ohne Nutzen ist, den indes der Zögling einestheils für sich selbst lesen kann, denn es ist leicht ihm zu folgen und ihn zu verstehen; anderntheils aber ist es nicht möglich ihn in einem Institut durchzunehmen, da die dazu nöthige Zeit nicht bewilligt werden kann. Nichtsdestoweniger ist es dieser letztere Charakter, den die Verordnungen von 1867, die heute noch in Kraft sind, dem historischen Unterricht aufdrücken. Er beginnt in der vierten Classe des Gymnasiums mit der Geschichte des Orients, fährt mit der griechischen und römischen in dieser und der fünften Classe fort; dann geht man in dem Lyceum zu der des Mittelalters

und zur Geschichte Europas über. Mit einer langen Reihe von Daten wird das Gedächtniß des Zöglings angefüllt, der sich dann schleunigst ihrer zu entledigen strebt, wenn es ihm überhaupt gelungen ist, sie für einige Zeit seinem Gedächtniß einzuprägen. Der archäologische Theil dieses Unterrichts, welcher so nothwendig ist, wird dabei sehr vernachlässigt; und ich weiß nicht, ob bei einer so weitläufigen Erzählung der Thatfachen die Hauptpunkte der italienischen Geschichte so hervorzuheben sind, um in der Einbildungskraft des jugendlichen Geistes ein lebhaftes Bild zurückzulassen. Das was bei diesem Unterricht am meisten vonnöthen ist, wäre weniger die Ausdehnung, als das genaue Bewußtsein des Zieles und die grade Richtung auf dasselbe. Auf der andern Seite ist die geographische Vorbereitung, welche in den drei ersten Classen des Gymnasiums dem Studium der Geschichte vorausgeschickt wird, all zu gering. Im alten Stundenplan waren ihr 9 Stunden wöchentlich zugetheilt, der Geschichte aber 19. In den Stundenplänen sowohl vom März als vom 22. September 1876 ist für die Geographie dieselbe Stundenzahl beibehalten worden, in der Geschichte aber ist sie in den beiden untern Classen des Gymnasiums von 8 auf 6 herabgesetzt worden und beiden zusammen sind dann  $10\frac{1}{2}$  Stunden, nur  $\frac{1}{2}$  Stunde weniger als früher, zugewiesen worden. Jedoch ist aus dieser geringen Verminderung auf keine bestimmte vorliegende Absicht zu schließen und dürfte dieser Punkt genauer zu studiren sein.

Ueber Physik und Naturgeschichte ist keine Bemerkung zu machen; es sei denn die, daß die Naturgeschichte, da sie nur 5 Stunden wöchentlich in Anspruch nimmt, nur den Elementen nach gelehrt werden kann, und daß es darum vielleicht zuträglich wäre, ihren Unterricht wieder dem Gymnasium zuzuweisen, anstatt ihn den beiden letzten Classen des Lyceums vorzubehalten. Die Physik kann nicht früher gelehrt werden, weil sie einer mathematischen Grundlage bedarf; allein grade darum sollte man ihr die 9 Stunden in dem letzten Jahre des Lyceums zuweisen, anstatt sie auf zwei Jahre zu vertheilen und durch einige mathematische Übungen die Gefahr beseitigen, daß der Zögling sich vor dem Schlußexamen des letzten Jahres mit weniger mathematischem Wissen einfindet, als er das Jahr vorher befaß.



Vielen scheint es jedoch heutzutage auch in Italien, als wolle man in der höheren klassischen Anstalt allzuviel Gegenstände auf einmal lehren. Wenn man aber die Vertreter dieser Ansicht fragt, welche Disciplinen weggelassen werden könnten, dann sind sie um eine Antwort verlegen. Diese Anstalt soll einen Jüngling ausbilden, der mit Nutzen den Universitätsstudien folgen, oder mit Würde dem Beruf sich widmen kann, für welchen der Gymnasialunterricht genügt. Allein einen solchen Jüngling kann man sich nicht vorstellen ohne einige Kenntniss in der Philosophie, in der Naturwissenschaft, und in der Physik. Vor allem muß er die Sprache und die Litteratur seines Landes kennen und gut schreiben. Er muß seinen Geist geordnet, frei, fähig fühlen, die Verhältnisse der Dinge zu einander zu begreifen und auszudrücken; er muß sich auch einige Ideale aus der Litteratur sowie aus der Geschichte zu eigen gemacht haben, die er sich zum Lebensziele steckt. Dahin führen die klassischen Sprachen, die Logik und die Mathematik. Der Umfang des klassischen Unterrichts kann nicht eingeschränkt werden. Freilich müssen die verschiedenen Unterrichtsgegenstände, von denen keiner, wenn man zum Ziel gelangen will, entbehrt werden kann, zu einander in ein gehöriges Verhältniß gesetzt werden. Hierin liegt die Harmonie, in welcher sich alle befinden sollen.

Aber das Unterrichtsministerium ist noch weit entfernt davon, dieses Verhältniß genau zu bestimmen, obwohl im letzten Jahre einige Fortschritte gemacht worden sind; der Stundenplan vom 22. September jedoch bedeutet einen Rückschritt im Vergleich zu dem vom 5. März, der freilich auch nicht in jeder Beziehung musterhaft genannt werden kann.

Ein Mittel um Professoren und Schülern einen richtigen Begriff von der relativen Wichtigkeit der einzelnen Unterrichtsgegenstände zu geben wäre das Abgangsexamen des Lyceums. Um ferner in den Instituten die Disciplin zu verbessern, das Ansehen der Professoren zu erhöhen und dem Schüler recht nahe zu legen, daß es vielmehr auf einen ununterbrochenen Fortschritt als auf Glück am Tag des Examens allein ankomme, würde es gut sein, die jährlichen Uebergangsexamen von einer Classe zur andern ihrer Wichtigkeit zu entkleiden und den Noten, welche der Schüler das Jahr über erhalten hat, eine viel höhere Bedeutung zu

verleihen; das Urtheil bei dem Schlußexamen aber ganz und gar den Professoren anheimzugeben. Dies war das zweifache Ziel der im Abgangsexamen des Lyceums vermittelt eines Dekretes vom 5. Januar 1875 und vermittelt eines neuen Reglements vom 5. März 1876 eingeführten Reformen.

Der Centrausschuß ward beibehalten und wie früher innerhalb des Oberlehreraths zusammengesetzt, aber auf nur drei Mitglieder beschränkt, denen zwölf von jenen vorgeschlagene und vom Minister ernannte Professoren, größtentheils des höheren Unterrichts, zur Seite stehen. Derselbe sollte die Aufgabe für die schriftlichen Prüfungen geben, diejenigen Arbeiten, welche von den Lokalcommissionen als die besten bezeichnet wurden, classificiren, damit die Namen im Amtsblatte veröffentlicht werden könnten; er sollte ferner die von den Zöglingen eingelieferten Arbeiten durchsehen, um über den respektiven Werth der Institute, in welchen die Zöglinge unterrichtet werden, und über die Durchschnittshöhe, in welcher die Examen von den verschiedenen Commissionen gehalten werden, sowie über die Gewissenhaftigkeit und Gewandtheit der Professoren, welche die Versehen anmerken müssen, ihr Urtheil abzugeben. Die schriftlichen Prüfungen wurden ein für allemal auf folgende vier Gegenstände beschränkt: italienische, lateinische, griechische Sprache und Mathematik. Dem Examinanden ward es freigestellt sein Examen in zwei Gruppen zu theilen, von denen die erste für die schriftlichen und mündlichen Prüfungen der vier oben angeführten Gegenstände in den Juli, die andere für Geschichte, Philosophie, Naturgeschichte und Physik in den Oktober fallen sollte. Jedoch konnte er auch das ganze Examen entweder im Juli oder im Oktober machen, und machte er es im Juli, dann konnte er die Gegenstände in denen er durchfiel, im Oktober nachholen; machte er es im Oktober, dann sollte er im folgenden Jahr für alle Gegenstände der Gruppe, zu welcher derjenige, in denen er durchfiel, gehörte, das Examen wiederholen. Uebrigens sollte, wer im Juli oder Oktober im Italienischen durchfiel, sich erst im folgenden Jahr wieder melden können. Wer außerdem zwei Jahr hintereinander im Abgangsexamen des Lyceums durchfiel, sollte sich nicht wieder melden können. Wenn einer im Griechischen

alle 10 Punkte erhielt, sollte er bestehen, selbst dann, wenn er in der Mathematik die nöthige Zahl von 6 Punkten nicht erreicht hätte und umgekehrt. Allerdings sollte der Zögling mit einem derartigen Abgangszeugniss sich nicht bei der Fakultät der Wissenschaften der Universität einschreiben können, wenn er das Examen in der Mathematik nicht nachgeholt, und nicht bei den Fakultäten der Litteratur, des Rechts und der Medicin, wenn er es nicht im Griechischen nachgeholt. Die Examencommissionen sollten hinfort von Professoren des Lyceums sowohl für die Zöglinge der königlichen Institute als für die der Kommunal- und Privatinstitute gebildet werden. Nur die Professoren von diesen sollten bei den Examen ihrer Zöglinge zugegen sein und die nöthigen Aufschlüsse geben können. Nicht alle öffentlichen oder als solche geltenden Lyceen sollten Sitz für das Examen sein können, sondern nur jene, welche Jahr für Jahr von dem Ausschufs bezeichnet würden. — Bei diesen Normen bestanden im verfloffenen Jahr von 1414 Zöglingen der königlichen und ihnen gleichstehenden Lyceen 1037 d. h. 73,33 %; von 855 Zöglingen des Privat- oder älterlichen Unterrichts 249 d. h. 29,12 %. Das Examen war strenger geworden, denn das Jahr vorher hatten von 1265 Zöglingen der ersten Gattung 1098 bestanden d. h. 85,29 % und von 723 der zweiten Gattung 48,82 %. Wenn man aber bedenkt, dafs der Rest, welcher nicht bestanden hatte, sich, so oft er wollte, von neuem melden konnte, so leuchtet ein, dafs dies Examen eine nur dem Ansehen nach so furchtbare Seige geworden war, durch deren Löcher schliesslich doch alle hindurchgelangen.

Allein gerade die drei besten Mafsregeln der Verordnung haben dem Sturm des 18. März nicht widerstehen können. Der Minister Coppino selbst scheute nicht eine durch Begünstigungen träger Söhne und nachlässiger Familienväter erworbene Popularität, indem er durch mehrere Dekrete solchen Zöglingen die im Juli das Examen im Italienischen nicht bestanden hatten, erlaubte dasselbe im Oktober zu wiederholen und selbst solchen die es im Oktober nicht bestanden, sich einige Tage darauf im Beginn des Schuljahres noch einmal zu versuchen. Aber die bezügliche strenge Vorschrift des Reglements vom 5. Januar hat ihre tiefe Begründung. Der italienische Aufsatz ist der

einzig Prüfungsgegenstand, in welchem der Examinand einen Beweis seiner geistigen Reife ablegen kann. In dem übrigen Examen ist er vielmehr auf sein Gedächtniß und eine oder die andere spezielle Befähigung angewiesen. Es ist darum die Annahme unzulässig, daß ein Zögling, welcher im Juli im Italienischen nicht besteht, — man bedenke daß der Ausschuss in seinem Urtheil, sofern es auf's bloße Bestehen ankommt, nicht allzustreng ist — dann im Oktober die erforderlichen Fortschritte gemacht haben könnte. In gleicher Weise ist die Vorschrift, daß das Examen nicht mehr als zweimal hintereinander versucht werden solle, beseitigt worden. Wenn man es jedoch unzählige Mal wiederholen kann, so ist klar, daß die Examinatoren schliesslich alle bestehen lassen, mögen sie auch noch so wenig befähigt sein, nur um sich ihrer zu entledigen. Ausserdem beginnen diese junge Leute, deren Carriere so sehr verzögert worden ist, dieselbe nicht mit gröfserer Bildung, als sie es gethan haben würden, wenn man sie vorher hätte bestehen lassen; und sie gerade sind die unruhigsten und wildesten Studenten der Universitäten. Wäre es nicht besser, daß, wer bei zwei Prüfungen sich unfähig erwiesen, eine andere Lebensstellung suchte, als grade einen derartigen Beruf, für welchen eine gröfsere geistige Thätigkeit und gröfseres Mafs der Bildung verlangt wird? Schliesslich wurden die Professoren der Staatsanstalten des Rechts beraubt, allein auch die ihnen nicht angehörigen Zöglinge zu prüfen. Der Minister, dem Drängen der Privatlehrer nachgebend, hat zugelassen, daß der Studienprovveditore einer jeden Provinz zwei von ihnen wählen und an die Stelle zweier angestellter Professoren in die Examencommission einsetzen kann. So wird der Staat eines Rechts beraubt das ihm gehört. Man bringt so einen Zwiespalt des Criteriums in das Urtheil über die Schüler von Staats- und Privatanstalten; der Privatunterricht ist aber darum nicht mehr geschützt, weil die Institute, denen jene beiden auserlesenen Professoren nicht angehören, in der Gegenwart jener beiden in der Commission keine gröfsere Bürgschaft der Unpartheilichkeit besitzen, als bei den angestellten Professoren, vielmehr geringere; denn diese allein haben nicht für zahlreicheren oder geringeren Besuch ihrer Schulen zu fürchten. Diese Anordnungen aber und beson-

ders die letzte im Verein mit der allgemeinen Ueberzeugung das die Regierung zur Nachsicht geneigt sei, find der Grund gewesen, weshalb in diesem Jahr mehr als 90% das Examen bestanden haben.

Glücklicher dagegen ist die Verordnung des Reglements vom 5. März gewesen, die den Professoren erlaubte, den Schülern, welche während des Jahres gute Noten erhalten hätten, das Uebergangsexamen von einer Classe zur andern zu erlassen. Schon in diesem Jahr kann man den günstigen Erfolg bemerken. Solcher dürfte auch noch von einer andern Reform zu erwarten sein, die schon auf verschiedenen Wegen versucht worden ist, auf welcher man aber, wie es scheint, nicht allzu nachdrücklich bestehen will. Man hat gesehen, das der Professor nicht verpflichtet ist, in der Schule ein Lehrbuch einzuführen, nach dem er sich richtet; wohl aber ist er verpflichtet, gewissen Programmen und Instruktionen gemäß zu lehren, welche ihm der Unterrichtsminister schickt. Diese Programme sind mit gröfserer oder geringerer Schärfe und gröfserer oder geringerer Breite je nach den Fächern und der Laune des Verfassers zusammengestellt. Für einige Unterrichtsgegenstände sind den Professoren Lehrbücher empfohlen. Im Griechischen besonders die Grammatik von Curtius und auch die von Kühner; die Uebungen von Schenkl; im Lateinischen die kleine Grammatik von Schultz für die Classen des Gymnasiums. In der Geschichte werden empfohlen der oro-hydrographische Wandatlas von Sydow, der politische von Rooste, der alte von Menke, derjenige der physikalischen und politischen Geographie von Stieler und Berghaus, in der historischen Geographie die Atlanten von Bretschneider und von Spruner; in der Geometrie die Elemente Euklids. Seit 1868, in welchem Jahr diese Programme abgefaßt sind, sind viele andere Lehrbücher, ausländische und italienische, in die Schulen eingedrungen. Im Allgemeinen erfreuen sich die italienischen geringer Achtung; und die ausländischen, so vorzüglich sie sein mögen, eignen sich nicht gut für den Unterricht in einer andern Sprache als die, in welcher sie geschrieben sind. In der Geschichte, politischer oder litterarischer, sowie in der Naturgeschichte und auch Arithmetik und Mathematik, hat öfters der Schüler gar kein Lehrbuch in den Händen und

trägt, was er vom Vortrag des Lehrers auffängt, in seine Hefte ein. Dies System ist verderblich. Der Zögling registriert nur die Hauptideen; Erklärung und Zusammenhang entflühen ihm, und schließlich hat er eine sehr ungenügende Wiedergabe vom Gedankengehalt des Lehrers. Nachdem nun der vorige Minister selbst viele Schulen besucht, die Zöglinge gefragt und ihre Antworten geprüft hatte, gelangte er zur Ueberzeugung, dass man Programme und Instruktionen entbehren könne, dass aber Lehrbücher unumgänglich nothwendig seien. Darum schrieb er mittelst Ordonanz vom 24. Februar 1875 den Professoren vor, ihm eins anzugeben und wenn sie glaubten, es sei kein geeignetes vorhanden, selbst eins abzufassen, mit dem Versprechen, dass er es würde lithographiren und nach einigen Probejahren auf Kosten des Ministeriums drucken lassen. Gleichwohl hat in Jahresfrist kein einziger Professor irgend etwas eingeschickt und ich glaube kaum, dass in diesem Jahr ein größerer Vorrath von Lehrbüchern als früher in den Schulen vorhanden ist. Sie fehlen aber nicht etwa ganz, sind vielmehr im Ueberflusse da; und die Professoren, welche ihren Schülern kein besonderes Lehrbuch geben wollen, pflegen sie dann zu nöthigen, ihrer mehrere zu kaufen, um in ihnen die Grundzüge der Lektionen aufzufinden. Dass ein Buch als Lesebuch eingeführt wird, dazu genügt, dass jener Provinzialschulrath, von dem ich oben sprach, eine ebenso inkompetente als gefällige Behörde, es in seinen jährlichen Katalog der Lehrbücher einreihe, aus welchen zu wählen oder nicht, den Professoren freisteht. Der Oberschulrath hat zwar rücksichtlich dieser Bücher eine Befugnis, denn er musste sie gut heißen, allein diese Befugnis ist schwierig und bedenklich und darum ist sie selten oder nie oder nur ungenügend ausgeübt worden. Durch das letzte Reglement vom 13. December 1874 ward, um sie ihm leichter zu machen, vorgeschrieben, dass er aus seinen Mitgliedern einen Ausschuss ernenne, welcher die von den Schulrathen aufgestellten Verzeichnisse zu prüfen hätte. Später ward, um inzwischen eine erste Uebersicht zu gewinnen, es dem Ober-Schulrath anheim gegeben, die Prüfung der Lehrbücher in jedem Gegenstand kompetenten Männern zu übertragen. Man ist aber bis jetzt mit nichts zurecht gekommen. Das System, welches noch befolgt wird,

ist voller Unzuträglichkeiten, und es wäre bei weitem besser, wenn die Schulräthe gar keine Verzeichnisse aufstellten. Die Zahl der Lehrbücher nimmt zu, nicht aber ihr Werth. Sie sind auf das Gebiet der Provinzen beschränkt, in welchen ihre Verfasser bekannt sind oder in welchen es ihnen gelungen ist, mehr aus Gunst als nach gewissenhaftem Examen den Titel ihres Buchs in das Verzeichniss einreihen zu sehen.

Ein Punkt, auf den die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts vor allem ihr Augenmerk richten müßte, ist folgender: Die Lehrbücher dürfen in keiner Classe fehlen, müssen von italienischen Verfassern herrühren, sehr deutlich und mit scharf geordneter und reichhaltiger Kenntniss des einschlägigen Gegenstandes abgefaßt sein; sie dürften nicht grundlos von Classe zu Classe gewechselt werden und sollten die allerweiteste Verbreitung haben, so daß die Zöglinge, welche von einem Institut an ein anderes übergehen können, sich nicht allzuoft von einem Autor auf den andern überzuspringen gezwungen sehen.

#### IV. Schluß.

Dies sind einige von den Bemerkungen, die sich über die Ordnung des höheren Schulwesens in Italien machen ließen; ich habe nach meiner Gewohnheit ohne Schmeichelei und Geringschätzung darüber gesprochen und hoffe, daß diese Auseinandersetzung zeigt, wie es auf der einen Seite ungerecht wäre zu behaupten, daß man nichts gethan habe, ihn zu verbessern, wie es auf der andern Seite Anmaßung wäre zu behaupten, daß man nicht noch viel zu thun habe, damit er den Bedürfnissen des Landes ganz entspreche. Leider scheint es nicht, als ob bei den jetzigen politischen Verhältnissen die vor einem Jahr begonnene Reformbewegung mit Nachdruck weiter geführt werden sollte.

Ein nicht unbedeutendes Hinderniß ist, daß das Land sich des Privatunterrichtes mehr bedient als des öffentlichen und so jenen fördert, ein andres liegt in dem Verhältniß beider zur Religion des Landes. Ich habe nicht vom Religionsunterricht gesprochen, da er fast ganz aus allen Staatsgymnasien verschwunden ist; ja man kann sagen, daß er niemals dagewesen ist. Das Gesetz von 1859 nennt ihn

nicht unter den übrigen Unterrichtsgegenständen und erst später wird verordnet, „dafs der Religionsunterricht von einem geistlichen Direktor gegeben werden soll, der vom Unterrichtsminister für jedes Institut nach den durch ein Reglement zu bestimmenden Normen zu ernennen ist“. Nun sagt das Reglement von 1865 nur, dafs der Religionsunterricht in der Zahl der für den Gymnasial- und Lycealunterricht angesetzten Stunden nicht mitgerechnet werden darf und dafs vom geistlichen Direktor eine oder zwei Stunden wöchentlich womöglich im Oratorium des Institutes vereinten Classen gegeben werden sollen. Es ist klar, dafs nach dem Gesetz und dem Reglement dieser Unterricht kein historischer und wissenschaftlich-dogmatischer, sondern ein katechetischer mit Andachtsübungen verbundener sein soll. Die beiden letzten Reglements, das vom 5. Januar und das vom 22. September des verflossenen Jahres sprechen nicht mehr davon. In der That hat sich herausgestellt, dafs dieser Unterricht sehr unwirksam und dafs es sehr schwierig ist, in ihm die Disciplin und die Achtung der Zöglinge vor dem Lehrer aufrecht zu halten. Darum hat die Administration unter der Hand die geistlichen Direktoren ausgehen lassen, ausser wo sie von Schulrathen gewünscht wurden; sie wurden aber nur da gewünscht, wo sich irgend ein Priester mit seinem Bischof in Streit befand oder zu Gunsten eines zu ernennenden einflussreichen Mannes. Uebrigens leisteten diese geistlichen Direktoren nicht viel und sind meistens zu Aufsehern herabgesunken. Darum hat man schon früher vorgeschlagen, sie ganz abzuschaffen und das gegenwärtige Ministerium macht eben wieder denselben Vorschlag, da es in der hierdurch erzielten Ersparniss einen Theil des Geldes findet, dessen es bedarf um nach sechs Jahren den Gehalt der Lehrer an den Mittel- und Normalschulen um ein weiteres Zehntel zu erhöhen; er bleibt, wie gesagt, für alle derselbe und auch nach dieser neuen Erhöhung immer noch recht gering. Man bedenke aber Folgendes: Weil der Staat und die Kommune nicht in gleichem Mafse in allen Provinzen zu den Kosten des mittleren Unterrichts beitragen, weil bei einigen Instituten die Lehrergehälter hier diesem und dort jenem zur Last fallen, so wird die ohne jede andere Reform beschlossene Gehaltserhöhung das schon recht beträchtliche Deficit noch gröfser



werden lassen! So traurig sieht es in der so wichtigen Frage des Religionsunterrichtes aus, sowie in allen jenen Fragen, welche mit dem Maf und der Vertheilung der Gehalte zusammenhängen.

Der Mangel des Religionsunterrichts schreckt aber die Familien nicht ab, vielmehr zieht er dieselben eher an, als ein schlechter Unterricht, der von Priestern, die ihre Achtung nicht besitzen oder von Laien, die selbst nicht daran glauben, ertheilt würde. Die Schwierigkeit beruht vielmehr darin, daß man fürchtet, einige Unterrichtsgegenstände, wie z. B. die Philosophie und die Geschichte möchten eine Richtung nehmen, die antireligiös und dem Gefühl der Väter und Mütter entgegen wäre, ein Gefühl, das selbst in sonst liberalen Eltern, welche die religiösen Vorschriften nicht beobachten und nicht sehr glaubensstark zu sein scheinen, sehr lebhaft ist. So findet man nicht selten, daß Deputirte und Senatoren, welche die radikalsten die Kirche betreffenden Gesetze votirt haben, ihre Söhne nicht gern in Staatsinstitute schicken und die von religiösen Vereinen geleiteten Institute oder Seminarien vorziehen. Wenn übrigens der Staat von Religionsunterricht in den Schulen absehen kann, so kann er es bei den Internaten nicht. Nun aber hält und leitet der Staat in Italien solche Internate und in ihnen wird in der That der Religionsunterricht der katholischen Lehre gemäß gegeben und obwohl es den akatholischen Eltern nicht geradezu verboten ist, ihre Söhne dorthin zu schicken, so nehmen doch die Direktoren der Internate solche nicht gern auf und glauben, daß durch die Verschiedenheit der Zöglinge der Gang des Instituts gehemmt wird. Die Frage, ob überhaupt der Staat Internate halten solle oder nicht, ist nie gestellt und nie beantwortet worden und ich will sie hier auch nicht besprechen. Er behält diejenigen, welche er aus früheren Zeiten geerbt hat, bei: 17 in den neapolitanischen Provinzen, wo neben den Schulen in jedem Hauptort ein solches bestand und vor 1859 von den Jesuiten geleitet wurde; 5 in den piemontesischen, die 1848 ebenfalls den Jesuiten abgenommen worden sind; 2 in der Lombardei, 1 in Venetien, 1 in Palermo. Ihr Kredit ist in den letzten Jahren gestiegen, so daß die Schülerzahl zugenommen hat und im Jahr 1875 2423 betrug, während sie 1863 nur 1608 betragen hatte. Aufser

diesen Internaten gibt es verschiedene Kommunalinternate, deren Direktoren von dem Stadtrath ernannt werden, während die der Staatsinternate vom König ernannt werden.

Weder das Staats- noch das Kommunalinternat schließt sich also rücksichtlich des Religionsunterrichts den negativen Grundsätzen an, welche hinsichtlich der Schulen vorherrschen. Aber selbst wenn diese Zurückhaltung des Staates bei dem Religionsunterricht in den Schulen in allem und überall beobachtet würde, was nicht immer der Fall ist, genügt sie doch den Familien nicht und das ist einer der Hauptgründe, weshalb die Schulen und Internate der religiösen Vereine und der Seminarien so stark besucht sind.

Es ist zu beachten, welchen Erfolg hinsichtlich der Institute religiöser Vereine das Gesetz von 1866 gehabt hat, durch welches ihnen der Charakter von Vereinen entzogen und somit die Güter genommen sind, auf die sie, weil sie aufhörten juristische Personen zu sein, keine Ansprüche mehr hatten. Gezwungen ihre Häuser zu verlassen; haben sie andere gekauft oder gemiethet, in denen sie von neuem Internate und Schulen geöffnet haben mit dem Unterschied jedoch, daß sie jetzt durchaus und überall als Privatinstitute betrachtet werden, während sie früher als zu einer moralischen Körperschaft gehörig durch eine eigene, besondere und strenge Gesetzgebung geleitet wurden. Ich habe schon gesagt, welches auch nach dem Gesetz vom 13. November 1859, das sehr streng ist, die Normen sind, nach denen diese Institute gelenkt werden. In den neapolitanischen und römischen Provinzen genossen sie jedoch noch größere Freiheit und die Administration kann nur mit genauer Noth die Professoren zu gewissen Bedingungen zwingen. Allmählich wird der Privatunterricht ganz in die Hände dieser Vereine gelangen, da sich gegen sie derjenige nicht halten kann, welcher von einfachen Bürgern gegeben wird und der in der Regel mit seltenen Ausnahmen recht mittelmäßig ist. Die von den Bischöfen gehaltenen Seminarien werden von den Frati der Vereine lebhaft unterstützt. Es giebt deren einige recht gute z. B. das von Padua; die Mehrzahl jedoch ist was den Unterricht betrifft äußerst schlecht. Die geringe Höhe des monatlichen Beitrags, der Umstand daß in der Mehrzahl dieser Schulen die auswärtigen Zöglinge über-

haupt nichts zu entrichten haben, ihre Lage in Marktflecken und Kommunen, wo jede andere mittlere Schule fehlt, bilden die Gründe zu ihrem sehr zahlreichen Besuch. Die Gesetzgebung ist diesen Seminarien gegenüber, wie wir gesehen haben, unsicher, unconsistent und unzureichend. Der vorige Minister wollte bei allen vom Aufsichtsrechte des Staates Gebrauch machen und sandte Ende 1875 Provveditori und Professoren aus dem Laienstand um über den Stand der Seminarien sowohl hinsichtlich des Unterrichts als hinsichtlich ihrer materiellen Wohlfahrt Nachforschungen einzuziehen. Ausser in einem oder zwei Fällen widersetzten sich die Bischöfe, obwohl sie Protest einlegten, dieser Inspektion nicht.

Ein jeder der Regierungsbeamten hatte einige Fragen zu beantworten, welche die Zahl der Zöglinge, der Classen, der Lehrbücher, der Qualifikation der Professoren, den Zustand des Gebäudes u. s. w. betrafen. Es gingen auch genaue und scharfgefasste Beantwortungen ein, welche die Grundlage für einen Gesetzesvorschlag bilden sollten. Der Minister dachte das die Seminarien, welche juristische Personen vorstellen, vom Staat auf eine geringere Zahl herabgesetzt werden müßten, indem man alle übrigen, welche nicht aufrecht erhalten werden sollten, ihres Charakters als moralischer Körperschaft entkleidete. Ihre Zahl sollte nach der Zahl der Priester festgestellt werden, deren die katholische Kirche nöthig hätte um die Pfarreien, Seelforgerstellen und die Kapitel zu besetzen und nach der Zahl der in den theologischen Classen vorhandenen Seminaristen. Die Einkünfte der Seminarien, welche abgeschafft würden, sollte den übrigen bleibenden zugewiesen werden. Diese sollten alle Gymnasial- und Lycealclassen sowie selbstverständlich die ihm schon eigenen theologischen Classen haben. In jenen sollten nun allerdings die Professoren vom Bischof ernannt werden, jedoch nur mit allen bei öffentlichen Anstalten nothwendigen Bürgschaften. Die in denselben gemachten Studien sollten genügen, um sich zu dem Abgangsexamen des Lyceums zu melden, sowohl für diejenigen, welche auf die theologischen Classen übergehen wollten, als für diejenigen, welche die geistliche Laufbahn nicht fortsetzen wollten. In den theologischen Classen sollten jene welche das Abgangsexamen des

Lyceums nicht bestanden hatten, nicht aufgenommen werden. Aber das ganze Gesetz ist nicht zu Stande gekommen. Die Inspektion und Untersuchung haben zu nichts genutzt.

Gleichwohl liegt auf der Hand, daß die Gesetzgebung der Seminarien nicht so unvollkommen und zweifelhaft bleiben kann als sie ist.

---

Zwei Punkte habe ich nicht berührt. Der eine ist das Verhältniß des Gymnasiums und des Lyceums zur technischen Schule und zum technischen Institut (Realschule und höhere Realschule). Um sich hierüber klar zu werden, müßte aber erst von der Anordnung des technischen Unterrichts gesprochen werden, was außerhalb unseres heutigen Gegenstandes ist. Schliesslich wäre auch noch zu untersuchen, bis wieweit der classische und der reale Unterricht in einer einzigen Anstalt sich vereinigen ließen, und wie ein wahrhaft ergiebiger und besonderer gewerblicher Unterricht einzurichten sein dürfte. Auf diese Frage ist man in Italien wiederholt zurückgekommen und sie wird auch in Deutschland gegenwärtig aufs lebhafteste besprochen.

Der andere Punkt ist die Idee des klassischen Unterrichts selbst. Diesen habe ich in der Ausdehnung und dem Umfange dargestellt, den er vom Gesetz des 13. November 1859 erhalten hat und der ihm im Allgemeinen beigelegt wird.

Ich weiß nicht, ob die Zeit kommen wird, in welcher unsere Gesellschaft sich so sehr in ihrer geistigen und geschichtlichen Entwicklung von der griechischen und lateinischen trennt, um das Bewußtsein ihres Zusammenhangs mit jenen und mit der ihnen eignen Civilisation zu verlieren, so wie die griechische ehemals sich von der orientalischen losgelöst fühlte und die früheren Bande nicht mehr beachtete, durch welche sie mit jener verbunden gewesen war. Dann würden die italienischen, spanischen, deutschen und englischen Kinder wohl nicht mehr Griechisch und Lateinisch studiren, wie ja die Griechen die Sprache und Litteratur Indiens und Persiens nicht studirten und die Römer nur die Griechen studirten. Bis dahin aber werden wir nicht umhin können unseren Schulen die litterarische Grundlage zu lassen, welche sie heute haben und die im Uebrigen an sich ausgezeichnet ist;

denn bis jetzt hat sich keine Uebung gefunden und wird sich auch nicht wohl finden lassen, die für Geist und Herz nützlicher, die geeigneter wäre, sie zu entwickeln, als das Erlernen dieser beiden todten Sprachen und die Vergegenwärtigung der Geschichte der beiden Völker, welche sich ihrer bedienen; denn aus diesen Studien und aus dem Reichthum der Ausdrücke, der uns weder allzunah liegt noch auch allzufern gerückt ist, ergibt sich nicht allein für den Geist eine große Schlagfertigkeit und Fülle der Gedanken, sondern es wird in ihm auch die lebhafteste Ueberzeugung von der Einheit der Geschichte der Menschheit und der stetigen Fortentwicklung des Menschengesistes wachgerufen.

Rom, den 1. Februar 1877.

R. Bonghi.

---

## Musikalische Zustände in Italien.

---

Dafs die Italiener ein vor anderen Nationen kunstbegabtes Volk sind, ist eine allgemein zugestandene Wahrheit. Man braucht nur die vier Namen eines Dante, Rafael, Palaestrina und Michelangelo auszusprechen, um jeden Gebildeten daran zu erinnern, dafs in der Poesie, Musik und bildenden Kunst Italiens grofse Männer den Völkern des Abendlandes theils bahnbrechend vorangingen, theils wirklich den Gipfel der Vollendung erreicht haben. In der That verknüpft sich die Vorstellung, die wir Deutschen uns von Italien zu machen pflegen, so eng mit dem Begriffe einer Heimath und Pflegestätte der schönen Künste, dafs unsere nordländische Phantasie von je her jenes Land wie kein zweites idealisirt hat. War doch das Gefühl reiner Begeisterung für die Wiege der Kunst nicht einmal dem vielgescholtenen Mittelalter ein fremdes. Vor 800 Jahren wollte der Kanzler des deutschen Reiches, Konrad von Querfurt, unter anderen schönen Dingen in Süditalien mit eignen Augen den Parnass, den Olymp und die Mufenquelle Hippokrene gesehen haben, wie er in einem Briefe an seinen Freund, den Prior des Klosters von Hildesheim, treuherzig berichtet. Dürfen wir auch ähnliche Hallucinationen bei unserem heutigen Reichskanzler nicht mehr voraussetzen, so zweifeln wir doch nicht, dafs auch Fürst Bismarck, wenn er sich je zu einer italienischen Reise anschicken sollte, einen Blick mindestens in Burkhardt's *Cicerone* werfen würde, und wollen nur ganz offen zugestehen, dafs die jenen fabelhaften Angaben zu Grunde liegende Empfindung selbst heute noch uns Deutsche

beherrscht. Man braucht sich dabei nicht erst auf das Beispiel Goethe's zu berufen: steht doch jedem gebildeten Jüngling noch immer Italien als ein Ziel heißer Wünsche vor dem Geiste! Die warme Luft, die den von den Alpen herniedersteigenden Nordländer umweht und ihm leichteren und fröhlicheren Lebensgenuss verspricht, wie die landschaftliche Schönheit, welche sich farbenprächtigt vor seinem Blicke entfaltet, treten seinen Sinnen wohlthuend und schmeichelnd entgegen. Der Reichthum sinnlich schöner Erscheinungen, auf die er täglich in Natur und Menschenwelt stößt, läßt ihn ahnen, welche Nahrung und Pflege der Kunsttrieb in diesem Lande findet, und ganz von selbst gestalten sich Land und Leute zu einem künstlerischen Objecte, wie es erwünschter weder Dichter noch Maler sich denken können.

Auch die Musik ist bei dem Reichthum künstlerischer Stoffe in Italien nicht leer ausgegangen, und man darf hier eher über ein zuviel, als ein zuwenig klagen. Nur allzu üppig wuchert das Unkraut der Serenaden, Notturmi, Gondolieren und Barcarolen auf unserem musikalischen Büchermarkte: Beweis genug, wie viele Liebhaber diese italienischen Gewächse selbst in der künstlichen Treibhauszucht gewisser nordländischer Musiker finden; denn nur wenige besitzen das Talent eines Liszt und Chopin, auch diesen unscheinbaren Gebilden einen bestrickenden Reiz zu verleihen. Ist dem aber so, bieten Italiens Land und Volk wirklich so dankbare und für künstlerische Geister anregende Stoffe dar, dann fragt man billig, welche Pflege denn die heutigen Italiener selbst der Kunst zu Theil werden lassen, vor allem der Musik, die von Italien aus ihren Eroberungszug durch die civilisirte Welt begann, und welche die Italiener mehr als die anderen Künste als ihre eigene und nationale zu bezeichnen lieben.

Die Antwort auf diese Frage muß allerdings traurig genug ausfallen, und das Bild, das wir in Kürze zu entwerfen versuchen, wird der Lichtpunkte nur wenige darbieten; aber dieser Umstand kann den nicht überraschen, der gewöhnt ist, in der Kunstproduction keine mechanische Thätigkeit zu sehen, sondern weiß, daß die Kunst sich aus dem Culturzustande eines Volkes nicht anders entwickelt, wie die Frucht aus dem Baume. Verfolgt man die Entwicklung

der italienischen Musik in den letzten drei Jahrhunderten, erwägt man, wie kräftig und vielversprechend sich der Keim entfaltete zu einer Zeit, da Italien's Ansehen im Culturleben des Abendlandes obenan stand, so begreift man, daß in dem Grade der musikalischen Begabung des Volkes nicht der Grund des Verfalles zu suchen ist. Denn was die künstlerische Anlage für Musik betrifft, kann sich kaum ein anderes Volk der Erde mit dem italienischen messen. Nur äußere Schicksalschläge, die dann den politischen und moralischen Ruin der hochbegabten Nation nach sich zogen, vermochten auch die Tonkunst von ihrer Höhe so herabzudrücken, daß selbst die schöne Nachblüthe der italienischen Oper des 19ten Jahrhunderts den alten Meistern des 17ten gegenüber fast als ein verkümmertes Gebilde erscheint. Und wer kann sagen, wie lange es noch dauern wird, bevor dieses musikalische Volk den richtigen Weg, vor allem, bevor es sich selber wiedergefunden haben wird!

Es ist ein schwerwiegender Vorwurf, den man den modernen Italienern machen muß, daß sie so vollständig Fühlung mit ihren großen Klassikern verloren haben, welche doch von der ganzen gebildeten Welt als Krone und Blüthe der italienischen Musik bezeichnet werden. In Deutschland sind jene Heroen der alten neapolitanischen, venezianischen und römischen Schule nicht bloß leere Namen. Kirchenchöre wie weltliche Gesangsvereine bringen alljährlich eine Reihe der gediegensten Schöpfungen derselben zur Aufführung; wo in Italien aber könnte einer jetzt so leicht das hohe Lied von Palaestrina, Marcello's Psalmen, Pergolese's *Stabat Mater*, A. Scarlatti's und Durante's Kirchencompositionen zu hören bekommen? Dem letzten jener großen Italiener, dem Florentiner Luigi Cherubini glaubt man vielleicht Ehre genug angethan zu haben, wenn man, wie in Florenz, eine Straß- und ein Theater nach ihm benannte; sein herrliches Requiem, das in Deutschland zu den bekanntesten Kirchencompositionen gehört, oder gar seine Oper *Medea* sind so gut wie unbekannt. Den Namen Domenico Scarlatti's trifft man heut zu Tage bei uns auf den Programmen eines jeden Pianisten von einiger Bedeutung. Als aber Rubinstein vor einigen Jahren in Florenz die *Fuga del gatto* vortrug, wußte das Publikum gar nicht, ob der musikalische Scherz einem



alten oder modernen Italiener zuzuschreiben sei. Nun wird kein Verständiger meinen, daß das musikalische Heil eines Volkes von der Nachahmung großer Vorbilder allein abhinge. Aber wohl darf man verlangen, daß die besten Werke auch der ältesten Meister dem Publikum gewissenhaft vorgeführt werden; denn nur an ihnen kann der Geschmack sich bilden und ausreifen, an ihnen zeigt es sich, wie Sinnen und Empfinden einer vergangenen Zeit seinen vollendeten Ausdruck in musikalischer Form gefunden hat, vor allem aber wird dem Hörer jener Ernst offenbar, der diese Kunstgebilde durchweht und der leichten modernen Waare meist so ganz abgeht. Freilich muß dann das Publikum selbst auch eine gehörige Portion Ernst mitbringen. Wer den aber bei einem italienischen Publikum von heute sucht, würde sich arg getäuscht sehen. Wir reden hier nicht von Gartenconcerten *alla tedesca*, in denen auch bei uns Leichtsinns oder Rohheit sich nur einen musikalischen Mantel umwerfen, denn derartige Concerte gibt es in Italien fast gar nicht. Auch in den äußerst seltenen Orchesterconcerten, wofür dieselben nicht in Theatern gegeben werden, mag die Aufmerksamkeit noch leidlich sein, weil hier, wie eine dreijährige Erfahrung z. B. in Florenz gezeigt hat, die Zuhörer zu mehr als drei Vierteln aus *Forestieri* bestehen. Entsetzlich aber geradezu ist das Gebahren des Publikums im Theater. Entschuldigen läßt sich auch hier immerhin noch jenes Beklatschen oder Hervorrufen auf offener Scene, einmal, weil das Zerpflücken der dramatischen Handlung bei einer italienischen Oper eben kein allzugroßes Unglück ist, dann aber, weil sich dieselbe Geschmacklosigkeit überall in der Welt wiederholt. Theaterpöbel gibt es ebenfalls aller Orten. Empörend aber ist das Benehmen der *gebildeten* Zuhörererschaft. Daß man, wie Spohr in seinem Tagebuche berichtet, in Mailand während einer Opernaufführung im *Teatro della Scala* in den Logen Karten spielte, scheint sich dort heute auf den fünften Rang zu beschränken, ist aber doch in einem anderen Lande nicht gut denkbar. Aber das Rauchen ist noch in vielen Theatern erlaubt, wenngleich es besonders während einer Opernaufführung als unanständig bezeichnet werden muß. Am fleißigsten aber wird das Zeitungslesen und Schwatzen geübt: ersteres von

vornehmen Herren auch während der Aufführung, letzteres von beiden Geschlechtern fast unaufhörlich. Die eigenthümliche italienische Theatereinrichtung begünstigt diese Unsitte in hohem Maße. Die mittleren Ränge des Theaters sind nämlich in schmale, aber sehr tiefe, nur nach der Bühne zu offene Zimmerchen (*Palchi*) eingetheilt, von denen nicht einzelne Plätze abgegeben werden. Die hier sich zusammenfindende Gesellschaft besteht daher aus guten Freunden, die sich gegenseitig einladen, um recht ungestört den Abend zu verbringen. Ist eine heiratslustige Tochter vorhanden, so strahlt dieselbe ihrer aufgeputzten Mama gegenüber auf der ersten Reihe der Loge, ganz vorn an der Brüstung, und beide erwarten mit Spannung das Ende der Akte, wo dann die Anbeter und befreundeten Herren ihre Visiten abzustatten pflegen. Denn es gehört zum feinen Tone, daß der Herr sobald er einer bekannten Familie im Theater ansichtig wird, sich nach dem Befinden derselben erkundigt. Wo bleibt da der einem Kunstwerke gegenüber nothwendige Ernst unter den Zuschauern, wenn jeder Aktschluß nur dazu da ist, um das ideale Band der dramatischen Handlung abzuschneiden und die trivialsten Lebensinteressen anzuknüpfen? Eine Bayreuther Aufführung würde schon allein wegen der Dunkelheit des Zuschauerraums in Italien den größten Widerspruch erfahren, denn dort legt man Gewicht darauf, daß an Festtagen der Zuschauerraum *a giorno* erleuchtet ist. Das Theater ist hier eben ein Vergnügungsort, und kein Italiener denkt daran, daß es auch eine Bildungsanstalt der Nation sein soll. Könnte ihm dieser Gedanke klar gemacht werden, so wäre damit der erste Schritt zu einer Reform der Oper gethan; aber eine solche würde auch zugleich einen revolutionären Bruch mit allen bestehenden Verhältnissen in sich schließen, denn wie sie sich aus diesen natürlich entwickeln sollte, ist nicht abzusehen.

In ganz Italien gibt es keine Oper, die aus den Mitteln eines Fürsten unterhalten wird. Es ist schon viel, wenn das Haupttheater einer größeren Stadt für den Carneval einen Zuschuß aus der Gemeindekasse erhält; aber auch dieser wird meistens zur Ausstattung eines Ballets verwandt. Fast alle Theater sind auf Aktien gegründet, an Unternehmer (*Impresarii*) verpachtet und demnach darauf angewiesen, auf die Kasse

des Publikums zu spekuliren. Der Komponist schließt mit dem *Impresario* einen Pakt und verpflichtet sich für so und so viel Geld zu dem und dem Carneval ein neues *libretto* in Musik zu setzen; denn etwas neues will das Publikum auf alle Fälle hören. Wie viel dann der Komponist erhalten, oft auch nicht erhalten hat, wie viel der *Impresario* an diese oder jene Sängerin zahlen sollte, in wie viel Zeit er vermuthlich Bankerott machen wird, dies und ähnliches bildet dann den interessantesten Gesprächsstoff der Theaterbesucher. Man erstaunt, mit welcher Genauigkeit Jedermann die runden Summen im Kopfe behält, begreift aber auch, wie Leute, die so gut rechnen, wenig Sinn für eine künstlerisch abgerundete Vorstellung haben können.

An das Bestehen eines künstlerisch geübten Chores ist gar nicht zu denken! wo nähme auch der *Impresario* dazu das Geld her! An den wenigsten Theatern — ich glaube nicht einmal an dem der Scala in Mailand — kennen die Choristen auch nur die Noten. Meist sind es ärmliche Handwerker, oft Schornsteinfeger oder Dienstmänner. Die Noten zu kennen ist das Vorrecht der *Guida*, d. h. des ersten Choristen, welcher seinen Untergebenen die einzelnen Stimmen so lange vorsingt oder auf dem Klaviere vorspielt, bis sie dieselben im Ohre haben und aus dem Kopfe nachsingen können. Man begreift nicht, wie mit solchen Mitteln in Bologna der Lohengrin hat aufgeführt werden können, und erklärt sich das eben nur aus der eigenthümlich musikalischen Begabung des italienischen Volkes. Der absolute Mangel jedes idealen Strebens bei einer italienischen Opernaufführung, das Hervordrängen alles Materiellen berührt vielleicht den Fremden zu allererst am unangenehmsten. Man sieht der ganzen Sache an, wie jeder Mitwirkende darauf wartet, daß die Vorstellung zu Ende geht, um bezahlt zu werden. Der Held des Stückes wirft in höchster Verzweiflung sein Schwert zu Boden, — sofort erscheint ein gallonirter Bedienter um es aufzuheben und an Ort und Stelle zu legen. Der Chor ist noch nicht am Ende seines Trinkgelages, und schon zeigen sich die dienenden Geister, welche Stühle, Tische und hölzerne Pokale mit Geklapper entfernen; was Wunder, wenn bei solcher Unhöflichkeit des Wirthes auch die geladenen Gäste früher als sie sollten aufbrechen, und die letzten Klänge

des Zecherchors bereits hinter 'den Couliſſen verhallen. Dieſe rohe Behandlung eines Kunſtwerkes datirt aber nicht von heute und geſtern. Hören wir, was Ludwig Spohr während ſeiner erſten italieniſchen Reiſe im Jahre 1816 gelegentlich einer Floréntiner Opernaufführung in ſein Tagebuch vermerkt: »Man iſt ja ſchon daran gewöhnt, dieſelbe Perſon bald im tragiſchen, bald im komiſchen Stile ſingen und von einer Bäuerin dieſelben pompöſen Gefangsverzierungen zu hören, wie von einer Königin oder Heldin, bei der leidenschaftlichſten Situation eine der ſpielenden Perſonen allein vierteltundenlang ſingen zu hören, während die andern im Hintergrunde ſpazieren gehen oder halb in den Couliſſen mit ihren Bekannten reden und ſcherzen.« Das Kunſtwerk der Oper wird in Italien auf dieſe Weiſe vollſtändig zerriffen! es magert zum dramatiſchen Skelett herab, an deſſen Knochengerüſt Komponiſt und *Impresario* die einzelnen Nummern als Arien, Terzette nebst den unentbehrlichen Tanzeinlagen aufgehängt haben. Die ganze Oper, welche den Zweck hat, uns in eine ideale Welt zu verſetzen, unterſcheidet ſich von einer alltäglichen Erſcheinung des Lebens nur dadurch, daß die *Prima Donna* ſich etwas mehr ſchminkt als auf der Straſſe, und der ſchöne Heldentenor weiſt, daß ihm die weiblichen Inſaſſen der *Palchi* noch feurigere Blicke zuwerfen, als ſonſt. Auch auf charakteriſtiſche Kleidung und Dekoration wird im Allgemeinen wenig Gewicht gelegt, und da es an den meiſten italieniſchen Theatern Sitte iſt, den Sängerinnen nur die Kleider zu geben, aber die Ausſchmückung derſelben ihnen ſelbſt zu überlaſſen, kann man ſich denken, wie paſſend bei dem durchſchnittlichen Bildungsgrade der Künſtlerinnen zu der betreffenden Rolle die von ihnen ausgewählten Coiffuren und Ornamente ſind. Dagegen verfehlt es der *Impresario* nie, wenn er die Inſcenirung einer neuen Oper anzeigt, auch den Schneider zu nennen, in deſſen Werkſtatt die Anzüge zur Welt gekommen ſind. Wer erwartet bei dieſem äußerlichen Treiben noch beſondere Leiſtungen von den Darſtellern bezüglich der Auffaſſung ihrer Rollen? Es gibt kaum eine deutſche Sängerin, die ſich nicht bemühte, die, freilich wenig deutſch aufgefaſſte, Margarethe Gounod's der edlen Einfalt des Goethe'schen Gretchens ſo nahe wie mög-

lich zu bringen. Die Margarethe, von einer Italienerin gesungen, unterscheidet sich nicht einmal durch das deutsch fein sollende Gewand mit seiner zwei Meter langen Schleppe von den allergewöhnlichsten Opernfiguren des Dutzendschlages. Gesungen wird nicht so oder so, weil der Komponist es verlangt, oder es zum Charakter der Rolle paßt, sondern alles Interesse der Sänger ist allein darauf gerichtet, dem Publikum Triller und Rouladen an den Kopf zu werfen, auch diese keineswegs mit der alten Sicherheit, vor allem aber, eine Probe der Lungenkraft abzulegen. Denn je stärker der langgezogene Schlußton erdröhnt, desto fanatischer wird geklatscht, desto mehr füllt sich allabendlich das Haus, und auf desto sichereres Engagement für die nächste *Stagione* kann der Sänger rechnen. Von dieser Eitelkeit des effectvollen Schlusses ist fast kein italienischer Sänger, deren es ja immerhin noch ausgezeichnete gibt, frei, und vor allem beliebt sind die zweistimmigen Schlusscadenzen, in denen sich die Stimmen in Terzen oder in Sexten wie zwei Eisenbahnschienen nebeneinander herlaufend, immer langsamer ihrem Ende zu bewegen. Das Publikum liebt eben solche Geschmacklosigkeiten, und in Italien hat sich der Sänger den Launen dieses Tyrannen zu fügen. Wehe dem, der ihnen zu trotzen wagt! Selbst vor Rohheiten ist der Künstler nicht geschützt, und es ist noch nicht gar lange her, daß man im Paglianotheater zu Florenz einem mißliebigen Sänger zuerst einen getrockneten *Baccalà*, sodann einen Kranz von rothen Rüben vor die Füße warf.

Man hat wohl gesagt, daß Italien das einzige Land sei, in welchem die Musik und speciell die Oper, ihre höchste Blüthe, noch im Volksleben wurzele. Es ist wahr, daß das Interesse an der Oper dort ein ungemein reges und lebendiges ist. Von dem auf riesengroßen, buntfarbigen Placaten angekündigten neuen Repertoire spricht man überall, und der Erfolg oder Mißerfolg eines Werkes geht als Tagesneuigkeit durch alle Blätter und bildet in allen Kreisen der Gesellschaft den gewöhnlichsten Gesprächstoff. Da die italienische Opernmusik eben keine allzu hohen Anforderungen an das Verständniß der Zuhörer stellt, so fühlt sich auch Jedermann berufen, sein Urtheil darüber abzugeben. Vor Allem unterliegt dabei die gefangliche Ausführung der all-

gemeinen Kritik, das Orchester gilt überhaupt bei einer Oper nur als Nebensache, und das viele Hören von Vocalmusik muß ja auch dem Ungebildeten einen schwachen Begriff von der Gesangstechnik beibringen. Daher geschieht es oft, daß selbst Leute aus den niederen Ständen über die Stimme dieses oder jenes Sängers ein zutreffendes Urtheil fällen, und selten entgeht dem Publikum eine auch nur leichte Detonation des Sängers, ohne daß es sofort mit großer Leidenschaft seine Mißbilligung darüber zu erkennen gäbe. Dies alles beweist zwar die Naturanlage der Italiener für den Gesang wie ihr leicht und schnell auffassendes Gehör, ist aber noch lange kein Beweis für wirklich künstlerische Bildung, die doch allein im Stande wäre, den Geschmack vor immer tieferem Sinken zu bewahren. Damit man aber sieht, welcher Art die musikalische Nahrung ist, die der Italiener im Lauf eines Jahres in den einheimischen Opernhäusern genießt, stelle ich hier ein Verzeichniß der im Jahre 1874 — von einem andern liegen mir nicht so vollständige Uebersichten vor — neu einstudirten Opern zusammen, und der Leser möge es sich nicht verdrießen lassen, diese trocknen Angaben mit einem Blicke zu überfliegen:

Bachini, *Cacciata del Duca di Atene* (Florenz). Braga, *Caligola* (Mailand). Burgio, *Paria* (Mailand). Cagnoni, *Claudia* (Mailand). Camerana, *Don Fabiano* (Turin). Canepa, *I pezzenti* (Mailand). Cazzulani, *Bianca Cappello* (Como). Caracciolo, *Maso il Montanaro* (Bari). Chiffotti, *Raffaello e la Fornarina* (Turin). Cipollone, *La Cantante* (Sehnone). Corona, *Carmela* (Pistoia). Cortesi, *Mariulizza* (Florenz). Delfico, *Fiera* (Mailand). Dominiceti, *Morovico*. Donizetti, *Alina di Golconda* (Neapel). Franceschini, *Rina* (Turin). Gobatti, *I Goti* (Rom, Florenz, Turin, Padua, Parma). Gomes, *Salvator Rosa* (Genua, Mailand). Guglielmi, *La donna di più caratteri* (Neapel). Luzzi, *Tripilla* (Novara). Magnani, *Giovanna di Castiglia* (Carpi). Marchetti, *Romeo e Giulietta* (Carpi). Mercadante, *Elisa e Claudio* (Genua). Mercuri, *Adelinda* (Ravenna). Miggliaccio, *Una moglie per un soldo* (Neapel). Montuoro, *Manfredi* (Turin). Moscuza, *Picarda Donati* (Malta). Orefice, *Romilda de' Bardi* (Neapel). Pacini, *Niccolo de' Lapi* (Florenz). Pacini, *Lorenzo de' Medici* (Cagliari). Palumbo, *Cola di Rienzo* (Rom). Petrella, *Bianca Orsini* (Neapel). Piaggio,

*La fanciulla Romantica* (Genua). Ponchielli, *Il parlatore eterno* (Lecco). Ponchielli, *I promessi sposi* (Coreggio, Parma, Pavia, Genua). Ponchielli, *I Lituani* (Mailand). Rispoli, *Il figlio del Sindaco* (Neapel). Sangiorgi, *Giuseppe Balsamo*. Stefani, *Celeste* (Mailand). Sborgi, *L'avarò burlato* (Florenz). Tacchinardi, *L'idolo Cinese* (Florenz). Valenfin, *La Capricciosa* (Florenz). Verdi, *La forza del Destino* (Trevifo, Triest, Como, Messina). Verdi, *Macbeth* (Mailand). Verdi, *Ernani* (Oristaro). Verdi, *Il vespro Siciliano* (Mantua). Verdi, *Aida* (Neapel, Perugia, Triest).

Von deutschen Opern waren neu einstudirt Weber's Freischütz (Rom), Wagner's Rienzi (Venedig) und Mozart's *Così fan tutte*, welche Werke diese Ehre mit Flotow's *Naïda* theilten. Mozart's *Don Giovanni* wurde mit sehr mäfsigem Erfolge zu Ancona versucht, in Rom fiel er vollständig durch. Von jenen oben angeführten 44 Komponisten mit ihren 50 Opern — etwa Donizetti, Mercadante, Verdi, Marchetti, Gomes und Petrella ausgenommen — war bereits im folgenden Jahre trotz allem elektrischen Lichte, welches sie auf der Bühne umstrahlt hatte, kaum Einer noch bekannt, geschweige denn, dafs man ihre Werke wieder aufgeführt hätte. Versunken und vergessen, das ist der Sänger Fluch! Nimmt man beispielsweise an, dafs unter den geschriebenen Opern auch nur die Hälfte wirklich zur Aufführung angenommen worden sind, so beweist dies zur Genüge, wie leicht man sich in Italien das Opernschreiben macht, und man begreift, wie viel künstlerisch Gediegenes sich unter dieser Mache verbergen kann. Von dem Werthe ihrer Texte wollen wir gar nicht reden. Felice Romani oder Salvatore Cammarano sind Operndichter, deren Libretti nach Dutzenden zählen. Schrieb doch der erstere allein für bekanntere Meister nicht weniger als 30 Operntexte. Auf welche Nachfrage läfst nicht eine so angestregte Fabrikationsthätigkeit schliessen? Aber in Italien glaubt nun einmal jeder Jüngling, sobald er nur die Musikschule hinter sich hat, wo nicht Opern, so doch mindestens eine Messe schreiben zu müssen. Hat er Mittel, so zwingt ihn oft die Eitelkeit, Taufende von Franken für die Inszenirung seiner vielleicht zwei oder drei Mal aufgeführten Oper zu zahlen, hat er keine, so müssen oft die fatalsten

Intriguen, die zu schildern wir den Romanschreibern überlassen, dazu verhelfen. Nach Verlauf von 50 Jahren dürfte keine Bibliothek mehr im Stande sein, die im Druck erschienenen italienischen Opern auch nur in annähernder Vollständigkeit zu sammeln, selbst wenn sie das überhaupt verdienten.

Die zahlreichen Musikinstitute tragen ihrerseits auch nur dazu bei, die Zahl dieser Opernschreiber zu vermehren. Gewiss ist es ein trefflicher Gedanke, dass man (wie noch kürzlich in Avellino geschehen ist) in einigen Städten Musikschulen gegründet hat, in denen talentvolle Elementarschüler gratis Unterricht auf Orchesterinstrumenten erhalten und damit die Verpflichtung eingehen, zwei Jahre lang unentgeltlich in der städtischen Kapelle mitzuwirken. Aber Conservatorien und *Licei di Musica* gehören nur nach größeren Städten, in welchen den Zöglingen auch Gelegenheit geboten ist, ihren Geschmack auszubilden, nicht aber nach Ferrara und Arezzo, um nur diese beiden Orte zu nennen, in denen ein musikalisches Leben sich unmöglich entfalten kann. Dazu kommt noch, dass an einigen Anstalten, wie am Florentiner *Istituto di Musica* der von fast 30 Lehrern gegebene Unterricht gratis ertheilt wird, was zwar die Frequenz der Schule erhöht — jährlich besuchen die Anstalt etwa 300 Zöglinge, welche mehr die unentgeltliche Erwerbung eines Handwerkes, als Beruf oder Anlage hinführen —, aber sie unter den höheren Klassen der Gesellschaft nicht sehr empfiehlt. Ueberhaupt trifft man äusserst selten in Italien den Fall an, dass junge Leute von ausgesprochen musikalischen Talenten zunächst sich eine umfassende allgemeine Bildung erwerben, bevor sie als Componisten in die Oeffentlichkeit treten. In Deutschland haben die Musiker von Graun und Philipp Emanuel Bach an bis auf unsere Zeit ein Gewicht auf allgemeine Bildung gelegt; in Hamburg z. B. stellte man bereits im vorigen Jahrhundert nur studirte Leute als Musikdirektoren an, und Jedermann weis, wie man täglich mehr von dem Musiker verlangt, er solle sich auch über alle die Zeit bewegenden Fragen und Interessen ein Urtheil bilden, vor allem auch an den Erscheinungen der Literatur Antheil nehmen. Welch' feine Bildung befasen nicht z. B. ein Mendelssohn und Schumann, um von lebenden Meistern ganz zu schweigen. In Italien



klebt dem Musiker noch gar zu sehr das Banaufische an; er steht nicht auf der Höhe der Zeit, und nur wenigen Bevorzugten wird das Glück zu Theil, einige Jahre im Auslande zu verbringen und so ihre Anschauungen zu erweitern. Dafs die Regierung hierfür nichts thue, dafs durch Gründung von Stipendien für talentvolle Zöglinge der Conservatorien so wenig nach dieser Richtung hin geschehe, ist sehr zu bedauern, wenngleich bei der allgemeinen Geldcalamität erklärlich. Gerade die italienische Charakteranlage ist ausserordentlich bildsam und empfänglich für grofse und edle Eindrücke. Man mufs mit Italienern deutschen Muster-Auführungen beigewohnt haben, um zu wissen, mit welcher Offenheit und wie unbeirrt durch alles Parteigeschwätz, das leider gar zu oft das Urtheil deutscher Künstler trübt, sich diese Leute den neuen Eindrücken hinzugeben vermochten. Diese Unbefangenheit im künstlerischen Genufse verföhnt in der That wieder mit manchen Schattenseiten des italienischen Musiklebens. Ein deutscher Musiker rümpft leicht die Nase über die Zusammenstellung eines italienischen Concertprogrammes, auf welchem wohl der Name Beethoven friedlich neben Meyerbeer steht, und Chopin sich im träuten Verein mit Leybach und Genossen befindet. Gewifs zeugt es von wenig Bildung, den Zuhörer so musikalisch Spiessruthen laufen zu lassen, aber dafür trägt auch ein italienisches Concert in der Wahl der Compositionen niemals den Charakter absoluter Parteileidenschaft, wie er deutschen Musikaufführungen so oft den Stempel des Niedrigen und Dilettantenhaften aufprägt. Denn nur der Dilettant kokettirt in der Kunst mit Antipathien und Sympathien, der Künstler bewahrt sich einen offenen Sinn für alles Grofse und Bedeutende, gleichviel, ob es aus der Hand Mozart's oder Meyerbeer's kommt.

Möchten doch die Italiener sich ihre Empfänglichkeit für alles musikalisch Schöne noch recht lange bewahren! Aber fast scheint es, als sollten auch sie in das musikalische Parteigetriebe der Zeit mit hineingezogen werden. Schon gewahrt man hie und da in den Musikrecensionen grofser Zeitungen jenen in Deutschland üblichen witzelnden Ton, wie ihn die berühmten Leute, welche in dem Souterrain einer Zeitung ihr unheimliches Gewerbe treiben, anzuschla-

gen beliebten. Welchen Werth die Herren Verfasser auf ihre Leistungen legen, geht schon daraus hervor, daß man bereits die Unsitte des Sammelns derartiger Brosamen adoptirt hat, wenngleich mir für Italien erst ein einziges Beispiel der Art bekannt geworden ist. In diesem Punkte wäre allerdings die Beeinflussung der Italiener Seitens Deutschlands weniger zu wünschen! Denn daß der Kathederprofessor dem Genie die schuldige Ehrfurcht verlegt, dies scheint Deutschlands trauriges Vorrecht bleiben zu sollen. — Man weiß in Italien recht wohl, daß die leidenschaftliche Diction Verdi'scher Opernmusik für die Singstimme nicht die technische Schule abgibt, wie sie selbst noch in den verschnörkeltesten Bravourarien Rossini's sich findet. Je mehr Gewicht der Italiener überhaupt von je her auf eine schulgerechte Ausbildung der Stimme gelegt hat, um so weniger darf ihm die ältere Opernmusik als entbehrlich erscheinen. Aber die Aufführung der *Aida* ist darum doch wie die jedes neuen Verdi'schen Werkes mit allgemeinsten Theilnahme begrüßt worden. Das Neue, das eine bedeutende Erscheinung in der Kunst darbietet, erscheint stets vom Standpunkte der Theorie aus, die ihr Schema nur nach längst bekannten Kunstwerken formt, als verkehrt; aber wie oft stiefs ich nicht in Italien nach Anhörung der *Aida* auf das bescheidene Urtheil: *Musica bella, ma bisogna sentirla più volte per capirla bene*, ein Wort, an dem wir Deutschen uns wahrlich ein Vorbild nehmen sollten. Wohl mag sich mancher beim Anhören dieser Musik in das gewohnte Fahrwasser Bellini'scher und Donizetti'scher Opern zurückgekehrt haben, aber die vermeintliche Nachahmung Wagner's hat man doch im Ernste dem Künstler nicht vorzuwerfen gewagt. Vielleicht ahnten die Italiener, daß jene Nachahmung doch eine mehr äußerliche sei; daß sie sich im Ganzen auf Orchestereffekte und auf eine weniger schablonenhafte Handhabung der Recitative beschränke. Jedenfalls bewiesen sie wieder einmal hier, wie bei den Aufführungen des Verdi'schen Requiems, den ihnen angeborenen Respekt wenn nicht für Kunst, so doch für die Künstler.

Verdi ist unter allen modernen italienischen Komponisten auch heute noch die hervorragendste Erscheinung, und jedes Werk des keineswegs mehr jugendlichen Meisters zeigt uns

neue Lichtpunkte seiner vielseitigen Begabung. Nur wenige ziehen neben ihm eine grössere Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Filippo Marchetti ist der Einzige, dessen Oper *Ruy Blas* sich seit ihrem ersten Erscheinen in der Gunst des Publikums erhalten hat. Sie zeichnet sich durch eine weniger handwerksmäßige Behandlung des Textes und einen edleren Zug, der die Musik durchweht, aus, obgleich in ihr ein weichlich-sentimentales Element zum Nachtheile überwiegt. Andererseits darf man aber auch nicht ein Streben nach innerer Charakteristik verkennen, um so weniger, da dies der modernen italienischen Musik sonst ziemlich fern liegt. Den Anstoss zu dieser neuen, vielversprechenden Bewegung verdankt man auch Verdi, obwohl die vielleicht jüngeren Komponisten, die unter seinem Einflusse stehen, jenes charakteristische Element in einer mehr grob realistischen Darstellung suchen. Eine Zeit lang hat man von den *Gotti* des jungen Gobatti grosses Gerede gemacht, zumal da es der Gewandtheit eines Mailänder Buchhändlers gelungen war, diese Oper auf mehreren Theatern, zuerst in Bologna zur Aufführung zu bringen, wie es hiefs, um die Bolognesen mit einem neuen Wagner für den im vergangenen Jahre durchgefallenen Komponisten des *Tannhäuser* zu entschädigen. Diese grossartige Arroganz rächte sich indessen schnell genug, und das hochgepriesene Werk ist heute schon der Vergessenheit anheimgefallen. — Mehr Erfolg pflegen die Neapolitaner mit ihren komischen Opern zu haben, die, wenn man den Ernst des Kunstwerkes für einen Abend ausser Augen setzen will, auch wirklich eine anmuthige Unterhaltung abgeben. Meist ist es leichte Waare, die mit mancher derben Komik gewürzt und in lustigen Tanzrythmen, aber nach altmusikalischem Stil und daher frei von jeder Offenbach'schen Frivolität vor dem Publikum ausgebreitet wird. Wer in Neapel Gelegenheit hat, in einem Volkstheater eine komische Oper zu hören, der veräume dieselbe nicht! Die Erinnerung an einen in Bologna verlebten Sommerabend, an dem vier frische Stimmen die komische Oper *Pipeli* mit Begleitung eines gut gespielten Pianino (!) unter dem Beifall einer frohgestimmten Zuhörerschaft ausführten, entschädigte den Verfasser für viele unangenehme Eindrücke, die ihm so manche angepriesene heroische Oper in Italien ver-

urfacht hat. Unter der lebenslustigen heiteren Bevölkerung Neapel's war die komische Oper von jeher gern gesehen. Aber die künstlerische Fähigkeit einer Nation soll sich nicht in diesen untergeordneten Erscheinungen erschöpfen, in denen von den höchsten Aufgaben der Kunst nicht die Rede sein kann. Wäre unter der Fülle moderner italienischer Opernprodukte des Guten mehr vorhanden, so würde vermuthlich auch die eitle Schreibseligkeit der Dilettanten etwas nachlassen, die Begierde des Publikums nach neuen Werken wäre nicht so groß, und der *Impresario* würde nicht so leichtsinnig seinen Credit mit der Inszenirung neuer Opern aufs Spiel setzen. Aber gerade seit dem Verfall der Musik hat das Bedürfnis nach neuen Opern immer mehr zugenommen, was beispielsweise einige Zahlen veranschaulichen können. In Neapel wurden:

|                                 |           |            |            |
|---------------------------------|-----------|------------|------------|
| im <i>Teatro del Fondo</i>      |           |            |            |
| vom Jahre                       | 1734—1798 | aufgeführt | 72 Opern,  |
| - -                             | 1801—1870 | -          | 224 -      |
| im <i>Teatro San Carlo</i>      |           |            |            |
| vom Jahre                       | 1737—1800 | aufgeführt | 156 Opern, |
| - -                             | 1801—1872 | -          | 458 -      |
| im <i>Teatro de' Fiorentini</i> |           |            |            |
| vom Jahre                       | 1706—1800 | aufgeführt | 222 Opern, |
| - -                             | 1801—1818 | -          | 98 -       |

Man sieht also daraus, daß sich die Zahl der aufgeführten Werke seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mindestens verdreifacht hat, was nicht möglich wäre, wenn man nicht annimmt, daß die neuen Opern schon nach wenigen Aufführungen wieder hätten bei Seite gelegt werden müssen.

Diesem Zustande gegenüber ist nicht zu verkennen, daß in manchen großen Städten der Versuch gemacht wird, den gesunkenen Geschmack zu heben. Hie und da bemühen sich wackere Leute, den Volksgefang durch Schulen zu veredeln. Besonders aber sind es einige treffliche Pianisten, welche theils in Deutschland ihre Studien gemacht haben, theils von deutschen Meistern beeinflusst sind und sich bestreben, durch Concerte oder Unterricht klassische Musik in die Gesellschaft einzuführen. Hier sind vor Allen Andreoli in Mailand, Sgambati, ein Schüler Liszt's, in Rom, sowie der ausgezeichnete Schüler Hans von Bülow's, der Florentiner Buonamici rühm-

lich zu erwähnen. Letzterer besonders hat es sich angelegen sein lassen, die in Italien so ganz unbekannte Einrichtung eines Gefangvereines, der sich die Aufführung klassischer Werke zur Aufgabe gestellt hat, auch in Florenz, wo er, Dank einer ausgezeichneten Dilettantin, natürlich einer Ausländerin, und der Mitwirkung der Fremden 1862 entstanden war und zehn Jahre erfolgreich gewirkt hatte, wieder in's Leben zu rufen. Nicht geringe Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden: zunächst die Abneigung der Italiener selbst, ihre Zusammenkünfte einem anderen Zwecke als dem des Vergnügens unterzuordnen; denn so leicht selbst der gewöhnliche Mann, wie wir schon bemerkten, nach dem Gehöre zu singen versteht, so selten ist die Gabe des Notenlesens, die doch allein auch noch nicht zur vollendeten Wiedergabe ernster Chorcompositionen ausreicht. In Rom hat der treffliche Schüler Joachim's, Ettore Pinelli, seit einigen Jahren eine *Società Orchestrale* gegründet, wie solche unter Leitung des Herrn Sbolci in Florenz schon länger bestand. Diesen Instituten wird vor allen die Aufgabe, das Ohr des Volkes zu bilden, zufallen, aber freilich treten auch da mancherlei Hindernisse hemmend entgegen: in erster Linie der im Verhältniß zu dem Gebotenen viel zu hohe Eintrittspreis für die Concerte. Die Leute des Mittelstandes zahlen wohl gern 2—3 Franken für einen Abend im Opernhause, aber nicht 4—5 für ein Nachmittagsconcert in geschlossenen Räumen, in welchem man ihnen neue Werke, deren Verfasser unaussprechliche Namen haben, und die dem Ohre durch Sinnesreiz so wenig schmeicheln, darbietet. Man begreift, wie solche Leute, die sich in einer Beethoven'schen Symphonie nicht zurechtfinden können, in hellen Jubel ausbrechen, sobald die gedämpften Geigen — ein besonders in Italien beliebter Klang — Gounod's *Meditazione* zu wimmern beginnen, wodurch denn freilich die gute Saat, welche das klassische Werk ausgestreut hat, sofort wieder zerstört wird. Als Hans von Bülow noch in Florenz verweilte, konnte der strebsame Concertimprefario Ducci noch mit großem Beifall Volksconcerte veranstalten, in denen klassische Compositionen zu Gehör gebracht wurden. Nach ihm hat noch Keiner diesen Gedanken von Neuem aufgenommen. Denn es sind meistens fremde Künstler, welche den Italienern zeigen, daß

es aufser der Opernmusik noch andere Gebilde der Tonkunst giebt, deren Schöpfung der grössten Meister würdig ist.

Es ist kaum begreiflich, wie das Land, welches so grosse Contrapunktisten und so erhabene Meister des ernsten Kirchengesanges hervorgebracht hat, sich heut zu Tage mit einer so kindischen Behandlung der Instrumentalmusik begnügt, daß man nicht mit Unrecht die Verwendung des Orchesters oft mit der einer Riefenguitarre verglichen hat. Unter den humoristischen Aufzeichnungen Carl Maria von Weber's befindet sich bereits das folgende Recept für „Italienische Instrumentation“: *Oboi con Flauti. Clarinetti coi Oboi. Flauti coi Violini. Fagotti col Basso. Viol. 2do col primo. Voce ad Libitum. Violini colla parte.* Was aber schon zu Weber's Zeiten unerträglich schien, das muß es heute noch in viel höherem Grade sein, seitdem in der Instrumentation so grosse Fortschritte gemacht worden sind. Gerade die Verkümmernng des harmonischen Zweiges der Musik hat in Italien dazu beigetragen, das Verständniß für Instrumentalmusik im Allgemeinen zu ertöden und vor allem den Ruin der Kammermusik herbeigeführt. Denn wem in Italien fiel es heute noch ein, Quartette und Sonaten zu schreiben? Zwischen den feingearbeiteten Compositionen eines Domenico Scarlatti und der musikalischen Nahrung, welche die klavierspielende Gegenwart genießt, gähnt ein weiter Abgrund, der sich so leicht nicht wird überbrücken lassen, um so weniger, da vermittelnde Bindeglieder, welche etwa Clementi's, Haydn's, Mozart's oder gar Beethoven's Sonaten abgeben könnten, den Klavierspielern im Großen und Ganzen fremd geblieben sind. Wie im Halbschlafe hat Italiens Tonkunst gelegen, als an Deutschlands Musikhimmel die hellen Gestirne unserer Klassiker aufgingen, ja sogar noch als die Nach-Beethoven'sche Richtung in Frankreich und Deutschland den Zauber der Romantik erblühen liefs. Gerade das charakteristische Moment der Musik kam dadurch den Italienern völlig abhanden und liefs sie in sinnlicher Formenpielerei erschaffen. Wie antipathisch schon einem so originellen Künstler, wie dem Franzosen Berlioz, dies ganze italienische Musikgetreibe war, hat er uns selbst in seinen Reisebriefen geschildert. Und doch ist es noch sehr die Frage, ob nicht den Italienern die Compositionen dieses Mannes noch antipathischer vorkommen wür-

den, wenn sie dieselben jemals zu hören bekämen. Aber auch die Werke Méhuls, Adams und Boieldieu's sind in Italien kaum dem Namen nach bekannt, und selbst die leichte Musik Auber's hat dort keinen festen Fuss fassen können. Ein Versuch, vor zwei Jahren in Florenz Auber's *Fils prodigue* einzubürgern, scheiterte völlig an dem Starrsinn der Kritiker wie des Publikums, die beide von ausländischen älteren Werken noch weniger wissen wollen als von neuen. Der musikalische Sinn ist noch zu wenig geübt, die Contouren einer feineren Tonmalerei zu erkennen. Man ist eben an Verdi's realistische, derb zupackende Hand gewöhnt und verlangt nach aufregenderen, leidenschaftlicheren Klängen. Mehr Gnade findet schon vor den Italienern die leichtlebige Musik einer Mignon von Thomas oder Gounod's Faust, der für junge Operncomponisten geradezu als musterhaftes Vorbild empfohlen wird. Das dramatisch-effectvolle dieser wie der Meyerbeer'schen Musik verfehlt natürlich nie seine wahrhaft zündende Wirkung unter dem leicht erregbaren Volke, aber man kann auch nicht sagen, daß dem Italiener der Sinn für voll- und schön-klingende, rein harmonische Bildungen abginge. Als die *Società Orchestrale* in Florenz Foroni's Concertouverturen mehrmals zu Gehör brachte, erregten dieselben auch unter einem gemischten Publicum große Begeisterung. Foroni ist leider auch in Deutschland wenig bekannt; in Stockholm, wo er lange als Kapellmeister thätig war, bilden einige seiner Opern ständige Repertoirestücke der königlichen Bühne. Man muß sein stilles Grab mit der einfachen Granitsäule auf dem Stockholmer Friedhofe bei Solna gesehen haben, wenn der Wind durch die dunklen Tannen rauscht und die Abendsonne mit der eigenthümlich nordischen Farbenpracht darüber hinstreift, um nachzufühlen, was dieses fieberhaft schlagende Herz so fern dem sonnigen Italien in dem winterlichen Lande empfinden mußte. Alle Glut der Leidenschaft hat er in seinen prächtigen, mit den gewähltesten harmonischen Farben gesättigten Tonschöpfungen ausgeströmt, und so ist gerade Foroni wie kaum ein zweiter Italiener ein Beispiel für die Vielseitigkeit seiner Nation und ein Beweis dafür, daß der Trieb der modernen Musik in seiner Reinheit auch unter den Italienern Wurzel schlagen und sich herrlich entfalten kann,

sobald nur ernste Studien und tiefere allgemeine Bildung den Geschmack geläutert haben.

Es ist eine entsetzliche Beschränktheit, wenn sich die Italiener vorspiegeln wollen, daß Bellini'sche oder Donizetti'sche Melodien die einzig zuträgliche Speise für einen italienischen Magen sind. Als Händel vor mehr als 150 Jahren für Florenz seine Oper Rodrigo komponirte und mit großem Beifall zur Aufführung brachte, als er in Venedig seine musikalischen Triumphe feierte, und ihn die Römer selbst zur Komposition von Oratorien für ihre Zwecke angingen, da geschah dies wahrlich nicht etwa, weil der große Deutsche in der Weise Bellini's oder Donizetti's schrieb, sondern weil man von der Macht und Erhabenheit seines Stils durchdrungen war. Was sollte die Italiener also daran hindern, sich neben dem Genuße ihrer leichten modernen Opernmusik auch das Verständniß unserer deutschen Klassiker anzueignen? Man beruft sich darauf, daß jene Opern auch in dem gebildeten Deutschland ihre großen Verehrer haben, und folgert aus einem Umstande, der für die Italiener Grund genug wäre, nun auch unsere Werke bei sich aufzuführen, nur die unanfechtbare Klassicität jener Opern. Aber man bedenkt dabei nicht, daß es eben nicht der gebildete Kreis unseres Publikums ist, welcher seinen höchsten Genuß in jenen Werken findet, sondern hauptsächlich der Theil desselben, der sich noch auf einem entschieden kindlichen Standpunkt befindet, dem das harmonische und rhythmische Element der Musik noch ein Buch mit sieben Siegeln ist, und der vor jedem tieferen Eindringen in ein Kunstwerk ängstlich zurückscheut. Eben auf diesem Standpunkt steht auch im allgemeinen das italienische Publikum, und darum kann man sich nicht wundern, wenn auch die Instrumentalmusik unter derselben Schläftheit des Geschmackes zu leiden hat. Mit Ausnahme der schönen und originellen Ouvertüre zu „König Lear“, welche der berühmte Geigenkünstler Bazzini in Mailand geschrieben hat, wüßte ich kein modernes italienisches Orchesterstück zu nennen, das sich besonders hoch über den Durchschnitt trivialer Mittelmäßigkeit erhebt. Eine Verarbeitung von Opernmelodien gilt dem Italiener in der That als ein würdige Aufgabe der Instrumentalmusik. Besonders ist es das Klavier, welches fast ausschließ-



lich zu einer Erinnerungsmaschine an die Theatergenüsse des verfloffenen Abends herabgewürdigt ist. Kaum gibt es mehr acht Takte Verdi'scher oder Donizetti'scher Operarien, die nicht, in einen Brei unmotivirter Praeludien und Zwischenspiele getaucht, der klavier spielenden Welt Italiens aufgetischt wären. Bei uns ist doch die Zeit der faden Potpourris ziemlich vorüber; wenigstens werden dieselben höchstens noch als technischer Uebungsstoff verwandt oder sollen den kleinen Spielern der elementarsten Stufe zum Reiz- und Anregemittel dienen. In Italien besteht die ganze moderne Klavierliteratur fast aus nichts anderem, als den fadeften Uebertragungen bekannter Opern motive, und es ist schon viel, wenn sich der Klavierspieler zu einem weichen Notturmo oder einer geschmacklosen Polka versteigt. Sogar die Concerte sind nicht frei von diesen Producten koketter Sentimentalität. Leider, und zur Schande Deutschlands muß man es eingestehen, sind es in manchen Städten deutsche Lehrer selbst, die sich in der vornehmen Welt irgend eine Stellung verschafft haben und als Priester dieser musikalischen *Aphrodite Pandemos* auftreten; liefert doch auch die deutsche Literatur manchen Beitrag zum Kultus dieser Göttin! Componisten wie Leybach, Vofs und Blumenthal sind sehr beliebt, und mit dieser würdigen *Trias* müssen es sich oft auch die graziösen Salonstücke eines Raff, Liszt oder Chopin gefallen lassen, in einen Topf zusammen geworfen zu werden. Der besonders von allen Neapolitanern angebetete Thalberg gilt auf dem Gebiete der Klaviermusik, was Flotow auf dem der Oper, nämlich für den größten deutschen Klassiker, und diesem Grade des Geschmackes entspricht denn auch so ziemlich die herrschende Klaviertechnik. Hier verfährt man im ganzen noch nach den Grundsätzen Czerny's oder Thalberg's, und der höchste Glanz pianistischer Leistungen besteht demnach in perlenden Tonleitern oder Octavengängen. Daß diese Technik zur Bewältigung eines Bach oder gar der modernsten Klavierliteratur nicht ausreicht, liegt auf der Hand, und so muß eben dieser Umstand wieder lähmend auf die Geschmacksentwicklung zurückwirken. Fast stets sind es ja die Klavierspieler, welche den Geist des Fortschrittes in der Musik repräsentiren; ihr Instrument gestattet ihnen am schnellsten

eine Uebersicht aller neueren musikalischen Erscheinungen, sowie eine Verbreitung derselben unter der gebildeten Klasse der Gesellschaft. Durch sie pflegt daher besonders der Boden zur Aufnahme alles Neuen auf dem Gebiete der Oper und Instrumentalmusik vorbereitet zu werden. Aber nur wenige italienische Musikgeschäfte, unter denen besonders die der Mailänder Lucca und Ricordi zu nennen wären, sind im Stande, deutsche Werke nach Italien zu verpflanzen, und auch sie haben sich bis jetzt mit Kleinigkeiten von Raff, Schumann und Liszt begnügt. Die schwerer wiegende Waare würde eben in Italien doch keinen Absatz finden, wie die verhältnißmäßig sehr geringe Benutzung der Ausgaben von Peters und Litolf bezeugt. Erst in allerneuester Zeit hat man angefangen, deutsche instructive Klassikerausgaben, besonders die Bülow'schen Beethovens und rein technische Werke ins Italienische zu übertragen; aber es wird noch lange Zeit vergehen, ehe der gute Samen Früchte trägt; werden doch selbst so treffliche einheimische Ausgaben wie die Beethovens von Fumagalli nur wenig benutzt!

Wo nun aber das fruchtbare Feld der Klavierliteratur so brach darniederliegt, was kann man da von Compositionen für andere Instrumente oder Gesang erwarten? Zwar hat Italien auch auf diesem Gebiete, besonders in der künstlerischen Behandlung des Volksliedes schöne Ansätze aufzuweisen, und Mariani wie Gordigiani — letzterer besonders in seinen toskanischen Gesängen — sind Liedercomponisten, auf welche die Italiener mit Recht stolz sein können, aber ist damit die höchste Stufe in dieser Gattung erreicht? Was Schubert, Schumann und Robert Franz geleistet haben, ist für Italien einfach nicht vorhanden, und wer dort Lieder componirt, der schreibt sie noch heutigen Tages im Stile Abts und Gumberts, nur mehr dem Opernhaften verwandt und noch etwas sentimentaler aufgeputzt. Freilich kann ja die Lyrik Italiens sich nicht entfernt mit der deutschen an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Stimmung vergleichen, aber das hindert nicht, daß man Trivialitäten auch als solche erkennen kann. Wie aber der Verfall des Geschmackes gewöhnlich den der Technik im Gefolge hat, so werden auch bereits unter den Italienern selbst die Klagen über den Untergang ihrer einst so gepriesenen Gesangkunst

immer lauter. Die Kritiker rechnen ihren Zeitungslesern vor, welche Schätze die großen Sänger der guten alten Zeit zu sammeln vermochten und wie sie dadurch den Nationalreichtum erhöhten. Aber damit verbessert man nicht den traurigen Zustand, sondern verschlimmert ihn nur; denn nichts ist reizbarer, als die Nationaleitelkeit der Italiener. Schon Spohr jammerte seiner Zeit über ihre patriotische Selbstzufriedenheit: „habe ich ihnen, sagt er einmal, etwas von meinen Sachen vorgespielt, so glauben sie mich nicht glücklicher machen zu können, als wenn sie mir versichern, es sei im ächt italienischen Geschmack.“ Wie oft haben wir nicht mit anhören müssen, in wie roher Weise man vortreffliche Opern im Theater auspufft, bloß weil ihre Komponisten oder Sänger Ausländer waren. Die Vorgänge selbst im gebildeten Mailand bei der Aufführung von Glinka's „Leben für den Czaren“ sind noch im Gedächtniß aller derer, welche das italienische Musikleben mit Theilnahme verfolgen. Das Auspfeifen dieses oder jenes ausländischen Sängers, der sich etwa als solcher durch ein in der Kehle gesprochenes R verrieth, hat sich besonders in Florenz in den letzten Jahren oft genug wiederholt. Und doch würde der Nationalreichtum weniger geschädigt werden, wenn man gute ausländische Sänger bezahlte, als wenn man den Geschmack des Publikums durch schlechte einheimische noch mehr corumpirte. Zwar gibt es noch manche vortreffliche italienische Künstler, die mit ihrem schönen Gefange auch zugleich den alten Ruhm der Italiener, ausgezeichnete Schauspieler zu sein, vereinigen; aber ihre Zahl ist gering, die besten singen im Auslande und verlieren, wenn sie dort erst längere Zeit sich aufgehalten haben, meist ganz die Lust, wieder in die Heimath zurückzukehren. Man greift nicht zu hoch, wenn man sagt, daß fast drei Viertel der an größeren Theatern auftretenden Sänger und Sängerinnen Ausländer: Deutsche, Franzosen und Engländer sind, die dann aber natürlich nicht unterlassen dürfen, sich dem Publikum unter einem beliebigen italienischen Namen vorzustellen. Die Ursachen dieses nationalen Bankrotts auf einem Felde einst so unbestrittener Herrschaft liegen nach dem oben bemerkten klar zu Tage. Wer kann sich da noch wundern, daß dort, wo das geistige Interesse des Volkes am meisten abgenommen hat, wir

meinen in der Kirche, die Tonkunst auch am tiefsten gefunken ist? Unglaublich erscheint in Deutschland, was von italienischer Kirchenmusik bisweilen berichtet ist. Und doch ist der eingerissene Unfug nicht mehr neuen Datums. Man kann noch von Glück fagen, wenn man blos sentimentale Opernarien auf der Orgel vorgeklimpert bekommt. Ganze Szenen aus der Traviata flickt man sogar in eine Messe ein. Eine keineswegs sehr freisinnige Italienerin gestand mir einmal, sie gehe nie in große Kirchen zur Messe (dort ist der musikalische Unfug meist am größten), sondern halte sich zu den kleinsten Bethäusern, weil hier das Orgelspiel auf ein Minimum reducirt sei und man nicht fortwährend durch die Musik an die lustigen im Theater verlebten Stunden erinnert werde. Ambros will in einer der Florentiner Hauptkirchen die Ouverture zu Flotow's Martha gehört haben, und ich selbst hatte einmal das Vergnügen, am Ostermontag im Dome von Arezzo als Begleitung der Messe eine allerliebste Polka auf der Orgel zu hören, deren graziöse Rhythmen durch ein emsig bearbeitetes Glöckchenspiel einen ganz eigenthümlichen Reiz erhielten. Der Pedalgebrauch scheint den wenigsten Organisten bekannt zu sein, und vielleicht kann man den Florentiner Frescobaldi als den ersten und letzten großen Organisten Italiens bezeichnen. Da die Orgel wie ein Klavier, und dieses im allgemeinen wie eine Guitarre behandelt wird, kann man sich denken, welcher Art die Orgelliteratur in Italien sein müßte, wenn es eine solche überhaupt gäbe. So sterben ganze Zweige der Instrumentalmusik ab in einem Lande, dessen Bewohner noch heute beanspruchen, auf musikalischem Gebiete die ersten zu sein!

Unfruchtbar wie das musikalische Schaffen ist auch die literarische Kritik der Musiker und Musikgelehrten. Eine Unzahl von artistischen Blättern füllen ihre Spalten mit dem wichtigsten Theaterklatsch oder bombastischen Lobhudeleien der modernen Dutzendkomponisten. Aber noch heute gibt es in Italien keine lesbare Geschichte der Musik, und es ist spafshaft zu sehen, wie die dünkelvollen Musikrecensenten ihre historischen Notizen, gleichviel ob falsch oder richtig, aus Fétis' großem Werke zusammenscharren. Geradezu fabelhaft sind die Berichte, die den italienischen

Lesern über deutsche Musiker und ihre Werke aufgebunden werden. Ja, man erdreistet sich sogar, Beethoven zu verbessern. Fand doch kürzlich einer jener gelehrten Herren heraus, daß sich der fehlerhafte (!) Horneintritt in Es-dur im ersten Satze der *Eroica* aus einer bloßen Verschreibung der Schlüssel erkläre, eine Arroganz, die kaum zu entschuldigen ist, selbst wenn die ganze Frage nicht längst von Marx abgethan wäre. Eine Kritik, die so pfuscherhaft in dem historischen Fache herumwirthschaftet, ist nicht geeignet, eine Nation auf bessere Wege zu leiten. Von ihr darf man gewiss nicht die Reformation des italienischen Musikgeschmackes erwarten. Die wenigen Kritiker, die sich durch größere Kenntniss des historischen Materials auszeichnen, sind nicht im Stande, gegen den auf allen Punkten auftauchenden Unfinn ihrer Kollegen anzukämpfen. Was sie aber fast alle ungenießbar macht, das ist — Filippi in Mailand vielleicht ausgenommen — ihre breite, nichtsagende Geschwätzigkeit, verbunden mit dem dückelhaftesten Hochmuth allem Fremden gegenüber. Die Methode, mit welcher diese Leute die historische Entwicklung der Musik bis zu ihrem Gipfel-punkte in Rossini betrachten, spottet selbst der tollsten Art mittelalterlicher Geschichtsforschung. Mit demselben, und vielleicht noch größeren Rechte, als die Italiener jede bedeutende musikalische Erscheinung als von Italien beeinflusst und deshalb für ihr nationales Eigenthum ansehen, könnten ja auch die Niederländer — man denke nur an Goudimel! — den Anspruch erheben, als die Patriarchen der Musik zu gelten. Aber wer hätte den Muth, dies einem Italiener ernstlich zu beweisen! — Eine der gelehrtesten Arbeiten auf dem Gebiete der Musikgeschichte ist das Werk Florimo's *Cenno Storico sulla Scuola Musicale di Napoli*, welches auf nicht weniger als 2266 Seiten Notizen über die ältesten Musikinstitute Neapels und dann die Biographien sämmtlicher direct oder indirect mit der Neapolitanischen Schule zusammenhängenden italienischen Komponisten, von Alessandro Scarlatti an bis zu den „Heroen“ der Gegenwart, mit deren Namen ich nicht das Gedächtniß der Leser beschweren will, zusammenstellt. Es ist nicht zu leugnen, daß das Werk durch die Veröffentlichung verschiedener Dokumente sowie biographischer Notizen, manches für die Musik-

forschung wichtige Material abwirft. Aber welches Urtheil kann man von einem Musikhistoriker erwarten, dessen fanatische Begeisterung für Rossini sich z. B. in folgendem Dithyrambos Luft macht: „Der Komponist des Wilhelm Tell gehört der ganz kleinen Zahl jener Genies von höherem Range an, welche die Jahrhunderte wie strahlende Meteore durchleuchten: Moses (!), Homer, Caesar (!), Dante, Michelangelo, Shakespeare, Napoleon I. (!) und Rossini! Er gehört zu der schönen Zahl derjenigen, welche das poetische Alterthum als Halbgötter bezeichnet haben würde. Die sterblichen Ueberreste des Großen, der mit Napoleon I. dem 19ten Jahrhundert seinen Namen gab (!?), ruhen jetzt in Paris u. f. w. u. f. w.“ — denn ich denke, dies Probchen genügt, um zu zeigen, von welchem Standpunkt aus einer der ersten und gepriesensten italienischen Musikforscher der Gegenwart die Geschichte der Tonkunst beurtheilt. Dieser glühende Patriotismus, der fast alle italienischen Ergüsse und Beurtheilungen nationaler Erzeugnisse durchdringt, der den Kritiker förmlich fanatisirt und blind und taub macht gegen alles Nichtitalienische, weil das Verständniß der fremden Musik sich nicht unmittelbar, sondern erst nach einer geistigen Anstrengung ergibt, bildet freilich eine sehr komische Illustration zu den musikalischen Zuständen der Gegenwart. Darauf darf man zwar noch kein allzugroßes Gewicht legen, daß über zwei Grundsäulen der modernen Musik wie Bach und Beethoven in dem gelobten Lande der Tonkunst eine so alles Maß überschreitende Unwissenheit herrscht. War doch selbst der berühmte Zingarelli noch im Jahre 1817 im Stande, von Mozart zu sagen, er sei nicht ohne Anlagen gewesen, habe aber zu kurze Zeit gelebt, um sie gehörig auszubilden, so daß, wenn er noch zehn Jahre fortstudirt hätte, er wohl einmal etwas Gutes hätte schreiben können. Zur Ehre Italiens wollen wir glauben, daß Zingarelli, jener berühmte Komponist und Director des Conservatoriums von Neapel, sich nie bemüht habe, Mozart wirklich kennen zu lernen. Gewiß sollen einem jeden Volke die eignen Künstler näher stehen, als die fremden. Aber das gereicht Italien zum größten Schaden, daß selbst die gebildete Klasse alles liebevolle Verständniß für die großen italienischen Tondichter des 17ten und 18ten Jahrhunderts verloren hat, aus dem einfachen

Grunde, weil das Volk überhaupt das Verständniß für eine nicht opernhafte Musik, d. h. eine solche, die nicht zugleich dem Auge Sinnenreiz zu bieten vermag, verloren hat. Aus diesem Grunde glauben wir auch nicht, daß eine Verbesserung der musikalischen Zustände von der Opernbühne ausgehen wird. Dem Italiener ist das Theater ein viel zu unentbehrlicher Lebensgenuss, als daß er sich gewöhnen wird, die dramatische Musik von einem höheren Standpunkt als den des bloßen Vergnügens und der Erholung von des Tages Last zu betrachten. An den modernen Fragen des musikalischen Lebens wird auch die italienische Oper nicht früher theilnehmen, als bis die ganze Nation ihr altes Ansehen im Kulturleben des Abendlandes wiedererlangt. Eher noch darf man eine Besserung des Geschmacks von den emsig betriebenen Einzelstudien erwarten. Wer Opern schreiben will, der lerne erst einen reinen vierstimmigen Satz schreiben und sehe sich um, wie es andere Meister, vor allem aber die großen alten Italiener gemacht haben, die des Landes ewigen Ruhm bilden, und welche vernachlässigt zu haben, der dunkelste Fleck in Italiens musikalischen Zuständen ist.

Hans Dütschke.

---

## Die italienische Gerichtsordnung.

---

Die Bekanntschaft der Deutschen mit Italien würde sehr unvollkommen sein ohne eine Einsicht in alle auf der Halbinsel erörterten Streitfragen über die Gerichtsordnung und über die Grenzen zwischen der Competenz der Verwaltungsbehörde und der Amtsgewalt des Richters. Die Bedeutung dieser Fragen wird durch die Bezeichnung als juristische Fragen nicht verringert: in Italien sind es politische und landschaftliche Fragen, auch für die, welche in Baufch und Bogen darüber aburtheilen. Und die Frage über die Einheit des Cassationshofes ist gradezu eine politische, wie denn auch die Institution der Cassation selbst, ihrem Ursprung und Charakter nach, hauptsächlich politische Bedeutung hat. Es fehlt eben nur zu oft in Italien der rechte wissenschaftliche Eifer, da sich die treue Ausdauer und der unermüdliche Forschungstrieb, die ihn allein hervorrufen können, nur schwer mit der Lebhaftigkeit des südlichen Charakters vereinigen. Vor zehn Jahren erlebten wir eine scheinbare Ausnahme davon in der Agitation gegen die Todesstrafe und neuerdings bei den Fragen über die Handelsfreiheit und die Grenzen der Staatswirksamkeit. Doch die Agitation gegen die Todesstrafe beruhte im Allgemeinen mehr auf einem arkadischen oder doctrinären Dilettantismus als auf einem kräftigen Rechtsgefühl; und in den Fragen über die Staatswirksamkeit herrschte und herrscht der politische Parteigeist vor. Einige der Streitfragen der Gerichtsordnung veranlaßten jedoch eine wirkliche Ausnahme. Es war dies natürlich in unfrem klassischen Lande der Rechtswissenschaft



mit seinen noch immer lebendigen Traditionen. Und da viele gerichtliche Fragen wenn nicht der Hauptsache, so doch ihren Nebenbeziehungen nach politische Bedeutung haben und der bei den Italienern sehr entwickelte Sinn für Politik sie diese in jeder Veranstaltung wittern läßt, so ist es kein Wunder daß unser Volk von jeher ein großes Interesse an jenen Fragen bewiesen — ein Umstand, dem es wesentlich zu verdanken war, daß die praktische Rechtspflege stets in so großer Blüthe und die Rechtsgelehrten bei Volk und Regierung mehr als in andern Ländern in hohem Ansehen standen; freilich wurde der Eifer oft durch die unerhörten Gerichtsgebühren, welche die Finanzverhältnisse nöthig machten, sehr gedämpft. Fördernd aber war wiederum der Umstand, daß in Italien viele hervorragende Rechtsgelehrte zugleich hervorragende Männer der Politik waren oder sind, wie Sclopis, Ratazzi, Mancini, Mantellini, Vigliani, Mari, Pisanelli u. A., und umgekehrt Männer der Politik wie Peruzzi, Bonghi und Minghetti sich in juristischen Dingen durchaus bewandert zeigen.

Italien besaß bekanntlich auch in den unglücklichsten Zeiten gewiegte Rechtsgelehrte und Magistrate, deren wie Kunstwerke ausgearbeitete Erörterungen und Urtheilssprüche uns erhalten sind als Denkmäler der feinsten juristischen Dialektik. Nicht immer sind jene Arbeiten von hohem philosophischen Denken durchdrungen: die Pedanterie in Form und Inhalt, das Prunken mit Gelehrsamkeit auch bei unbedeutenden oder unbestrittenen Dingen macht sie häufig ungenießbar; aber die strenge Logik der Urtheile und Gutachten machen immerhin jene Werke des italienischen Genius für den Juristen unschätzbar. Das Studium der Bücher, in denen sie zusammen gestellt sind, hält man denn auch für unerläßlich; freilich steht ihre Benutzung in keinem Verhältniß zu der ihnen gezollten Achtung, zumal in unserem Zeitalter der Industrie. In jenen Rechtsgelehrten zeigt sich als eine besondere Gabe des italienischen praktisch-theoretischen Geistes die Kunst der wissenschaftlichen Hypothese, die wenigstens bei den besseren Juristen nicht zur unfruchtbaren Casuistik wurde. Denn der juristische Scharfblick entspringt eben aus einer eigenthümlichen Phantasie, welche die praktischen Folgen und die praktischen und juristischen Be-

ziehungen einer aufgestellten Regel in ihrer Gesamtheit anschaulich vor sich sieht; und diese sorgfältig und erfolgreich gepflegte Eigenschaft vermochte den Rechtsgelehrten und den Gerichtshöfen noch grössere Bedeutung zu verleihen.

Mit dem achtzehnten Jahrhundert kamen auch die rechtsphilosophischen Studien zu Ehren: doch leider erhielt sich, mit wenigen Ausnahmen, jene allzustrenge Sonderung von Philosophen und Juristen, die grade jetzt erst anfangen sich einander zu nähern. Dank dieser Studien und Dank einiger weisen Reformen in verschiedenen italienischen Staaten, besonders in Toskana (durch Pietro Leopoldo), erwachte der Wunsch nach neuen der höheren Bildungsstufe angemesseneren Gerichtsordnungen; und wenn Toskana, dieses italienische Sachsen, kräftiger, wenn die Welt nicht durch die französische Revolution erschüttert worden wäre, so hätte sicherlich Italien sich ein neues auf das Volksbewusstsein gegründetes Rechtssystem schaffen können. Aber diese volksthümliche Arbeit kam in Folge der Gewaltthatigkeit der französischen Revolution ins Stocken und Italien entlehnte fast alle Veränderungen vom Ausland. Es folgte die Zeit der Restaurationen; aber das nationale Werk war abgebrochen und es handelte sich darum, mit geringen Veränderungen entweder das alte System wiederherzustellen oder die französischen Institutionen anzunehmen. Die guten praktischen Studien kamen wieder etwas in Gang; man hatte auch nach der Restauration ausgezeichnete praktische Juristen, aber sie blieben bei der mangelnden Freiheit bloße Erklärer des bestehenden Rechts, ohne Gesetzgeber werden zu können. Und andererseits brachte es, wie gefagt, die Zeit mit sich, dass Verbesserung gleichbedeutend war mit Einführung französischer Gesetze.<sup>1)</sup>

Kaum war die politische Einheit Italiens erreicht, so be-

---

1) Ein Mann von ungewöhnlicher Geisteskraft hätte die Umgestaltung der Gesetzgebung bewirken können, indem er ihren Stoff aus dem Dunkel der Traditionen und des Volksbewusstseins gehoben und in die Formen der Gegenwart und der Zukunft gegossen hätte: der in deutschen gelehrten Kreisen wohlbekannte Francesco Forti (geb. 1806 in Pescia, † 1838), dessen unvollendetes Werk *Istituzioni civili per uso del foro* ihm seine Stelle unter den größten Geistern Italiens sichert. Leider jedoch war sein Sinn durch die schlimmste klerikale Gehässigkeit getrübt.

gann man auch schon 1860 mit den Vorarbeiten für die Einigung in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege. Durch Gesetz vom 2. April 1865 wurden der Regierung außerordentliche Vollmachten verliehen, um zu veröffentlichen: das Civilgesetzbuch und die Verordnungen über Civil- und Criminalprozeß, das Handelsgesetzbuch nebst den Bestimmungen über die Handelsflotte; die Gesetze über Gerichtsordnung und Gerichtsgebühren, über Expropriation und Autorrechte. Die Regierung mußte hierbei einige, von parlamentarischen Commissionen gutgeheißene Gesetzentwürfe zu Grunde legen, mit Vorbehalt von Abänderungen nach Inhalt und Form. Um vor der Uebersiedlung nach Florenz das Werk der Einigung zu vollenden, wurden ferner noch 1865 veröffentlicht: Das Gesetz über die öffentliche Sicherheit, das Communal- und Provinzialgesetz, das über den Staatsrath, über die Gesundheitspflege und über die öffentlichen Arbeiten. Mit dem 1. Januar 1866 traten die neuen Gesetze in Kraft und bald zeigten sich die Folgen der Haft, in der sie abgefaßt waren. Das Civilgesetzbuch, bei dem man noch am gründlichsten zu Werke gegangen, war wenig oder nichts anderes als eine verbesserte Auflage des *Code Napoléon*: Die Bestimmungen über Eigenthum, Erbfolge und Obligationen waren nach den leitenden Gesichtspunkten jenes Codex verfaßt; in der Ehe wurde die den Völkern des Südens widerstrebende Gütergemeinschaft ausgeschlossen, und nur die der Errungenschaften zugelassen. Im Personenrecht wurde die Ehescheidung ohne Discussion verworfen, die Civilehe nach französischem Muster eingeführt, die väterliche Gewalt in Ermangelung des Vaters der Mutter übertragen, die Feststellung der Vaterschaft unterlagt, aber die Lage der anerkannten, natürlichen Kinder mit Vorliebe behandelt. Die vollkommene bürgerliche Gleichstellung der Fremden ist vielleicht der einzige kühne und neue Gedanke des italienischen Gesetzbuches; sie hat, soviel bekannt, keine Uebelstände nach sich gezogen. Das Handelsgesetzbuch ist abgesehen von einigen durch frühere piemontesische Gesetze veranlaßten Aenderungen ganz das französische. Manche Mängel, wie die des Wechselsystems und der Handelsgesellschaften, traten in der Praxis so klar zu Tage, daß man jetzt neue Gesetze vorbereitet hat. Die Civil- und die Cri-

minalprozefsordnung find die unglücklichften Producte jener Gefetzgebung: die Prozeffe werden in die Länge gezogen, die Garantien der Prozeffirenden vermindert, ftatt vermehrt. Das Criminalverfahren nimmt zwar von einem gewissen Punkte ab den Charakter des mündlichen contradictorifchen Verfahrens an, hat aber doch alle Mängel des franzöfifchen Systems, befonders den des faft gänzlichen Fehlens von Garantien in der Vorunterfuchung. Obendrein müffen die Refultate diefer geheimen Vorunterfuchung in der öffentlichen Gerichtsverhandlung bekannt gemacht werden, und die Zeugen laufen Gefahr wegen falchen Zeugniſſes oder Zeugniſsverweigerung verurtheilt zu werden, wenn fie dem widerſprechen oder das ſich öffentlich auszuſprechen ſcheuen, was ſie in der geheimen Vorunterfuchung bezeugt haben, ohne daß auf der andern Seite dem Angeklagten oder der Gefellſchaft eine Sicherheit daraus erwüchſe. Früher war das ſardinische Strafgeſetzbuch in allen Provinzen Italiens in Kraft, außer in Toſkana, wo man bis heute das von dem Sienefer Profeſſor Mori, Fortſetzer der Toſkanischen Schule und Verbreiter der beſten deutſchen ſtrafrechtlichen Werke, verfaßte Gefetzbuch (1853 veröffentlicht, 1856 verbeſſert) in Kraft liefs, befonders weil daraus am Tage nach der Revolution von 1859 auf Peruzzi's Antrag die Todesſtrafe entfernt worden war.<sup>1)</sup>

## I. Die Gerichtsordnung nach dem Gefetz vom 6. December 1865.

Dies Gefetz — mehr ein Nothbehelf zur Einigung und zum Vorwärtſkommen als ein wirkliches Gefetz — löſte kein einziges der ſchweren Probleme, ſtellte ſie aber alle klar vor Augen, damit ſich Publiciſten, Rechtsgelehrte und Gefetzgeber zu ihrer Lösung vorbereiten möchten.

---

1) Der Kampf gegen die Todesſtrafe wurde auch bei Berathung des neuen Entwurfs eines Strafgeſetzbuches für ganz Italien lebhaft geführt und war im Parlament ſehr heftig; ihre Gegner blieben unter der Führung des jetzigen Juſtizministers Mancini in der Abgeordnetenſammer ſiegreich; aber der Kammerbeſchluß wurde vom Senat verworfen. Auch neuerdings hat ſich dieſer im ſelben Sinne ausgeſprochen, aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchließlich die Todesſtrafe dennoch abgeſchafft werden wird.

In Italien liegt die Rechtspflege in den Händen von: Einzelrichtern (Friedensrichtern und Prätores) Civil- und Criminaltribunalen, Handelsgerichten, Appellgerichtshöfen, Affisenhöfen, Cassationshöfen. Die Rechtsprechung über Angehörige der Armee und der Flotte wird durch besondere Gesetze bestimmt.

Alle Gerichtsbeamten werden auf Vorschlag des Justizministers vom König ernannt. Die unterste Klasse derselben sind die Auditoren; man nimmt dazu die Doctoren der Jurisprudenz, welche in dem alljährlich ausgeschriebenen Concurs gesiegt haben. Nach einem Jahre praktischer Thätigkeit können sie mittelst eines Examens zu Prätores, nach drei Jahren zu Hilfsrichtern befördert werden. Die Hilfsrichter fungiren als Tribunalrichter und werden zu solchen ernannt, sobald Stellen frei werden. Die Verfassung bestimmt, daß alle Richter nach Verlauf von drei Dienstjahren nicht mehr abgesetzt werden können. Nach dem Gesetz über die Gerichtsordnung können sie jedoch mit gleichem Rang und Gehalt von einem Gerichtshof an einen andern versetzt werden: eine gefährliche politische Waffe in den Händen der Minister, da manche Gerichtshöfe in Italien an sich wahre Strafanstalten sind.

Außer auf obigem Wege rekrutiren sich die Prätores unter den Advokaten und Anwälten, die Tribunalrichter, und die Appellations- und Cassationsgerichtsräthe ebenfalls und außerdem auch unter den Richtern niederen Ranges, den Beamten des Justizministeriums. Im Alter von 75 Jahren kann jeder Richter durch königliches Dekret in Ruhestand versetzt werden. Die Richter und Behörden des nächst höheren Grades überwachen den niederen; der Justizminister überwacht alle Gerichtshöfe und Richter des Staates.

Die Executivgewalt wird bei den Appellations- und Cassationsgerichtshöfen von Oberstaatsanwälten (*procuratori generali*), bei den Tribunalen von Staatsanwälten (*procuratori del Rè*) und ihren resp. Stellvertretern repräsentirt. Sie sind vom Justizminister abhängig; im Gehalt stehen die Staatsanwälte den Gerichtspräsidenten, ihre Stellvertreter den Richtern gleich. Wie in Frankreich wacht der Staatsanwalt für die Beobachtung der Gesetze und der öffentlichen Ordnung, sucht Verbrechen zu verhüten, tritt als Ankläger auf, sorgt

für die Vollstreckung der Urtheile: kurz übt in hierarchischer Weise und im ausgedehntesten Maasse das Recht der Controle. Nach dem Gesetz von 1865 sollte der Staatsanwalt auch den Civilverhandlungen beiwohnen, hatte in Prozessen des Staats, der Minderjährigen und in andern, welche die öffentliche Ordnung angingen die Pflicht und in allen andern Prozessen das Recht Gutachten abzugeben.

Die Friedensrichter (*conciliatori*) nehmen, wie wir gesehen haben, den untersten Platz in der Rangordnung der Gerichtsbeamten ein. Diese anspruchslosen Magistrate, deren jede Gemeinde wenigstens einen haben muß, urtheilen in Bagatellsachen, die die Summe von 30 Lire nicht übersteigen. Sie werden vom König ernannt und haben keinen Gehalt; ein Gemeindefschreiber dient ihnen, so gut es eben geht, als Kanzlist; gegen ihre Entscheidungen ist eine Berufung nicht möglich, und wehe uns, wenn sie möglich wäre! Diese Richter, welche in Italien schon recht beliebt geworden, sind besonders auf dem Lande sehr interessant. Ihre Competenz ist so klein, daß ihre Fehler nicht viel zu bedeuten haben; andererseits können tüchtige Leute in diesem Amte große Dienste leisten. Die Verhandlungen vor dem Friedensrichter, welche öffentlich geführt werden, bieten ein höchst eigenthümliches Schauspiel. Wenn kein Gerichtssaal im Rathhaus ist, so bedient man sich dafür gewöhnlich eines Arbeitszimmers in der Wohnung des Richters. Die Aufführung der Zuhörerschaft läßt viel zu wünschen; manchmal ist man so ungenirt, daß man nicht einmal den Hut abnimmt, weil auch der Richter nicht über's Herz bringen kann, den Hut vom Kopf und die Pfeife aus dem Mund zu nehmen. Bisweilen kommt die Frau des Richters und setzt sich, den Strickstrumpf in der Hand, in seine Nähe um zuzuhören; oder sie unterbricht die Sitzung, weil sie vom Herrn Richter Geld haben will für die eben angekommenen Fische; oder auch, der Richter wird schnell einmal hinunter in den Laden gerufen. Die Prozessirenden schreien in Gegenwart eines hochloblichen Herrn Richters wie Befessene, — wenn Frauen drunter sind ganz besonders — und drohen einander jeden Augenblick mit Klagen wegen Injurien. Der Richter sucht sie zu veröhnen, wobei er besonders in Süd- und Mittelitalien nichts weniger als parlamentarische Kraftworte einstreut. Gelingt

es ihm nicht, so schlägt er einen Mittelweg vor, und findet auch dies keinen Anklang, so äußert er aufs Gerathewohl seine Meinung und läßt durchblicken, welche Entscheidung er treffen wolle. Schlägt auch dieser Versuch fehl, so sagt er geradezu zu einem der Prozeßirenden: Vertrage dich in dieser Weise oder ich verurtheile dich: Entscheide dich. Der Bedrohte versteht den Wink und wenn er nicht einer von denen ist, die, wie Jhering sagen würde, den Kampf ums Recht bis auf den letzten Heller führen, so sieht er ein, daß nichts zu wollen ist und läßt sich herbei zu dem, was man freundschaftliche Verständigung nennt. Die Welt aber ist über die geringe Zahl von Urtheilen und über die Menge der offiziell verzeichneten Verständigungen erstaunt, und der Friedensrichter höchlichst erbaut von seiner wunderbaren Tugend.

Die Prätores sind Civil- und Criminalrichter mit beschränkter Jurisdiction; sie versehen das Richteramt in Civil- und Handelsprozessen, mit einer Competenz, die sich auf Streitigkeiten, deren Summe 1500 Liren nicht übersteigt, beschränkt, in Urtheilen über Eigenthumsrecht aber unbeschränkt ist; sie versehen in mehrfacher Beziehung die freiwillige Gerichtsbarkeit und haben den Vorsitz in Familienräthen; sie sind ferner Beamten des Polizeigerichts für die Einleitung der Prozesse und haben eine Menge anderer Obliegenheiten. Sie sollen von Vice-Prätores unterstützt und vertreten werden, aber da diese Beamten keinen Gehalt und nichts weniger als glänzende Ausichten haben, finden sich nur wenige zur Uebernahme jener Stellen bereit. Ganz Italien ist in 1799 Präturen eingetheilt, deren Bevölkerungszahl sehr verschieden ist; die größte, 52000, finden wir in der Sezione Vicaria der Gemeinde Neapel, die kleinste, 681, auf der Insel Capraia (unw. von Elba). Außerdem hat man in den sieben größten Städten städtische Präturen (in Neapel deren zwei) eingerichtet; die 8 Stadtprätores (*pretori urbani*) versehen das Richteramt nur in Straffachen, mit Ausschluss des Zuchtpolizeigerichtes. Der Gehalt der Prätores ist so erbärmlich, daß wir lieber darüber schweigen; er genügt kaum für den Lebensunterhalt eines einzelstehenden Mannes. Obwohl ihre Lage daher oft verzweifelt ist, hört man doch nichts von Klagen über Unredlichkeit. Die

Verbesserung dieser ihrer Lage ist bis jetzt noch immer in Folge der schlechten Staatsfinanzen in dem Stadium der frommen Wünsche.

Die *tribunali civili e correzionali* (deutschen Stadt- und Landgerichten entsprechend) bilden die erste Stufe der ordentlichen Gerichtsbehörden; sie sind eingetheilt in Sectionen für Civilsachen, für Vergehen und gemischte Angelegenheiten, mit je drei Richtern. Sie entscheiden in Civilsachen und über Vergehen in erster Instanz und nehmen die Berufungen gegen die Urtheile und gegen die Competenz der Prätores entgegen. In jedem Tribunal werden alljährlich ein oder mehrere Richter durch königliches Dekret zu Untersuchungsrichtern in Strafprozessen bestellt. Abgesehen von dem eigentlichen Richteramt üben die Tribunale auch freiwillige Gerichtsbarkeit in Fällen, wo diese nicht den Prätores oder den Appellhöfen zu steht. Wo keine Handelsgerichte sind, übernehmen die *tribunali civili* ihre Geschäfte. Im ganzen Reiche gibt es 162 Tribunale; die Zahl der unter ihrer Jurisdiction stehenden Bevölkerung schwankt zwischen 867000 (Neapel) und 20000 (Portoferraio) — Durchschnittszahl 156000 — und die Grösse ihres Gebietes zwischen 699081 und 9362 Hektaren (Cagliari und Livorno).

Die Handelstribunale hat man nur in einigen Districten; es gibt deren 26. Sie entscheiden über Handelsfachen in erster, und wenn schon das Urtheil eines Prätores vorliegt, in zweiter Instanz. Sie können in mehrere Sectionen zerfallen. Die Richter des Handelstribunals werden auf Vorschlag der Handelskammern vom König ernannt; doch haben jene für jeden Posten drei Namen vorzuschlagen, aus denen dann der König wählt. Wo es das öffentliche Interesse in besonderer Weise erheischt, können Magistratspersonen oder Advokaten zu Präsidenten oder Vicepräsidenten ernannt werden. Im Allgemeinen bekundet sich in Italien eine grosse Abneigung gegen die Handelstribunale, vielleicht weil man ein sieht, daß Geschäftsmann sein und Richter sein zweierlei ist.

Die Appellgerichtshöfe bilden die eigentliche Appellbehörde in Civil- und Handelsfachen wie in correctionellen Prozessen; eine aus fünf Richtern (*configliati*) bestehende Abtheilung entscheidet über jene, eine aus vier Richtern zusammengesetzte über diese. Der Anklagesenat wird von drei



Richtern gebildet; sie entscheiden über die Verweisung der eines Verbrechens Beschuldigten an die Affisenhöfe. Es gibt 24 Appellgerichtshöfe in Italien; die Bevölkerungszahl ihrer Districte bewegt sich zwischen 3,000,000 (Neapel) und 400,000 (Messina). Einige haben einzelne getrennte Abtheilungen in Nachbarstädten. Die Zahl der unter ihnen stehenden Tribunale ist sehr verschieden; in Neapel sind es 17, in Turin 15, in Lucca 5 und in Messina nur 3. Die Gebiete der Appellhöfe und Tribunale wurden eben nicht nach Maaßgabe der Bevölkerungszahl, sondern nach den 1865 bestehenden lokalen Verhältnissen abgegrenzt.

Die Affisenhöfe sind Delegationen der Appellhöfe. Sie entscheiden über schwere Verbrechen und über gewisse politische Vergehen, für die man die Garantie eines Wahrspruchs der Geschwornen haben wollte. Die Zahl der Geschwornen ist zwölf, und zwei Ersatzmänner. Innerhalb des Gebiets eines Appellgerichtshofes befinden sich je nach Bedürfnis ein oder mehrere Affisenhöfe. Einer ist wenigstens immer am Sitze eines Appellgerichts und auch an dem eines Tribunals, wenn nicht die Bevölkerung dort zu dünn gefät ist. Der Affisenhof ist zusammengesetzt aus einem Appellgerichtsrath, der als Präsident fungirt, und aus zwei Tribunalsrichtern. Der Staat ist durch einen Oberstaatsanwalt (*procuratore generale*), durch seinen Vertreter oder durch einen einfachen Staatsanwalt (*procuratore del Rè*) repräsentirt. Die Affisen werden gewöhnlich alle Vierteljahre in den Hauptorten des Kreises abgehalten; ausnahmsweise können sie jedoch jeder Zeit durch den Appellgerichtspräsidenten zusammengerufen werden. Gegen die Urtheile der Affisenhöfe ist keine Berufung möglich, sondern nur eine Nichtigkeitsbeschwerde beim Cassationshof wegen Regelwidrigkeit des Urtheils oder wegen Verletzung oder falscher Anwendung des Gesetzes.

Die höchste Stufe der Gerichtsbehörden endlich bilden die nach französischem Muster eingerichteten Cassationshöfe. Sie entscheiden in Civil- und Handelsfachen über die Berufungen gegen die in der Appellinstanz gefällten Urtheile und in Criminalprozessen über die Annullirung der Urtheile, welche in der Appellinstanz gefällt wurden oder gegen welche keine Appellation erlaubt war. Sie befassen sich nicht mit der Thatfrage, sondern einzig und allein mit der Rechtsfrage.

Gegenwärtig bestehen fünf Cassationshöfe, in Turin, Florenz, Neapel, Palermo und Rom (letzterer erst seit 1875). Diese Gerichtshöfe haben zwei Abtheilungen, eine für den Civilprozeß und eine für den Strafprozeß; sie haben nicht wie in Frankreich eine Abtheilung für die vorläufige Prüfung der Nichtigkeitsbeschwerden (*Chambres des requêtes*), welche über die Zulässigkeit der Gefuche entscheidet und die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs erwägt.

Dies sind die Hauptzüge der Gerichtsordnung in Italien. Man sieht, wir hatten Recht, wenn wir sagten, das Gesetz löse keines der Probleme, die es aufstellt.

## II. Die Streitfrage über den obersten Gerichtshof und seine Competenz.

Die wichtigste Frage war und ist immer die: soll man einen obersten Gerichtshof für das ganze Reich errichten und welche Competenz soll er haben? Hier wurden wissenschaftliche und politische Gründe, persönliche und landeschaftliche Interessen ins Feld geführt; besonders die Toskaner zeigten großes Widerstreben gegen das System der Cassation; welches bei ihnen schon seit 1848 eingeführt, aber wegen seines mehr politischen als juristischen Charakters verhaßt war. Das Drei-Instanzen-System bestand in der Lombardei, in den Herzogthümern und im Kirchenstaat, ohne daß ernstliche Klagen das Verlangen nach dem Cassationssystem rege gemacht hätten. Doch der Piemontese Cassinis ließ 1861 als Minister die Frage von einer Commission unter seinem eigenen Vorsitz studiren und diese erklärte sich für das französische Cassationssystem. Die Kammer beschloß im Jahre 1865, die Frage nicht zu erörtern, und forderte die Regierung auf, in einer der nächsten Sessionen einen Gesetzentwurf über einen obersten Gerichtshof vorzulegen.<sup>1)</sup> Demgemäß ernannte im Juli 1865 der Minister Vacca eine neue Commission; da ihr jedoch sein Nachfolger De Falco, ein Neapolitaner und Anhänger der französischen

---

1) Diese Tagesordnung, welche der Regierung freie Hand ließ, hatte man hauptsächlich dem bedeutenden jungen Advokaten Boggio zu verdanken, der 1866 in der Seeschlacht bei Lissa an Bord des „Rè d'Italia“ ums Leben kam.  
Italia IV.

Cassation, zwölf Männer nach eigener Wahl zufügte, so entschied sie sich für einen Cassationshof, der wie in Frankreich seinen Sitz in der Hauptstadt haben sollte. 1872 endlich legte De Falco, von Neuem Minister, dem Senate den Gesetzentwurf vor, in dem er besonders auf die Unterstützung der Staatsbeamten im Senate rechnete. Nun fing man an zu agitiren und das Problem von allen Seiten zu beleuchten. Die bekanntesten Gegner der Cassation waren der Mailänder Advokat Carcano und der Senator Musio, ein Beamter vom alten Schlag, bejahrt, aber voller Leben und Feuer. Man begann das altherwürdige Drei-Instanzen-System zu erklären, welches jedem Prozessirenden das Recht gibt, den Prozess fortzusetzen, bis zwei Gerichtshöfe ein conformes Urtheil abgegeben haben. Dies habe sich in der Lombardei, in Venetien und in den Herzogthümern aufs Beste bewährt. Dem französischen System warf man vor, daß es die erste Instanz ganz unnütz mache, da stets das Urtheil der zweiten Instanz — einerlei ob im Einklang oder im Widerspruch mit dem der ersten — endgiltig sei. Es könne zwar durch den Cassationshof aus formellen Gründen für nichtig erklärt werden; aber da diese Behörde sich gar nicht mit der Thatfrage befasse, so müsse sie die Prozessirenden an einen andern Gerichtshof verweisen und veranlasse so einen unberechenbaren Verlust an Zeit und Geld. Sodann, sagte man, könne unmöglich ein einziger Cassationshof für das ganze Reich genügen, wenn man nicht eine Abtheilung errichte, welche in geheimer Berathung über die Annahme der Nichtigkeitsbeschwerden entscheide: denn man sehe ja, daß ohne eine solche Abtheilung selbst die fünf gegenwärtig thätigen Cassationshöfe die Masse des angehäuften Materials nicht bewältigen könnten. Man sagt auf der andern Seite, die Cassation sichere die Einheit der Gesetzesauslegung. Aber hat sie das je wirklich gethan? hat sie es etwa in Frankreich gethan, wo sie seit langen Jahren besteht? widerspricht sie sich nicht bei jeder Gelegenheit? Der Despotismus herrscht freilich in dem System, aber es fehlt die Consequenz, weil die Abtheilungen fortwährend ihre Mitglieder wechseln. Diese künstliche und äußerliche Einheit ist nicht etwa ein Glück, sondern vielmehr ein Unglück, weil sie zur Versteinerung der Rechtswissenschaft führen muß. Man

errichte doch 5 oder 6 oberste Gerichtshöfe und man wird sehen, wie sich bei Meinungsverschiedenheiten eine fruchtbare Dialektik der Rechtsgelehrten entfalten, wie die richtige Auslegung überwiegen und so die wahre Rechtseinheit sich behaupten wird. Wenn man für gewisse besondere Materien, von öffentlichem Charakter, wie z. B. Steuerangelegenheiten, eine höchste Behörde bestellen wolle, so möge man dies immerhin thun, ohne jedoch das Princip auf das ganze System zu übertragen. Endlich, sagten die Gegner der Cassation, sei dieses System seinem Ursprunge und seiner ganzen Vergangenheit nach eine politische Institution, dazu bestimmt, einen Druck auf die Gerichtsbehörden auszuüben. Dies ungefähr waren die Hauptgründe, die in mehr oder minder glänzender Form vorgebracht wurden; das Interesse der einzelnen Landschaften an der Frage läugnete man nicht, führte es aber selten ins Gefecht.

Aber Alles war umsonst: Die Senats-Commission erklärte sich für den Entwurf des Ministers De Falco, und der Senat bestätigte, nach langer Debatte, am 21. Mai 1872 das Gesetz, dessen Grundzüge die folgenden sind:

1) Es wird ein oberster Cassationshof für das ganze Reich errichtet, welcher über die genaue Beobachtung der Gesetze wacht und die Gerichtsbehörden, wenn sie in deren Ausführung nicht eifrig genug sein sollten, zu ihrer Pflicht zurückruft.

2) Der Cassationshof beschäftigt sich nicht mit der Thatfrage, sondern entscheidet allein über die Gesetzmäßigkeit des gefällten Urtheils, ist also auch die oberste Instanz in allen Kompetenzstreitigkeiten.

3) Er zerfällt in drei Abtheilungen: für Civilprozesse, für Criminalprozesse und für die Prüfung der Zulässigkeit eingegangener Cassationsgesuche.

4) Wird das Urtheil, gegen welches das Cassationsgesuch gerichtet ist, unter Voraussetzung des in ihm festgestellten Thatbestandes als gesetzmäßig anerkannt, so wird die Nichtigkeitsbeschwerde zurückgewiesen; im andern Falle wird es angenommen und das Urtheil mit oder ohne Verweisung an ein anderes Gericht für ungiltig erklärt. Wurde es aus Gründen der Competenz kassirt, so werden die Parteien nun an die competente Behörde verwiesen; lagen

andere Gründe vor, so wird eine benachbarte Behörde gleichen Grades oder eine andere Section derselben Behörde mit der neuen Untersuchung und Entscheidung betraut. Urtheilt diese wie der Cassationshof, so wird die Nichtigkeitsbeschwerde in Betreff der vom Cassationshof entschiedenen Punkte nicht angenommen; urtheilt sie dagegen wie die ersten Richter, so kommt die Sache vor die vereinigten Abtheilungen des Cassationshofes und diese haben die Befugniß, die Sache zu entscheiden d. h. auf den Fall, wie er festgestellt ist, den entschiedenen Standpunkt anzuwenden.

5) Auch die Nichtigkeitsbeschwerde im Interesse des Gesetzes gegen gefällte Urtheile ist gestattet, kann jedoch nur von der Staatsanwaltschaft eingelegt werden. Diese Beschwerde berührt in Civil- und Handelsprozessen die Rechte der Parteien nicht und kann in Strafprozessen dem Verurtheilten nur nützen, niemals schaden.

6) Die Staatsanwaltschaft wird immer gehört.

Nachdem der Senat diesen Gesetzentwurf gut geheißsen hatte, brachte ihn der Minister vor die Kammer, indem er zum Voraus ein Loblied anstimmte auf jene freisinnige und vielversprechende Institution. Indessen hatte der Beschluß des Senats einen Sturm der Mißbilligung hervorgerufen, welcher in der im November und December 1872 zu Rom abgehaltenen ersten italienischen Juristenversammlung lauten Widerhall fand.<sup>1)</sup> Doch De Falco war taub für diese Kundgebungen und legte im Mai 1873 den Entwurf dem Unterhause vor. Die Kammer berieth im *Comitato privato*<sup>2)</sup> und die Gegner der Cassation unter Mari's Führung waren bei der äußerst lebhaften Debatte an Zahl überlegen; aber als es zur Abstimmung kam, waren einige derselben

---

1) An den Discussionen dieser Versammlung nahmen außer andern Politikern Ratazzi, Mari und Mancini Theil, letzterer wie die meisten neapolitanischen Juristen ein Anhänger des Cassationsystems. Bei den Verhandlungen that sich besonders der beredte junge Advokat Sanminiatielli von Florenz hervor. Die Versammlung erklärte sich schließlich für das Drei-Instanzen-System, billigte aber daneben die Errichtung eines höchsten Gerichtshofs zur Beurtheilung von Kompetenzstreitigkeiten, zur obersten Handhabung der gerichtlichen Disciplin und zur Prüfung der Berufungen in Strafprozessen.

2) So heißt die Kammer, wenn sie sich zum Behuf geheimer Berathung in ihrer Gesamtheit als Ausschuss constituirt.

aus der Aula verschwunden und das Haus erklärte sich mit 3 Stimmen Majorität im Princip für den Gesetzentwurf (29. Mai).

Das Ministerium wechselte, und der Senator Vigliani, Präsident des Florentiner Cassationshofes und offener Anhänger der Cassation, wurde Justizminister. Er wartete einige Zeit, um Vorbereitungen zu treffen und das Terrain zu recognosciren und legte dann, am 15. April 1875, dem Senate einen neuen Entwurf zur Errichtung eines höchsten Gerichtshofs vor. So vermied man den verhassten Namen der Cassation, aber der Inhalt war grosentheils derselbe geblieben.

Vigliani zündete, wie man in Italien sagt, zwei Kerzen zugleich an, eine für Christus und eine für den Teufel, d. h. er suchte die Vorzüge der Cassation und der drei Instanzen mit einander zu vereinigen und zu verschmelzen. Er wollte einen Gerichtshof, der die Urtheile nicht einfach cassire und die Prozesse einem andern Gerichtshof überweise, sondern einen, der unter steter Beschränkung auf die Rechtsfrage cassire und dann selbst urtheile. Um die Anhäufung von Geschäften zu verhindern, schlug er vor, eine Annahme-Commission zu bestellen, welche in engem Rathe entscheiden sollte: 1) ob die Nichtigkeitsbeschwerde in gesetzmässiger Form erhoben, und 2) ob alle Akten und Dokumente des Processes vorgebracht worden seien. In Strafprozessen sollte sogar diese Commission, um die Arbeitslast des höchsten Gerichtshofs zu verringern, aus derselben Behörde bestehen, welche das in Rede stehende Urtheil gefällt hatte! Die Cassationshöfe von Turin, Neapel und Palermo sollten vorläufig erhalten bleiben, bis sie die grosse Menge rückständiger Arbeiten bewältigt hätten; der von Florenz aber, welcher ein kleineres Gerichtsgebiet hatte und mit seinen Prozessen nicht so sehr in Rückstand war, sollte sofort unterdrückt werden. Auch sollte der höchste Gerichtshof der Hauptstadt vorläufig nur in besonders wichtigen Gegenständen, wie Steuern, Competenzfragen und kirchlichen Materien erkennen.<sup>1)</sup> Die Parlaments-Commission dagegen

---

1) Noch während die Parteien sich zum Kampfe rüsteten, machte die Menge des angehäuften Materials die provisorische Errichtung neuer Sectionen an den Cassationshöfen von Turin und Neapel nöthig.

schlug, um Rom zu begünstigen vor, in der Hauptstadt zwei provisorische Abtheilungen der Cassation zu errichten mit ordentlicher Gerichtsbarkeit über vier Appellgerichtsdistricte und außerordentlicher aufs ganze Reich ausge dehnter Competenz in gewissen Materien der Gerichtsdisziplin, der Wahlprüfungen und der öffentlichen Ordnung.

Der Minister Vigliani brachte seinen Entwurf im November 1875 gleich nach der Eröffnung der Kammer ein, als erst sehr wenige Abgeordneten in Rom anwesend und die Gegner der Cassation über das zu beobachtende Verhalten noch nicht schlüssig waren. So ging das Gesetz in der Kammer mit geringer Majorität durch, und ebenso dann im Senat. Aber die übermäßige Hast des Ministers machte viel böses Blut und die Unzufriedenheit wuchs, als Vigliani, um das im Gesetz niedergelegte Prinzip ins Leben treten zu lassen, mittelst königlichen Dekrets <sup>1)</sup> verordnete, daß in Competenzstreitigkeiten zwischen dem römischen und einem provinzialen Cassationshof jenem allein die Entscheidung zustehe. Ein solches königliches Dekret, sagte man, sei mit der Constitution nicht vereinbar. So vermehrte Vigliani's Verfahren die Zahl der Gegner des Ministeriums Minghetti; und als kaum die Kammern im März 1876 wieder eröffnet waren, wurde dieses gestürzt und die Linke kam ans Ruder.

Die Linke war nicht und ist auch heute nach ihrem vollständigen Siege noch nicht eine Partei, welche sich wie die Rechte unter dem Banner bestimmter Prinzipien der Politik oder Verwaltung gebildet hat: wenn man von einigen Republikanern abieht, die unter mehr oder minder deutlichen Vorbehalten die Monarchie vorläufig anerkennen, so ist der Unterschied jener zwei Hauptparteien der italienischen Kammern eigentlich nur eine Frage des Temperaments. Der neue Justizminister, der Rechtsgelehrte Mancini, ist ein Anhänger der Cassation, wird aber die Frage wohl nicht wieder vorbringen; sei es, weil jene Institution vielfach angefeindet und jede Lösung der Frage für einen Minister gefährlich ist, sei es, weil die Linke unter Anderm der Abneigung gegen die Cassation ihre Macht verdankt. So ist denn diese seit mehr als 16 Jahren verhandelte Frage noch immer *sub judice*.

1) 23. December 1875.

### III. Die Staatsanwaltschaft.

Die Nothwendigkeit einer öffentlichen Behörde, die es sich zur Aufgabe macht, Verbrecher vor Gericht zu ziehen, ist heutzutage, da man verlangt, daß die Criminalklage durchaus öffentlich und im Namen der Gesellschaft geschehe, allgemein anerkannt. Aber man streitet noch über die Grenzen der Einmischung einer solchen Behörde in Civilprozeßen.

Der Ursprung der Staatsanwaltschaft ist in den Zeiten zu suchen, wo die von den Feudalherrn ernannten und mit jeglicher Jurisdiction betrauten Richter aller juristischen Kenntnisse ermangelten und deshalb von rechtskundigen Männern, als von Anwälten des Herrn, unterstützt wurden. Dies Verhältniß dauerte natürlich fort, als in der Folge die gerichtlichen Aemter gar käuflich und erblich wurden. Andererseits wurde jene Institution von der Monarchie begünstigt, weil sie deren Einfluß auch auf unabhängige und zum Theil feindliche Behörden ausdehnte. So wuchs sie, besonders in Frankreich, heran und blieb zum Dank für früher geleistete Dienste bestehen, obwohl sie ihre Wurzeln zugleich mit der alten politischen und gerichtlichen Grundlage verloren hatte.

Im Gesetze von 1865 waren, wie wir gesehen haben, die Bestimmungen über die Staatsanwaltschaft den französischen nachgebildet. Sie wurden aber bald lebhaft angegriffen und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß sich die Juristenversammlung 1872 fast einstimmig und ohne Debatte gegen die Einmischung des Staatsanwalts in Civilprozeßen aussprach. Schon 1866 schlug eine parlamentarische Commission vor, die Thätigkeit des Staatsanwalts auf Strafprozesse und auf die Vertheidigung des Staats in Civilprozeßen zu beschränken; ähnliche Vorschläge machten der Minister De Filippo (18. April 1868) und der Senator Borgatti (3. April 1873). Endlich wurde Minghetti's und Vigliani's Entwurf vom Senate (11. Februar 1875) und vom Parlamente (9. Juni 1875) angenommen und am 28. November 1875 als Gesetz veröffentlicht.

Das Grundprinzip dieses Gesetzes ist dies: daß der Staatsanwalt nicht verpflichtet ist in Civilprozeßen zu resümiren



oder auch nur anwesend zu sein, ausser in den Ehefachen und ähnlichen Fällen.

Außerdem wurde die Stellung der Advokaten des Fiscus (*avvocati erariali*) neu geordnet. Diese Beamten, welche mit der Vertheidigung des Staats betraut sind und den Verwaltungsbehörden gesetzliche Gutachten zu liefern haben, sollten nun den Beamten der Staatsanwaltschaft gleichgestellt und vom Finanz- und Justizminister zusammen ernannt werden. Mit Recht bemerkte Mantellini, welcher über den Entwurf in der Kammer Bericht erstattete, daß ohne jene neuen Bestimmungen die Advokaten des Fiscus nicht in der verdienten Achtung stehen könnten, und mehr als Gutachten-Fabrikanten zu Nutz und Frommen der Behörden, denn als gewichtige Berater und Vertheidiger in Prozessen angesehen würden.<sup>1)</sup>

Trotz aller früheren Gegenreden hat bisher Niemand bemerkt, daß aus der Entfernung des Staatsanwalts aus den Civilprozessen irgend welcher Schaden erwachsen wäre.

#### IV. Andre Veränderungen in der Gerichtsordnung.

Unter dem Titel: allgemeine Veränderungen der Gerichtsordnung wurden zu verschiedenen Zeiten Gesetzentwürfe eingebracht, deren Geschichte sehr eigenthümlich ist. Man begann mit dem Entwurf einer allgemeinen Reform; doch da man damit nicht vorwärts kam, schied man einige Artikel aus, um Separatgesetze daraus zu machen oder sie bis auf bessere Zeiten fallen zu lassen: und da jeder neue Minister etwas zu beschneiden fand, schrumpfte der arme Entwurf immer mehr zusammen, wurde aber nie zum Gesetz. Seine Geschichte zeigt deutlich, daß es unter einem parlamentarischen Regiment nicht gut möglich ist, große Gesetzsysteme zu schaffen, weil hierzu die Regierung mit diktatorischer Gewalt bekleidet sein müßte: und diese würde, abgesehen

1) Die Menge von Fiscaladvocaten verdankt ihre Entstehung der schlimmen Neigung der italienischen Regierung, um jeden Preis zu prozessiren. Diese Neigung hat die Regierung in solchen Verruf gebracht, daß die Tribunale oft gegen sie entscheiden, auch wo sie recht hat. Im Jahr 1874 waren bei den Tribunalen 21774 Prozesse der Regierung anhängig, so daß unter 1000 Italienern immer einer mit seiner Regierung im Prozesse lag.

von politischen Bedenken, im Widerspruch stehen mit der allmählichen Entwicklung des Rechts und dem historischen Gesetze der sozialen Reformen.

Der vom Minister De Filippo am 18. April 1868 vorgelegte Gesetzentwurf — scherzweise Gerichts-Omnibus genannt — enthielt ein wenig von Allem, bis zu der Reform der Abgrenzung der Gerichtsdistricte und zu der Unterdrückung vieler Gerichtshöfe, Tribunale und Präturen — einer heiklen Frage für Abgeordnete, die in Städten und Flecken, welchen die Gerichte Glanz verliehen und Nutzen brachten, wieder gewählt sein wollten. Der folgende Minister Raeli beschnitt den Entwurf ein wenig: es blieben die Artikel über die Errichtung eines einzigen Cassationshofs, über die Befugnisse der Staatsanwaltschaft, über die Competenzen, über die Ausbildung zur Magistrats- und Kanzlisten-Carrière und über die Gerichtsgebühren. Auch dieser Entwurf kam nicht zur Discussion.

Der nächste Minister, De Falco, brachte am 30. November 1871 einen Entwurf von noch bescheideneren Dimensionen ein. Er enthielt:

I. Aenderungen der Gerichtsordnung im Allgemeinen, betreffend a) die Probezeit angehender Magistrate, b) Reform der Handelstribunale, c) Reformen in den Befugnissen der Staatsanwaltschaft, d) Reformen der Kanzleien und der Pflichten der Gerichtsdienner, e) die Unabsetzbarkeit und Unabhängigkeit der Magistrate.

II. Ausdehnung der Competenz der Prätores in Civil- und Strafprozessen.

III. Neue Abgrenzung der Gerichtskreise zum Zweck der Aufhebung unnöthiger Tribunale.

IV. Errichtung von besonderen Collegien an den Gerichtshöfen, bestehend aus dem Präsidenten des Gerichtshofes, dem Chef der Staatsanwaltschaft und aus Richtern und Staatsanwälten, welche von ihren eigenen Amtsgenossen gewählt wären. Diese Collegien sollten alljährlich dem Minister über die Handhabung der Rechtspflege und über besondere Auszeichnungen einzelner Beamten berichten und über Verbesserungen des Dienstes, über Versetzungen unabsetzbarer Richter und über ähnliche Dinge Vorschläge machen.

V. Einheitliche Classification aller Gerichtsbeamten des Reichs an Stelle der früheren landschaftlichen.

Der Senat nahm den Entwurf nach einem günstigen Bericht seiner Commission (10. April 1872) und einer langen Debatte (2. Februar 1873) an, doch erst nachdem der Minister außer vielen andern Artikeln den über die einheitliche Classification der Gerichtsbeamten aufgegeben hatte. Im Abgeordnetenhaus aber kam man am 7. März 1873 mit dem Entwurf nicht vorwärts, weil die Meisten nicht wagten an die neue Abgrenzung der Gerichtskreise — welche mit Worten von allen gut geheissen wurde — auch wirklich Hand anzulegen.

Der nun folgende Minister, Vigliani, brachte am 10. December 1873 einen noch mehr reducirten Entwurf, der sich auf die Probezeit der Gerichtsbeamten, auf ökonomische Maassregeln und auf die allgemeine Rangordnung der Beamten beschränkte, vor den Senat. Dieser nahm ihn (am 2. März 1874) an, damit doch endlich etwas geschähe. Der Entwurf ging sofort an die Kammer, deren Commission am 3. Juni 1874 einen günstigen Bericht darüber machte. Da aber die Kammer im October 1874 aufgelöst wurde, mußte Vigliani den Gesetzentwurf wieder bei der neuen Kammer einbringen (30. November 1874); auch die Commission dieser Kammer sprach sich (am 21. Mai 1875) für den Entwurf aus; aber dabei hatte es sein Bewenden.

Minghetti und Vigliani legten am 21. Januar 1875 der Kammer die neuen Gesetze über die Gerichtsgebühren und Vigliani am 8. Februar den heiklen Entwurf über die neue Abgrenzung der Gerichtskreise vor. Die Kammer widersetzte sich stillschweigend: eine Commission wurde nicht ernannt oder erstattete wenigstens keinen Bericht.

#### V. Die Grenzen der richterlichen Gewalt und der Staatsbehörden.

Die wichtigste und für die Constitution jedes Staates bedeutsamste Frage ist die nach dem Verhältniß der richterlichen Gewalt zur Executionsbehörde. Die Bekanntschaft mit der Geschichte dieser Frage in Italien ist besonders für die Deutschen wichtig, weil bei ihnen dieselbe Frage noch

immer als schwebend betrachtet wird: zumal da wir Italiener uns gerade in dieser Hinsicht einer eigenthümlichen und bemerkenswerthen Gesetzgebung rühmen dürfen.

Es ist bekannt, daß lange Zeit als eine der schönsten Errungenschaften der französischen Revolution die Tribunale für Verwaltungsconflicte (*du contentieux administratif*) ausposaunt wurden, errichtet, wie man sagte, um den Uebergriffen der Parlamente (richterliche Gewalt) in die Sphäre der Executivbehörde eine Schranke zu setzen. Wer daran denkt, daß jene Parlamente ursprünglich nicht nur richterliche, sondern auch politische Behörden waren, wird nicht leugnen können, daß ihre Befugnisse wirklich sehr verschiedenartiger Natur waren. Da also diese Einrichtung auf historischer und nicht auf prinzipieller Basis beruhte, so fiel bei einer allgemeinen Staatsreform, die auch jene Verhältnisse von Grund aus umgestaltete, jeder Vorwand weg, dieselbe zu berücksichtigen. Und gerade dies beweist Tocqueville in seinen Untersuchungen über das *ancien régime*, daß sowohl die Errichtung von Tribunalen für Verwaltungsconflicte als die sogenannten *conflicts d'attribution* Veranstaltungen der alten Monarchie waren, um die Macht der Parlamente einzuschränken. Die Revolution behielt die Institution bei und machte gesetzlich, was vorher versteckte Willkür war. „Der einzige Unterschied zwischen den zwei Perioden, sagt Tocqueville, war der, daß früher die Regierung ihre Agenten nur durch ungesetzliche und willkürliche Maassregeln decken konnte, später aber das gesetzliche Recht hatte, jene Agenten die Gesetze verletzen zu lassen.“

In Italien bestanden fast überall Tribunale für Verwaltungsconflicte, welche 1859 durch Ratazzi's Gesetze als regelmässige Behörden anerkannt wurden. Nach diesen sollte, falls sich ein Tribunal in Fragen, welche die Executiv- oder Verwaltungsbehörde betrafen, für competent erklärte, die Executivbehörde aber die Competenz desselben bestritte, jeder Präfect das Recht haben, einen Competenz-Conflict zu erheben; in Folge dessen die Frage dann vor den König gebracht würde, welcher nach einer Verhandlung im Staatsrathe die Competenzfrage entschiede.

Ubaldo Peruzzi, einer der besten Köpfe und freisten Geister Italiens, fühlte die Ungehörig- und die Ungerechtig-

keit einer solchen Willkür in den Händen der Regierung, und schlug, im Wunsche der unabhängigen richterlichen Gewalt ihre natürlichen Rechte wiederzugeben, vor, die Tribunale für Verwaltungsconflicte aufzuheben. Die Commission des Parlaments erklärte sich für den Vorschlag — indem sie nur die Form desselben änderte — zur großen Verwunderung und zum Skandal der minder Liberalen und vieler Präfecten, Ex-Präfecten und Beamten, deren Sinn in den alten bürokratischen Ordnungen eingeengt war und die diese für das *non plus ultra* von Vollkommenheit anfaßen.

Die Debatte über den Vorschlag, eine der längsten und schönsten des italienischen Parlaments, fand im Juni 1864 Statt. Auf der einen Seite kämpften in erster Reihe Peruzzi und Mancini, auf der andern Seite der Rechtsgelehrte Cordova, Ratazzi und Crispi, das Haupt der Linken. Die Gegner der Tribunale für Verwaltungsconflicte behielten den Sieg und das Resultat jener Debatte war ein Gesetz,<sup>1)</sup> dessen Inhalt wir glauben darlegen zu sollen, weil es eins der besten und italienischsten Gesetze Italiens ist.

Dies Gesetz beruht auf der Unterscheidung zwischen reinem und gesetzlich garantirtem Interesse in juristischem Sinne, in andern Worten zwischen bloßem Interesse und eigentlichem Recht. Dieser Unterscheidung entspricht eine andere: die zwischen dem Belieben der Verwaltungsbehörde, das Interesse des Privatmanns zu berücksichtigen oder nicht, und dem jenes Belieben beschränkende Recht des Privatmannes. So z. B. steht es im Belieben der Verwaltungsbehörden, zu entscheiden, ob einer zum Militärdienst brauchbar ist oder nicht, nicht aber, ob er nach dem Gesetz dienstfrei ist oder nicht. Nur also, wo es sich um ein wirkliches Recht handelt, macht die richterliche Gewalt ihre Competenz geltend und entscheidet, ob dem Privatmann das beanspruchte Recht zusteht oder nicht.

Aber, könnte man fragen, ist nicht zu befürchten, daß unter solchen Verhältnissen die Tribunale zu Verwaltungsbehörden werden, Verfügungen und königliche Dekrete vernichten? Nein; vielmehr ist gerade hier die Genauigkeit

---

1) vom 20. März 1865.

und Gründlichkeit des in dem Gesetze angewandten Kriteriums zu erkennen. Die Tribunale können nie eine allgemeine Erklärung abgeben, ob ein bestimmtes königliches Dekret, ob eine Verfügung gesetzlich ist und befolgt werden muß, ja sie können selbst nicht im einzelnen Falle einen Act der Verwaltung abändern, widerrufen oder nichtig erklären: sie müssen einzig und allein untersuchen, ob der Privatmann das der Verwaltungsbehörde gegenüber behauptete Recht wirklich hat. Hat er es nicht, so wird die Klage abgewiesen und die Sache ist zu Ende; hat er es aber wirklich, so wird es anerkannt und ausgesprochen, ohne jedoch den Act der Verwaltung oder die Verfügung für nichtig zu erklären. Der Privatmann zeigt dieses Urtheil bei der Verwaltungsbehörde vor und diese ist verbunden, sich in dem einzelnen entschiedenen Falle danach zu richten. Natürlich darf unter dringlichen Umständen die Behörde nach ihrem Gutdünken verfahren, jedoch ohne Präjudiz für das Recht der Beteiligten und unter Vorbehalt des Schadenersatzes. Dies sind die Hauptzüge des Gesetzes von 1865, welches jedoch unlogischer Weise das Verfahren in den obenerwähnten Competenz-Conflictten weiter bestehen ließ. Als nun das Gesetz in Anwendung kam, wurden die Praefecten fortwährend veranlaßt den Competenz-Conflict zwischen dem Gericht und der Behörde zu constatiren, und der Staatsrath, nicht aus Richtern, sondern aus Politikern und alten Beamten zusammengesetzt, begann durch seine Urtheile eine Rechtspflege anzubahnen, welche wahrhaft eine Verneinung alles Rechts genannt zu werden verdient. Man begreift leicht, welche Beschwerden das Verfahren hervorrufen mußte, und dafs die Italiener wieder auf ihr altes Klaglied kamen: „wir waren besser dran, als es uns schlechter ging“.

Um diese Schwierigkeiten zu lösen, war ein Mann von großem Ansehen nöthig, der, zugleich Jurist und Politiker, die Conflict-Frage ganz speciell studirte und das, was alle mehr oder weniger deutlich sahen, was alle tief fühlten, klar darzustellen wufste. Ein solcher Mann war der Staatsrath Mantellini, der in seinem Buche *I conflitti d'attribuzioni in Italia*, in vortrefflicher Weise die Entscheidungen des Staatsraths von 1865 bis 1872 erläuterte.

Auch die Juristenversammlung beschäftigte sich mit der Frage und erklärte einstimmig das System der Kompetenz-Conflicte für unvereinbar mit der Staatsverfassung, mit der Unabhängigkeit des Richterstandes und mit einer wirkfamen Beschüzung der gesetzlich begründeten Rechte der Bürger, und glaubte, daß eine solche Institution nicht nur ohne Nachtheile, sondern sogar zum öffentlichen Vortheile unterdrückt werden würde. Es wurde mit Recht betont, es widerspreche sich selbst, daß die Tribunale entscheiden sollten, ob ein Individuum der Behörde gegenüber im Rechte sei, ohne doch über ihre eigene Competenz entscheiden zu können. Man schlug nach dem Muster fremder Gesetzgebungen ein gemischtes Tribunal vor; dies jedoch würde keine genügende Abhilfe sein und scheint unvereinbar mit dem Gesetz von 1865.

Am 9. Mai 1873 kündigten nach einer Interpellation die Abgeordneten Mancini und Peruzzi einen Gesetzentwurf gegen das System der Kompetenz-Conflicte an. Aus Furcht zu viel zu verlangen, beschränkten sie sich jedoch in ihrem am 30. Mai 1873 eingebrachten Entwurf darauf, vorzuschlagen, daß die höchste Entscheidung über Kompetenz-Conflicte statt dem Staatsrath nunmehr dem Cassationshofe übertragen werde. Da Mancini, der Referent für den Entwurf,<sup>1)</sup> zum Minister ernannt wurde, brachte Mantellini von Neuem einen dem Entwurf günstigen Bericht vor die Kammer.<sup>2)</sup> Die Ende April und Anfang Mai 1876 darüber geführten Verhandlungen waren weniger eingehend als die von 1865, weil man im Voraus wufste, daß nicht wenige dagegen stimmen würden, ohne dagegen gesprochen zu haben; nur der Expräfect Tegas brachte die alten Gedanken in der alten Weise vor.

Es wurde beschloffen, daß der Cassationshof zu Rom nach einem öffentlichen contradictorischen Verfahren die Conflictstreitigkeiten entscheiden solle. Diese halbe Maafsregel befriedigte Wenige; selbst die Verfechter des Gesetzes hätten das Conflictwesen lieber ganz abgeschafft gesehen; doch die Meisten glauben, daß die Competenzfrage wie in

---

1) 16. Juni 1876.

2) 22. April 1876.

Belgien gar nicht mehr erhoben werden wird, wenn einmal die Entscheidung darüber dem Cassationshof übertragen ist.

Wahrscheinlich wird die neue Kammer auf diesem Beschlusse bestehen, wie denn auch Mantellini in seinem neuen Bericht die Nothwendigkeit der Reform eines unerträglichen Zustandes betont, indem er zugleich die im Senat vorbereiteten Einwände widerlegt und den von demselben begünstigten Gegenvorschlag eines gemischten Tribunals bekämpft. Er erklärt sich im Prinzip gegen das Gesetz, empfiehlt aber, in Ermangelung von etwas Besseren, dessen Annahme. Er möchte am liebsten weder mit dem Wort Conflict noch mit der Sache fernerhin etwas zu thun haben. Und darin hat er vollkommen Recht.

In Italien besteht die *garantie des fonctionnaires* d. h. um öffentliche Beamten (hier nur Präfecten, Unterpräfecten und Bürgermeister) auf dem Civil- oder Criminalwege für ihre Handlungen verfolgen zu können, muß zuvor die Erlaubniß des Staatsoberhauptes eingeholt werden. Im Juni 1875 machte Corte unter allgemeiner Beistimmung den Vorschlag, diese offenbar illiberalen Bestimmungen aufzuheben, und Mancini wiederholte diesen Vorschlag in seinem im November 1876 eingebrachten Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der öffentlichen Beamten. Wir hoffen zuversichtlich, daß auch dieses ungerechte Privilegium aus Italien verschwinden wird.

## VI. Die Geschworenen.

Nach dem Gesetz von 1865 über die Gerichtsordnung waren drei Dinge erforderlich, um Geschworener sein zu können: die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, ein Alter von mindestens 30 und höchstens 70 Jahren, und das politische Wahlrecht. Auch in Italien erkannte man, wie man sieht, das Prinzip an, daß jeder Wähler auch *eo ipso* fähig sei Geschwornen zu werden, ohne auf die verschiedene Natur dieser zwei Thätigkeiten die gehörige Rücksicht zu nehmen.

Die Geschwornenordnung hatte in Italien die schlimmsten Nachtheile zur Folge, besonders im Süden und in einigen Provinzen Mittelitaliens: Bestechungen und Einschüchterungen jeder Art wurden angewandt, Freisprechungen geständiger



Uebelthäter erzwungen und die kaltblütigsten Verbrechen durch die Annahme, daß unwiderstehliche Leidenschaften dem Angeklagten Bewußtsein und Willensfreiheit geraubt hätten, entschuldigt; andererseits verfuhr man in manchen Provinzen mit übermäßiger Strenge gegen Eigenthumsverletzungen.

Befonders aber mußten die Geschwornengerichte da große Nachtheile mit sich bringen, wo die Camorra und die Maffia organisiert waren. Diese ausgedehnten geheimen Gesellschaften, welche im Neapolitanischen Camorren, in Sicilien Maffien heißen und gegenseitige Beschützung und Förderung ihrer Mitglieder zum Zweck haben, mußten dort entstehen, wo die moralische und geistige Bildung des Volkes so vernachlässigt, die Organisation der Mächtigen gegen die Schwachen so vollständig und die Rechtspflege so verderbt war: sie erstrecken sich von den höchsten Aemtern, von den obersten Schichten der Gesellschaft bis zu den untersten, wo man wenigstens dienstbereite Mörder findet. Die bourbonische Regierung selbst hielt es der Ruhe und Sicherheit halber mit den Camorristen und Maffiosen und bediente sich ihrer. Um irgend etwas zu erlangen, sagten wir: ein Amt, eine günstige Aussage vor Gericht oder eine Freisprechung in einem Criminalprozeß mußte man eine Art Befreiungssteuer an die Camorra oder Maffia bezahlen; manche Eigenthümer abbornirten sich sogar bei ihnen auf die Beschützung ihrer Güter, — und wehe dem, der eine Enthüllung über Camorra oder Maffia machte! Der günstige Einfluß der italienischen Regierung, die neue, liberale Erziehung, kurz alle Wohlthaten der Freiheit haben diese traurigen Ueberreste der Vergangenheit grosentheils weggeräumt; doch nicht so gründlich, daß sie nicht noch immer auf die Geschwornen bedeutend einwirken. In der Romagna mußte der Sectengeist, eine Folge des verderblichen Einflusses der päpstlichen Regierung, bekämpft werden: dort blieben Mördergesellschaften unbefraft und für Blutthaten, die am hellen Tag und auf offener Straße verübt worden, fanden sich keine Zeugen. Auch im Allgemeinen hatte man über die Unwissenheit und Theilnahmlosigkeit der Gutgefinnten zu klagen: die Geschwornenlisten waren nicht mit dem rechten Ernst zusammen gestellt.

Im Juni 1871 wurde das Ministerium durch einen Kammer-

befchluß aufgefördert, ein Gefetz zur Reform des Gefchwornengerichts vorzulegen, und am 30. Januar 1872 brachte der Minifter De Falco einen Gefetzentwurf ein, nebst einem langen Bericht, den Gutachten der italienifchen Behörden und Ueberfetzungen der betreffenden Gefetze von England, Frankreich, Belgien, Preußen, Baiern, Sachfen, Malta, Genf und Aargau. Die vorgeschlagenen Neuerungen betrafen namentlich die Wahl der Gefchwornen und die Aufftellung der Liften. Eine Commiffion der Kammer, zu der Pifanelli und Mancini gehörten und deren Berichterftatter der toskanifche Rechtsgelehrte Puccioni war, erklärte fich für die Vorfchläge des Minifteriums (14. Februar 1873). Nach dem Sturz des Minifteriums Lanza-Sella vervollftändigte Vigliani den Entwurf feines Vorgängers De Falco, indem er auch für die Affifen-Verhandlungen Reformen vorfchlug. Diefe Vorfchläge wurden gleichfalls auf den Bericht Puccioni's hin (20. December 1873) von der Kammer gütig aufgenommen. Auch Schriftfteller und Publiciften fingen an fich mit der Frage zu befchäftigen, es entftand eine wahre Agitation für die Reform des Gefetzes. Doch es wurden auch geradezu Stimmen gegen die ganze Inftitution der Gefchwornengerichte laut; manche Zeitungen — darunter eine der angefehenften, die Florentiner *Nazione* — traten offen für die Abfchaffung derfelben ein. Man verbreitete in Italien einen Artikel der *Westminster Review*, um zu zeigen, daß man auch in England nichts mehr von jener Inftitution wiffen wollte; unfers Erachtens that man Unrecht hieran, da die *Westminster Review* häufig, und in diefem fpeziellen Falle ficherlich, im Widerfpruch mit der englifchen öffentlichen Meinung fteht.

Doch fiegte die Anficht, daß die Inftitution beibehalten werden müffe, und mit Recht. Wenn heute der Grundsatz, daß jeder von feines Gleichen gerichtet werden foll, keinen Sinn mehr hat, fo ift es deshalb nicht minder wahr, daß die Inftitution der Gefchwornengerichte in einem freien Staatswefen nöthig ift, damit die Bürger am öffentlichen Leben auf feinem wichtigften Gebiet Theil nehmen und als Gefchworne fühlen, daß fie in einem Staate leben, der ihnen gehört. Auch fteht die Inftitution im Einklang mit dem eigentlichen Zweck des Strafrechts. Wie man auch fonft hierüber denken mag, fo find Alle darin einverftanden, daß

sein Zweck der ist, der Wirkung eines Verbrechens auf die Gesellschaft, d. h. dem Schaden, der aus dem Gefühl der öffentlichen Unsicherheit entsteht, entgegen zu treten. Damit das Verbrechen sich nicht wiederhole, ist es nöthig, Furcht hervorzurufen, als die dem Zuge zum Verbrechen gegenwirkende Kraft. Und da man den durch das Verbrechen veranlaßten Schrecken aufheben will, so existirt das Verbrechen nur, insofern und wie es der Gesellschaft bekannt ist. Also ist es die Gesellschaft, die sich darüber erklären muß, ob und inwiefern ein Verbrechen vorliegt. Und die Repräsentanten dieser Gesellschaft nach allen oder wenigstens vielen verschiedenen Zweigen ihrer Bethätigung sind eben die Geschwornen. Die richterlichen Beamten repräsentiren nur eine Seite des Staatslebens; daher würde ihre ausschließliche Thätigkeit ein Mangel sein.

Bei dieser Gelegenheit kam auch die in Deutschland wohlbekannte Frage nach der doppelten Jury und dem Schöffengerichte zur Sprache. Der Beweis der Schuld, sagte man, muß nicht nur den Laienverstand überzeugen, sondern muß auch vor der juristischen Kritik Stand halten: daher muß die richterliche Gewalt so geordnet werden, daß jedes der beiden Elemente die Freisprechung bewirken mag, daß aber das Verdammungsurtheil nur das Resultat der beiden das öffentliche Urtheil ausmachenden Kräfte, in andern Worten nur das gleichzeitige, aber von einander unabhängige Erkenntniß der Geschwornen und der Richter sein kann. Ein dahin gehender Vorschlag wurde von dem Rechtsgelehrten Pessina von Neapel in einer dem Juristencongreß von 1872 vorgelegten Denkschrift, in welcher die in Deutschland von Stengel, Kettenacker, Stroffer, Hilgard u. A. gemachten Studien besprochen werden, vertheidigt, kam aber dort nicht zur Sprache.

In der Abgeordnetenkammer wurde nach einer äußerst lebhaften Discussion, namentlich zwischen dem Minister Vigliani und den Abgeordneten Mancini, Puccioni und Puccini der Entwurf angenommen. Nachdem er auch im Senat mit wenigen Veränderungen durchgegangen war, wurde er abermals von der Abgeordnetenkammer gutgeheißen und durch den Minister Vigliani am 8. Juni 1874 als Gesetz veröffentlicht.

Um Geschworne sein zu können, muß man ein Alter von wenigstens 25 und höchstens 65 Jahren haben, im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte stehen, italienischer Bürger sein und zu einer der im Gesetz bezeichneten Kategorien gehören. Dazu gehören nämlich: aktive und gewesene Parlamentsmitglieder, Männer, welche gewisse akademische Titel haben, gewissen gelehrten Gesellschaften angehören oder Universitätsgrade erlangt haben, Professoren in und außer Dienst, Advokaten, Anwälte und Notare, Civil- und Militärbeamte mit wenigstens 2000 Liren Gehalt, aktive oder gewesene Mitglieder des Provinzialraths, Bürgermeister und Gemeinderäthe in Gemeinden von über 3000 Einwohnern oder überhaupt Männer, die mit einem im Gesetz bestimmten öffentlichen Amt betraut sind oder gewesen sind, ferner Alle, welche wissenschaftliche, litterarische oder andre Geisteswerke veröffentlicht haben, Alle welche gewisse, im Gesetz bestimmte, Bildung und Verstand erfordernde Professionen ausüben, endlich Alle, welche, je nach der Bevölkerung ihrer Gemeinden, 300 oder 200 oder 100 Liren directe Steuern entrichten. Das Gesetz zählt sodann die auf, welche vom Geschwornenamt dispensirt, davon ausgeschlossen oder dazu unfähig sind; zu letzteren gehören die Analphabeten, die unter Vormundschaft oder Curatel Stehenden, die Bankerotten und nicht Rehabilitirten, die Dienstboten mit oder ohne Lohn und Alle, welche notorische leibliche oder geistige Gebrechen haben.

Die Geschwornenlisten werden folgendermaassen aufgestellt. Im April jeden Jahres ladet der Bürgermeister durch öffentliche Bekanntmachung alle zum Geschwornenamt Verpflichteten ein, sich in ausgelegte Listen einzutragen. Im August werden diese Listen durch eine aus dem Bürgermeister, dem Gemeinderath und dem Friedensrichter zusammengesetzte Commission revidirt und dann dem Prätor eingeschickt. Dieser beruft in der zweiten Hälfte des Septembers eine aus allen Bürgermeistern seines Gerichtskreises (*mandamento*) zusammengesetzte Commission, welche ihrerseits die Listen revidirt und eine allgemeine Liste aufstellt und veröffentlicht, damit Jedermann Reclamationen vorbringen könne. Diese Liste wird sodann, sammt den etwaigen Reclamationen, an den Tribunalspräsidenten geschickt, welcher sie

in Gemeinschaft mit einem Tribunalsrichter und drei Mitgliedern des Provinzialraths, die von diesem selbst jährlich gewählt werden, von Neuem revidirt und veröffentlicht. Reclamationen gegen diese Liste werden vom Appellhof beurtheilt. Die endgiltig gutgeheissene Liste wird dem Tribunalspräsidenten zugeschickt, in dessen Kreis sich Affisenhöfe befinden.

Der Tribunalspräsident stellt mit Hilfe zweier Richter die Liste der ordentlichen Geschwornen und die der Ersatzgeschwornen auf; in diese werden solche aufgenommen, welche am Sitz des Affisenhofs ihren Wohnort oder Aufenthalt haben. Das Gesetz bestimmt die Zahl der für jeden Affisenkreis nöthigen Geschwornen. Im Januar jeden Jahres legt der Tribunalspräsident die Namen der Geschwornen und die der Ersatzgeschwornen in je eine Urne und verschliesst und versiegelt beide Urnen. Vierzehn Tage vor der Eröffnung der Affisen zieht der Präsident 40 Namen von ordentlichen Geschwornen und 10 von Ersatzgeschwornen. Die ersten 30 von jenen müssen die ganze Session hindurch ihre Dienste leisten, ebenso die 10 Ersatzmänner, falls eine Vertretung der ordentlichen nöthig wird. Die Präsidenten der Affisenhöfe vertheilen die in jeder Session zu erledigenden Geschäfte so, dass die Geschwornen nicht länger als vierzehn Tage den Sitzungen beizuwohnen haben. Wenn aber einmal eine Verhandlung unter ihrem Beisitz begonnen hat, so können sie nicht vom Dienst entbunden werden, so lange auch jene dauern möge. In der Regel sind dieselben Männer nur einmal im Jahre verpflichtet ordentliche oder Ersatzgeschworne zu sein. Den Sitzungen wohnen 12 ordentliche und 2 Ersatzgeschworne, nach der Reihenfolge der Loosnummern, bei. Die Ersatzmänner stimmen nur im Falle der Verhinderung ordentlicher Geschwornen. Präsident derselben ist der, dessen Name zuerst gezogen worden ist.

Dies ist die Ordnung des Geschwornengerichts nach dem neuen italienischen Gesetz. Trotz der grossen Verbesserungen im Vergleich mit dem früheren bleiben doch noch sowohl manche Unzuträglichkeiten als das Widerstreben der Bürger gegen die Uebernahme des Geschwornenamtes zu beklagen.

## VII. Advokaten, Anwälte und Notare.

Ein allgemeines Gesetz über Advokaten, Anwälte und Notare war eine nothwendige Folge der einheitlichen Gesetzgebung von 1865. Der Senat des Königreichs nahm 1868 einen Gesetzentwurf über Advokaten und Notare an, der jedoch von der durch andre Arbeiten abgezogenen Kammer nicht berathen wurde. Am 18. Mai 1871 legte der Minister De Falco und dann sein Nachfolger Vigliani der Kammer von Neuem einen Entwurf vor; derselbe wurde 1874 endgiltig gutgeheissen und am 8. Juni 1874 veröffentlicht.

Im Unterschied von andern Staaten sind in Italien die Advokatur und die Anwaltschaft, von einigen Garantien und Vorbedingungen abgesehen, freie Professionen. Diese zwei Professionen werden zwar unterschieden, können aber in einer Person vereinigt sein, wenn diese die nöthigen Erfordernisse besitzt, um sowohl in die Liste der Advokaten als in die der Anwälte eingeschrieben zu werden. Der Regel nach gehört zu jedem Tribunal ein Collegium von Advokaten, welches aus allen in das Advokaten-Album Eingeschriebenen besteht; an den Orten jedoch, wo sich ein Gerichtshof befindet, hat man ein besonderes Album der zum Gerichtshof und zum Tribunal gehörigen Advokaten. Für die Einschreibung in das Album sind Vorbedingungen: die juristische Doctor-Promotion, eine praktische Thätigkeit von wenigstens zwei Jahren bei einem Advokaten und in Tribunalen und Gerichtshöfen, ein mündliches und schriftliches theoretisch-praktisches Examen vor einer Commission, die aus Appellationsgerichtsräthen und Delegirten des Aufsichtsrathes des betreffenden Advokaten-Collegiums zusammengesetzt ist. Auch die Magistrate haben nach zweijähriger Dienstzeit das Recht sich in das Album einschreiben zu lassen, ebenso die juristischen Universitätsprofessoren und die in der juristischen Facultät promovirten Anwälte nach sechsjähriger Dienstzeit.

Jedes Collegium wählt aus seiner Mitte in geheimer Abstimmung einen Aufsichtsrath. Dieser wacht über das Decorum und die Unabhängigkeit des Collegiums, schreitet auf dem Disciplinarwege gegen Mißbräuche und Unterlassungsfünden der Advokaten ein und vermittelt auf Verlangen

zwischen Clienten und Advokaten. Als Strafen stehen ihm zu Gebote: Verwarnung, Zurechtweisung, Suspension vom Amte bis zu sechs Monaten und Streichung des Namens aus dem Album. Von den Entscheidungen des Aufsichtsrathes ist eine Berufung an den Appellhof, von dort an den Cassationshof gestattet. Die Ordnung der Anwälte ist fast ganz dieselbe.<sup>1)</sup>

Die Zahl der Anwälte und Advokaten ist unbeschränkt:<sup>2)</sup> doch dürfen Anwälte nur in dem Appellhofe und Tribunale, zu dem sie gehören, auftreten, während Advokaten vor jedem Gerichtshofe oder Tribunale des Königreichs vertheidigen können, nur dafs zur Vertheidigung vor einem Appellhofe eine vorausgegangene fünfjährige Dienstzeit erfordert wird.

Dafs ein Mann jene beiden Professionen in sich vereinigen könne, wird nicht wenig getadelt. Denn der Anwalt, sagt man, bereitet den Prozeß vor und entwickelt ihn, verfaßt die nöthigen Aktenstücke, läßt sie bekannt machen, und stellt die nöthigen Untersuchungen an, um die Thatfachen ans Licht zu bringen. Der Advokat dagegen unterstützt den Anwalt auf dessen Ersuchen durch sein juristisches Wissen, verfaßt die Denkschriften und resumirt den Prozeß. Beider Thätigkeiten sind also sehr verschieden und aus der Vereinigung derselben in einer Person entsteht die Gefahr, dafs der Anwalt den Advokaten spielt und so die Interessen seiner Clienten schädigt. Das Gesetz verkannte diese Gefahr nicht, wollte aber den Parteien die Wahl ihrer Rechtsbeistände überlassen.

Ein Anwalt wird nicht erfordert vor den Handelstribunalen und vor den Prätores, immer jedoch vor Civiltribunalen und Appellhöfen; die Hilfe eines Advokaten ist nur vor Cassationshöfen und in Strafprozessen nöthig. Die Vertheidigung unbemittelter Leute müssen nach dem Gesetz von 1865, das hierin dem frühern toskanischen Gesetze folgt, Advokaten und Anwälte der Reihe nach ohne Be-

---

1) Anwälte und Advokaten müssen gemeinschaftlich für die Kosten des Collegiums aufkommen und haben die vom Aufsichtsrath für die Bibliothek u. s. w. bestimmten Beiträge zu entrichten.

2) In Neapel steigt ihre Zahl auf etwa Tausend, und im übrigen Italien finden wir sie im Verhältniß nicht viel weniger zahlreich. Bringt dieser Zustand, wie Manche meinen, eine soziale Gefahr mit sich?

zahlung übernehmen und erhalten dafür vom Staate keine Vergütung.

Ein Gesetzentwurf über das Notariat wurde schon 1868 vom Senat angenommen; er wurde nochmals vor die Kammer gebracht, konnte aber nicht berathen werden; der energische Minister Vigliani überwand endlich alle Schwierigkeiten und das Gesetz wurde am 25. Juli 1875 veröffentlicht. Darin werden die Notare für öffentliche Beamten erklärt, welche Verträgen zwischen Lebenden oder letztwilligen Verfügungen gerichtliche Giltigkeit verleihen, die betreffende Urkunde aufbewahren und auf Verlangen Copien, Certificate und Auszüge davon machen.

Die Zahl der Notare, welche beschränkt ist, sowie ihr Aufenthalt werden durch königliches Dekret bestimmt; diese Bestimmungen können unter gewissen Bedingungen alle zehn Jahre geändert werden. Um Notar sein zu können, muß man Bürger sein, das 24. Jahr zurückgelegt, die durch das Gesetz vorgeschriebenen juristischen Studien gemacht, zwei Jahre lang bei einem Notare praktisch gearbeitet und dann ein Examen vor einer Commission, die aus Appellgerichtsräthen, Mitgliedern der Anwaltschaft und Notaren gemischt ist, glücklich bestanden haben. Die Notare werden durch königliches Dekret auf Lebenszeit ernannt. Bevor sie ihre Thätigkeit beginnen, haben sie Bürgschaft zu stellen und einen Eid zu leisten und empfangen das Siegel oder das Copistenzeichen. In jedem Tribunalsdistrikte besteht ein Notaren-Collegium mit einem aus ihrer Mitte gewählten Aufsichtsrath, der etwa dieselben Befugnisse wie der der Advokaten und Anwälte hat. Jedes Collegium hat ein unter dem Aufsichtsrath stehendes Archiv, worin die Originale, Urkunden, Copien und Notariatsiegel aufbewahrt werden, wenn die Notare gestorben oder aus dem Amt geschieden sind. Man hat das Recht gegen die Zahlung einer Abgabe in den Archiven aufbewahrte Urkunden einzusehen und authentische Abschriften davon machen zu lassen. Das Justizministerium übt die oberste Aufsicht über alle Notare, Räthe und Archive und kann nach Ermessen Inspectionen anordnen. Dieselbe Aufsicht steht den Appellhöfen, den Civiltribunalen, (den Oberstaatsanwälten) und den Staatsanwälten zu. Der Notar, welcher in irgend welcher Weise



sein Amt verletzt oder das Geld des Collegiums, welchem er angehört, angreift, ist den Disciplinarstrafen unterworfen, die das Gesetz bestimmt.

---

Wenn unsere Beschreibung der allgemeinen Gerichtsordnung in Italien für einen, der auch diesen Theil des öffentlichen Rechts und der Verfassung des jungen Reiches kennen lernen will, wohl genügt, so ist sie freilich nicht hinreichend für einen, der die damit zusammenhängenden umfangreichen und schwierigen Aufgaben von Grund aus studiren will. Wir hoffen jedoch gezeigt zu haben, daß sich Italien auch auf dieser Seite seines öffentlichen Lebens weder der Lösung der Aufgaben noch der darauf verwandten Arbeit zu schämen habe, daß sich in den Verhandlungen über die oberste Gerichtsbehörde, über die Verfassung und Competenz der Staatsanwaltschaft, über das Verhältniß der Gerichts- zur Verwaltungsbehörde und über die Zusammensetzung des Geschwornengerichts reiche Beweise politischen Verstandes finden und daß in ihnen jene juristische Weisheit welche Italiens Namen stets Achtung und Verehrung erworben hat, von Neuem offenbar geworden ist.

Florenz, Januar 1877.

Odoardo Luchini.

---

## Italiens moderne Lyriker.

---

„Welchen Einfluß übte denn die geistige Wiedergeburt Italiens auf die Barden der Neuzeit aus? wie verhält sich wohl die moderne Lyrik seit 1860 zu Foscolo's Sepulcral-Poesie und Leopardi's verzweifelter Nihilismus?“ so fragen die deutschen Landsleute, welche mich im „schmalen, meer-umspülten Lande“, meiner zweiten Heimath, besuchen; meistens geschieht es jedoch im lauen Tone conventioneller Pflichterfüllung, — wie man etwa nach dem Befinden gleichgültiger Personen fragt, wann es der Umstand erfordert, — kein innerer Herzenstrieb und Wissensdrang dictirt die Frage; nicht selten wird die Antwort überhört oder gar nicht abgewartet. Summa summarum: sie fragen doch! immerhin anerkennenswerth im eisernen Zeitalter der Poeten, wo die allgemeine Theilnahme für dieselben eine so ausgesprochen frostige ist; wo die ganze Stimmung sich der Lyrik mehr und mehr entfremdet, ja selbst die Jugend seltener und seltener Verse liest, geschweige abschreibt und zum eignen Entzücken auswendig lernt, wie es vor 20 Jahren der Brauch... (vom Verleger gar nicht zu reden, der dem Sänger höflich die Thüre weist, wenn Letzterer so naiv ist, sein Manuscript ohne 2—300 Thaler Ausstattungsgeld zum Druck anzubieten...). So entschieden ich mich nun aller Zeit hüten würde, abgehetzte Touristen beim Wort zu nehmen und mit Auseinandersetzungen über die „neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete italienischer Literatur“ noch mehr zu ermüden, so giebt mir dennoch jenes Fragen ins Blaue hinein den Muth, das Thema: „Was dichtet und trachtet Italien seit 1860“ in nachstehenden Zeilen — wenn

auch nur skizzenhaft — zu erörtern. Unter tausend Gleichgültigen befindet sich ja immer eine gute Anzahl derjenigen, welche dem „heiligen Vater Apollo“ treu blieben und die blaue Blume nicht ganz vergaßen über Fachwissenschaft und Politik, über ethische und religiöse Zeitfragen; welche inmitten aller Tagesblätter und illustrierten Journale sich ein Privat-Herz für gebundene Rede erhielten und gelassen für „unmodern“ gelten, weil sie zur Erholung lieber Poesie statt Prosa lesen... Für Solche lohnt sich's der Mühe, ein großes Land, was von jeher durchgeistigt war, nicht nur in commerzieller und politischer Hinsicht zu prüfen, sondern auch in seinem fortschreitenden Bildungsgang.

Bevor wir indeffen unsere kleine Rundschau halten, sei zur allgemeinen Orientirung ein kurzer Rückblick auf die Vorgänger der gegenwärtigen literarischen Koryphäen gestattet.

Nach Alfieri's Tode fanden fast alle bedeutenden italienischen Poeten in Deutschland Eingang: Monti, der Verfasser des „Aristodemus“ (schon durch Goethe's italienische Reise für uns besonders anziehend); Foscolo mit seinem „Jacopo Ortis“, dem sogenannten „italienischen Werther“; vor Allen Manzoni und „die Verlobten“; schließlich fanden auch Leopardi's Werke jenseits der Alpen Verbreitung. Allein für die darauf folgende Schule von 1830 bis zum verhängnisvollen Jahre 1848 erlahmte die Theilnahme. Damals beherrschten die französischen Romantiker ausschliesslich das deutsche Lesepublikum; wie zündend Pulver schlugen sie bei uns ein, die Feuerbrände gallischer Poesie; neben V. Hugo, Musset, de Vigny, Dumas, Sainte-Beuve konnte die moderne italienische Muse nicht recht aufkommen, und während die appenninische Halbinsel ihrerseits der deutschen Literatur sehr fremd blieb — in Folge der Wiener Verträge in allem Deutschthum nur den Fremden, den Tyrannen, den *tedesco* sehend, — während dessen nahm die Mode, italienisch zu lernen, auch in unserm Vaterlande mehr und mehr ab; war *la bella Italia* doch politisch null und nichtig... „ein geographischer Begriff“, um an den bekannten Ausspruch Metternich's zu erinnern. Man glaubte, jener schöne Himmelsstrich könne nur noch Melodien hervorbringen wie Bellini, Rossini, Donizetti be-

wiesen... „denn Gedanken stehen zu fern“, sagte man mit L. Tieck und lernte höchstens ganz oberflächlich die Texte der Favorit-Opern auswendig, um dem Gefanglehrer Ehre zu machen.

Nichtsdestoweniger waren es tüchtige Kämpfer, welche zur Zeit des politischen Siechthums in die öffentlichen Schranken traten und mit Feuerzungen die patriotischen Rechte vertheidigten: an ihrer Spitze der originelle Giuseppe Giusti, ein Toscaner, welcher noch bei Lebzeiten Leopardi's seine ersten Satiren und Gedichte im Vieufseux'schen Kreise vorlas; bekanntlich vereinte jener Kreis alle Schöngeister von nah und fern unter der Aegide Nicolini's; Manzoni nahm von Mailand aus regte Theilnahme an der poetischen Tafelrunde und war ausserdem persönlich befreundet mit Giusti; Letzterer fiel allerdings oft aus der Rolle und erschien keineswegs als hoffähiger Ritter, sondern als Raufbold und Schlagetodt unter seinen Collegen; ihm diente die spitze Feder als Waffe gegen den Babbo (Großherzog von Toscana) und den Lazzarone (König von Neapel)... oft verwandelte sich die schneidige Waffe in eine Keule, welche wuchtige Schläge austheilt; nicht mit den Großen allein, auch mit seinen Mitmenschen geht er scharf ins Gericht; besonders deckt er die sozialen Zustände Italiens auf; so im Gedicht „*il ballo*“, wo er für einen Bauertölpel gilt, weil er in guter Gesellschaft italienisch nicht französisch spricht. Anderweitig ruft er voller Empörung aus: „Wer zum Polischinell geboren ist, verkauft sich als Messias“. Ekelerregend ist ihm die Sucht der Italiener, überall Gemeinplätze anzubringen, sich mit hohlen Phrasen abzufinden: „Kein Esel“, sagt er, „kann bei uns crepiren und ungeschoren zum Teufel gehn, man ruht nicht, bevor eine pomphafte Inschrift auf seinem Grabsteine prangt“. Diese Keckheiten imponirten nicht allein Klassikern und Romantikern, sie erquickten und verschafften Giusti selbstverständlich Popularität. Durch einzelne Verse seiner „Krönung“ weht gradezu ein Dante'scher Hauch; allein dies ist nicht durchgängig bei seinen Gedichten der Fall; oft giebt er uns gereimte Prosa statt wirklicher Poesie; auch ergeht er sich — wie z. B. im „Brindisi“, in der „Einkleidung“ — viel zu sehr in die Länge und Breite. Lord Byron predigte

immer „kurz und knapp abgerundet“ . . . fogar der Titel durfte nach seiner Ansicht nicht lang sein. Irrthümlicher Weise vergleicht man den herben, schönungslosen Toscaner mit dem jovialen, leutseligen Béranger! wo in aller Welt ist bei Giusti von überquellender Frische und Freudigkeit die Rede, von heller Lebenslust und lebenswürdiger Schelmerei? Auch ist die Tendenz beider Dichter eine völlig verschiedene: Giusti ist ein sozialer Reformator, während Béranger sich begnügt, ein Chanfonnier zu sein; als warmer Patriot besingt er die alte Garde, welche die Sonne von Mefsidor und Austerlitz gesehen, aber Frankreichs soziale Schäden rauben ihm nicht den erquickenden Schlaf; theilt er jemals einen Hieb aus, so ist's mit Blumenzweigen: seine ganze Wesenheit ist liebevoll und wohlwollend . . . sein Refrain: „*Ma foi, moi je m'en moque*“ trägt den Stempel der Gemüthlichkeit, der frohen Lebensweisheit.

Noch weit hinkender scheint mir der Vergleich zwischen Giusti und Alfred de Musset, besonders wenn behauptet wird, — wie in manchen literaturgeschichtlichen Werken der Gegenwart — Giusti überrage an Genie den Sänger der *contes d'Espagne* und ver falle nie in dessen Fehler!! Der Italiener ist allerdings keufcher und mäfsiger, aber auch viel unliebenswürdiger als der französische Lyriker, dem ja ein krankhafter, liederlicher Zug nicht abzusprechen ist, der aber trotz alledem ein voller, gottbegnadeter Dichter bleibt. Eher liesse sich zwischen Giusti und Herwegh eine gewisse Verwandtschaft herausfinden; ihr Standpunkt ist ein und derselbe, nur fliessen die „Lieder eines Lebendigen“ rascher und melodischer dahin als Giusti's ermüdende Poesien, von denen Paul Heyse neuerdings mit grossem Geschick einige übersetzte.

Da wir einmal von falschen Vergleichen reden, so möge auch hier ein Wort über die hergebrachte, doch gänzlich usurpirte Aehnlichkeit zwischen Leopardi und Byron oder Shelley seinen Platz finden: für die Mehrzahl der Italiener besteht zwischen dem schwer geprüften Sänger von Recanati und den beiden Briten nicht der geringste Unterschied. Wer Letztere und Leopardi partheilos gelesen, wird zu jener Behauptung die Achsel zucken . . . auf die Gefahr hin, gesteinigt zu werden. Erstlich war Leopardi bei weitem

mehr Philosoph und Patriot, als Poet, was Niebuhr richtig erkannte, indem er den jungen Gelehrten aufforderte, als Professor griechischer Philosophie nach Berlin zu gehn. Dafs Leopardi's „Dialoge“ mit Plato, seine „Fragmente“ mit Pindar verglichen werden, ist verständlich; unsinnig dagegen, ihn stets mit Byron und Shelley in einem Athem zu nennen, mögen sich alle Drei in gewissen Anschauungen immerhin begegnen; aber selbst der Welt Schmerz äufert sich bei ihnen ganz verschieden: bei Lord Byron in einer grofsartigen Blafirtheit . . . „Ich liebte nicht die Welt, die Welt nicht mich“, sagt der Sänger des Child Harold . . . er ist unglücklich, immer er, mag er nun Lara, Conrad oder Cain heifsen. Leopardi sagt: „Wir Alle sind elend“ . . . der Menschheit ganzer Jammer erfüllt seine Seele; während aber Byron trotz Lebensfäthigkeit und Verzweiflung in strahlendsten, glühendsten Farben malt, uns Zauberwelten öffnet, be rauschend und beseligend wie die Wundergärten des Alten vom Berge, während dessen stöhnt Leopardi: „die Welt ist Schmutz“ und starrt ins Wesenlose; ihn umgiebt eine Dürre, eine Oede, welche seine blinden Anhänger an die grandiose, römische Campagna erinnern mag, uns Germanen jedoch so wenig anspricht als anheimelt. Ganz und gar fehlt ihm das dämonische Element, (was wir überhaupt an keinem italienischen Dichter wahrnehmen), und in Folge dessen jene unwiderstehliche Leidenschaft, welche alle Fibern beben macht. Man entgegnet mir vielfach, Leopardi habe es verschmäht, aus seiner Muse eine Sirene, eine Verführerin zu machen, sie mit wollüstig duftenden Blumen zu kränzen . . . er sei zu erhaben, zu sittlich rein gewesen, zu sehr ein Freund hellenischer Plastik. Thatfache ist, dafs ihm die eigentlichen Fähigkeiten zum Lyriker fehlten; er sang uns kein Lied, wovor uns das Herz aufgeht; er hebt uns nie empor in den Eliaswagen der Begeisterung . . . alle Anerkennung übrigens seiner grofsen edlen Seele, seiner staunenswerthen Gelehrsamkeit und der streng klassischen Form seiner wenigen poetischen Erzeugnisse (es sind ungefähr 40 an der Zahl). Und wie verhält er sich zu Shelley? zu der souveränen Gewalt jener dunkeln Zaubermelodien, welche der tiefsinnige Atheist in fremden, fernen Sphären erlauchtete? Leopardi ist hoffnungslos wie er und sagt mit anderen Worten die-

selben Blasphemieen; auch ist der Eine wie der Andre des Griechischen wie seiner eignen Sprache mächtig und geht vollständig auf in der Welt der Hellenen; trotzdem genügt weder die Skepsis, noch das positive Wissen Leopardi's, um demselben die geistige Titanenstärke des Jüngling-Mannes angedeihen zu lassen, des idealen Heiden, der den unsterblichen „*Prometheus unbound*“ gedichtet. Leopardi's „Wette des Prometheus“ hat mit Shelley's Drama nichts gemein.<sup>1)</sup>

Doch zurück zu den italienischen Poeten, welche Leopardi unmittelbar folgten:

Nicht lange nach Giusti's Erscheinen (1841) debutirte ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling mit einem erzählenden Gedicht „Edmenegarda“ und eroberte im Sturm alle Herzen. Der junge Verfasser hieß Giovanni Prati, gebürtig (1815) aus dem italienischen Tyrol. Diese Novelle in Versen war in ihrer Art das Erste, was dem mit patriotischen Hymnen und Oden durch Berchet und Konforten überfütterten Italien geboten wurde; im Familiären, Alltäglichen des Sujets lag eine unwiderstehliche Anziehungskraft für das Publikum, namentlich für die Frauen; Francesca da Rimini, Pia de'Tolomei im mittelalterlichen Gewande, Clorinde im glänzenden Harnisch war ihnen doch fremd und unnahbar geblieben; Edmenegarda in ihren modernen Kleidern wurde sofort ihre Freundin, ihre Schwester . . . sie litten und weinten mit dieser Unglücklichen, welche ihrer Schwäche erliegt und vom Schicksal unerbittlich bestraft wird.

Schön aber können wir Deutschen dies Gedicht mit dem besten Willen nicht finden; abgesehen von der natürlich dahin fließenden Diction und der blühenden Sprache, bewundern wir wenig an diesem Erstlingswerk . . . diese Frau, welche ihrem Mann, ihren Kindern durchgeht, — und zwar unmotivirt, denn ihre Leidenschaft für den Verführer erscheint wie ein „müßiggängerischer Hang“ — und zuletzt, nachdem der Liebhaber sich ruinirt, durch Hunger getrieben zum Ehemann zurückkehrt, von diesem aber fortgewiesen wird — das ist uns unmöglich und scheint uns keine tragische, sondern schlechtweg prosaische Situation, aus welcher

---

1) Auch von diesen Dialogen erschienen Heyse'sche Uebersetzungen in der „deutschen Rundschau.“

wir uns schlieflich hinwegsehen nach Ugo's Schaffot, nach Mazeppa's Rofs und dem Dolch des Giaour.

Bei alledem erwies sich das Gedicht als ein glücklicher Wurf, und Lorbeerkränze flogen dem künftigen *caposcuola* entgegen; denn trotz der Geschmacklosigkeiten versprach „Edmenegarda“ der Zukunft viel. Bald entwickelte Prati in der Ballade sein eigentliches Talent; Percy und Walter Scott's „Minstrel“ wurden seine Vorbilder; meisterhaft überfetzte er Bürger's „Lenore“; unter den ambulanten Bibliotheken italienischer Eisenbahnhöfe entdecken wir stets Exemplare der Geister-Mähr mit effectvollen Illustrationen. Blättern wir in den drei starken Bänden der Prati'schen Poesien (*Storia e Fantasia — il Conte verde — Legende — Sonetti*) so überrascht uns vieles Pedantische, Altfränkische . . . allerdings hin und wieder Strophen von entzückender Schönheit und reizendster Harmonie. Auch in Uhland's Fußstapfen tritt der Poet nicht selten, doch schwerfälliger, breitspuriger; gern verkehrt er mit Vampyren, gefangnen Nonnen und Gespenstern. Wir empfinden beim Lesen seiner Schauerromane in gebundner Sprache dieselbe Ungeduld und gleichzeitig dieselbe gewisse Rührung, welche uns Kinder der Neuzeit beim Anblick der Gemälde von Sohn, Th. Hildebrandt, Wach, Nerenz u. f. w. ergreift. Durchwandeln wir in Berlin jene Säle, wo die Galerie des verstorbnen Consuls Wagner Platz gefunden, betrachten wir die ausdruckslose „Lautenpielerin“ mit dem obligaten Stirnband, die steifen „Leonoren“, die süßlichen „Mädchen am Brunnen“, die verhimmelnden Burgfräulein und rosenwangigen Armbrustschützen, so begreifen wir nicht den beispiellosen Erfolg dieser Schule, — ihr Hauptsitz war in Düsseldorf — und das Kritiker wie Joh. Gottfr. Schadow, Geister wie Schleiermacher, Weltweise wie Humboldt ganz darin aufgingen, während uns die schablonenhaften Blondinen und Brünetten höchstens an Stickmuster, Kaffeebretter, polirte Nähtischchen im Haushalte längst verwitterter, alter Tanten erinnern. Doch Geduld! unter all den theatralischen „Banditen“ und falschen „Italienerinnen“ leuchtet uns plötzlich in unverwelklicher Frische und Liebenswürdigkeit Hildebrandts „Krieger mit dem Kinde“ entgegen; Steinbrück's „Elfen“ plätschern im Wasser und bringen dem staunenden Erdenkinde Perlen und Corallen; Mücke's Engel tragen



liebevoll die h. Catharina zum Himmel empor . . . wir übersehen, daß sie Wachsköpfen im Friseur-Schaufenster gleichen, und halten uns an die holdfelige Poesie des Ganzen . . . genug, die Popularität der Romantiker offenbart sich nach und nach uns superklugen Beschauern; mehr noch: wir können uns der Zärtlichkeit und Sympathie kaum erwehren, ja manches Opus der realistischen Gegenwart scheint uns verzweifelt profaisch, um nicht zu sagen brutal, im Vergleich zur Geschmacksrichtung von 1830—48.

Genau in derselben Weise gewinnt uns Prati mit seinen Balladen, Carmen, epischen Fragmenten. Sein Hymnus an Fanny Elsler sündigt durch Länge und Breite, enthält aber Stellen wahrhaft heiliger Begeisterung. Wie tief empfunden ist das Sonett „*Tasso in Ferrara*“! Auch seine patriotischen Gedichte, „der Angeber“ (*il delatore*) u. s. w. üben eine starke Wirkung auf den Leser aus. Sein größter Triumph war ihm jedoch für eine viel spätere Zeit aufgehoben; seltsamer Weise steigern sich Prati's geistige Fähigkeiten, statt abzunehmen. Alles geht bei ihm in aufsteigender Linie; während im Allgemeinen der Liederbronnen anderer Barden mit den reiferen Jahren und dem bleichenden Haupthaar versiegt, sprudelt der Prati'sche desto unermüdlicher und alle Farben des Regenbogens spiegeln sich magisch in seinen Schaumperlen; bekunden die Jugendwerke oftmals eine gewisse Anstrengung, so erscheint seine „Psyche“ (ein starker Band Sonette) und Alles, was er in den letzten zehn Jahren sang, aus einem Gusse. Doch davon später!

Während nun Giusti's und Prati's Lieder mehr und mehr um sich griffen und jeder der beiden Poeten auf seine Weise das Publicum beschäftigte, ließen sich auch schon Mamiani, Rosetti, Revere, Aleardo Aleardi und Dall' Ongaro vernehmen.

Graf Terenzio Mamiani della Rovere, (geb. 1800 zu Pefaro,) der Freund und Gesinnungsgenosse Auguste Barbier's, zählt noch heutigen Tages zu den glühendsten Patrioten der appenninischen Halbinsel und nimmt gleichzeitig als Philosoph und Poet eine geachtete Stellung ein. Schon im Jesuitencollegium seiner Heimath entwickelten sich seine idealistischen und zugleich reformirenden Ansichten hinsichtlich einer neuen Philosophie; ebenso drängte es ihn, die erhabnen Gefühle seines Innern poetisch zu gestalten. Oft

gelang es ihm, des Abends seinen Zuchtmeistern zu entweichen und im Schauspielhause einer Alfieri'schen Tragödie beizuwohnen . . . genau wie der kunstliebende Held des anziehenden Romans von Alex. Dumas, „*Olympe de Clèves*“. Zu Anfang der zwanziger Jahre trat er öffentlich als Redner, Denker und Dichter hervor; zunächst waren es die unterjochten Griechen welche er in einem poetischen Aufruf dem Czaren Alexander anempfahl; die „Carmen“ und „geheiligten Hymnen“ des jungen Eklektikers wurden von Gioberti, Leopardi u. A. mit Virgil und Kallimachos verglichen, hätten jedoch in Deutschland schwerlich mehr als einen Achtungserfolg davon getragen; Italien verträgt nicht allein, es verlangt rhetorische Phrasen, während wir dieselbe sogar unfremd glorreichen Schiller zum Vorwurf machen. Mamiani's Form ist von jener vollendeten Eleganz, welche Platen auszeichnet, indeffen stehen die „Zehn Sonette an Santa Croce“ weit, weltweit hinter den „venetianischen Sonetten“ zurück und selbst die berühmte „Aufonia“ zwingt uns nur laue Theilnahme ab. 1831 betheiligte sich der Befähigte an der provisorischen Regierung zu Bologna und mußte bald darauf in die Verbannung gehn; er wählte Paris zu seinem Aufenthalt, lebte den Musen, ethischen und metaphysischen Forschungen. Im Frühling 48 berief Pius IX. — damals noch der Messias aller Liberalen — den befähigten Mamiani nach Rom und ernannte ihn zu seinem Minister. 1849 genehmigte Carlo Alberto die Rückkehr des Verbannten nach Piemont; in Turin, Genua, Mailand, Florenz förderte er alle wissenschaftlichen und philosophisch-litterarischen Vereine; für das Königreich Italien wirkte er unermüdlich als Gesandter in Athen und Bern, als Vicepräsident des italienischen Senates und Berichterstatter des berühmten Garantiegesetzes.

Von gänzlich anderm Schlage — nämlich vollkommen subjectiv und eben deshalb ächt lyrisch — waren die Gedichte des jungen Grafen Aleardo Aleardi (geb. zu Verona 1814). Er malte nicht mit Guache-Farben, wie Giusti; er vermied das grelle Kolorit und die starken Schatten der Prati'schen Sensationsstücke, er gab faubre Aquarelle, Albumblätter für den Salon und den Toilettentisch. Anfangs vermochte er nicht recht aufzukommen vor der allgemein vergötterten „Edmenegarda“, wenigstens nicht mit seinen poe-

tischen Erzählungen. Desto mehr entzückten seine „Lieder“; durch seine anmuthigen Romanzen wurde er der Lieblingsdichter der Frauen, wie gleichzeitig bei uns der melodische Geibel; Beide sind Sänger zarter Herzensempfindungen. In den *Lettere a Maria* vergleicht Aleardi sich und seine Geliebte mit zwei Inseln, welche durch Meereswellen getrennt, sich dennoch gegenseitig ihre schönsten Blumendüfte zuwenden, sich auf diese Weise grüßen und in Farben und Lichtern sich zulächeln. Er verklärt die menschlichen Gestalten — wie gewisse idealistische Maler — bis zur Unkenntlichkeit, so Rafael und die Fornarina u. s. w. Er wiegt uns auf duftenden Blumenzweigen im Tacte honigfüßer Melodien, aber es überkommt dabei den Leser — mag er noch so poetisch fühlen — Ueberdruß und Langweile; mit Heine's Tannhäuser ruft jeder Staubgeborne nach solcher Lectüre: „Ich schmachte nach Bitternissen;“ und treffend bezeichnete ein Italiener diese Gedichte an Elifa und Maria als *Rahat locum* (Mundvoll Glück), ein orientalisches Confect, was auf der Zunge zergeht, jedoch augenblicklich durch seine Süßigkeit anwidert. Trotz diesen sentimentalen und aristokratischen Allüren schlug ein männliches, freiheitstrunknes Herz in des Jünglings Busen und neben den schmachtendsten Liebesklagen entstanden die kühnsten, freisinnigsten Gedichte. Dies genügte, der österreichischen Polizei den Grafen zu verdächtigen; man witterte in dem lebenswürdigen Veronefer einen Hochverräther und erschwerte ihm das Leben auf alle erdenkliche Weise; wohl liefs man die blauen Libellen, die neckischen Undinen, die er vorzugsweise in den „Liedern“ feiert, unangefochten; desto strenger maßregelte die Censur jedes seiner Geistesproducte sobald dieses nur annähernd politischen Characters war. Ungebeugt hielt Aleardi Stand gegen Warnungen und Drohungen; endlich gelang es seinen Gegnern ihn als Gefangnen nach Mantua, später nach Josephstadt zu bringen. Erst der Tag von Villafranca befreite ihn, den schon Freunde und Verwandte als dem Tode geweiht beweinten; schwerlich hätte der gegen ihn eingeleitete Prozeß ohne die Amnestie ein gutes Ende genommen! 1864 erhielt der befreite Märtyrer der heiligen Sache die Professur der Aesthetik zu Florenz als würdiger Nachfolger Niccolini's und Giudici's. Balzac sagt: *le bonheur tue le poëte*; die Er-

fahrung lehrt, daß er vollkommen Recht hat; im Behagen verweicht der Genius, seine Fittiche verlieren die Schwungkraft, nur aus heißen Kämpfen geht er siegreich hervor; in der Leidenschule vollzog sich an Aleardi's Talent jener Läuterungsprozeß, den wir gleichfalls an Emanuel Geibel wahrnehmen indem wir dessen volltönende „Juniuslieder“ mit den ersten rosenfarbnen Klanggeistern der Jugendzeit vergleichen; dem deutschen Lyriker mögen seelische Prüfungen, innres Ringen den Pfad zum Erhabnen gewiesen haben; den veronesischen Agitator schmiedete zweijährige Kerkerhaft zum Manne und wahren Poeten. Aleardo Aleardi ist ausgesprochen anti-katholisch; wie Julian Apostata opfert er den vertriebnen Göttern und setzt sie in die alten Rechte ein, wogegen Giovanni Prati von jeher — trotz Freiheits- und Vaterlandsliebe — an der alleinseligmachenden Kirche festhielt, den mystisch-sinnlichen Reiz des lateinischen Ritus poetisch verklärend. Die Einleitung des Aleardi'schen Gedichtes auf den Tod der Bianca Rebizzo (einer gelehrten Genueserin, in deren Hause Mamiani 1850 die Academie der italischen Philosophie begründete, und Verwandte jenes Marchese Rebizzo, welcher Paganini's unzertrennlicher Begleiter war), ist ein Gegenstück zu Schiller's „die Götter Griechenlands“ . . . Reflexion und Begeisterung verschmelzen harmonisch darin. Außerordentlich gewinnen seine Gedichte sobald Aleardi sie selber recitirt; angenehmes Organ, geistvolles Mienenspiel, jugendlich leuchtender Blick bringen dieselbe bezaubernde Wirkung hervor durch welche Ludwig Tieck noch im Greisenalter sein Auditorium electrifirte; besonders Reiz üben daher auch seine Vorlesungen über Kunst und Literatur der Alten auf die Hörer aus. Daß man den Grafen früher als den bedeutenderen Rivalen Prati zum Senator ernannte erregte Aufsehn, doch keine Mißgunst; man gönnte der allgemein beliebten Persönlichkeit den Vorrang.

Unter den unzähligen Opfern der lombardisch-venetianischen Fremdherrschaft befand sich auch der Volksdichter und Kunstreferent Francesco Dall' Ongaro (geb. im Friaul 1808, gest. zu Neapel 1873). Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Kampf gegen die Unterdrücker seiner weltverbessernden Ideen, gegen persönliche Neider und gegen Armuth, aber er kämpfte ohne Galle, mit Resignation und

Zuversicht; dabei half er Allen mit Rath und That, ja fast immer theilte er sein bescheidenes Mahl mit den Bedrängten, welche an seine Thüre klopfen.

Toleranz und Humanität waren von jeher sein Evangelium, bereits im Seminar *della Salute* zu Venedig, wo er sich für den geistlichen Stand vorbereitete. 1838 feierte der junge Kleriker einen großen Triumph mit seinem erschütternden Drama „Il Fornaretto“ (Der Bäckerjunge), welches die Todesstrafe überzeugender bekämpft als seitdem Jahr aus Jahr ein die glänzendste Beredsamkeit berühmter Parlamentsmitglieder. Dall' Ongaro hatte den ächt volksthümlichen Stoff den venetianischen Criminalacten entlehnt; in dem hinreißenden Schauspieler Gustavo Modena fand er den geeigneten Darsteller seines unschuldig hingeschlachteten Landsmannes. Der „Fornaretto“ wurde bahnbrechend für eine neue Schule von Bühnendichtern; sie brachen mit dem hergebrachten Classicismus und wendeten sich vaterländischen Stoffen zu. Dall' Ongaro's Drama ist zwar ein sogenanntes Rührstück, allein es bekundet jugendliche Frische und männliche Kraft; es hat nichts Ungefundes an sich.

Als bald darauf die jugendschöne Adelaide Ristori am Theaterhorizonte zu glänzen begann, schrieb er für sie eine „Bianca Cappello;“ für Tommaso Salvini zwei Lustspiele (dem Menander nachgedichtet), „Fasma“ und „Der Schatz.“ Die vielfachen „Balladen“, welche leicht und beflügelt seiner Feder entfloßen, erhielten ein reizvoll eigenartiges Gepräge durch den italienischen und slavischen Charakter der in ihnen zum Ausdruck kommt. Illyrien und Dalmatien lieferten dramatisch bewegte Motive; Wolfgang Müller von Königswinter und Heyße bewiesen durch ihre „Margherita Spolecina“ welche Schätze wunderbarer Poesie auf dem dortigen, wenig ausgebeuteten Boden zu heben sind.

Und wer das Theater nicht besuchte und Dall' Ongaro's Balladen nicht las, der hörte in allen Städten Ober-Italien's seine Stornelli zur Guitarre singen. Der Dichter lebte damals in Triest; ein allzu liberaler Toast jedoch — auf einem Bankett zu Ehren Richard Cobden's — vertrieb ihn 1847 aus der illyrischen Hauptstadt. Die Revolution von 1848 bestimmte ihn, sein geistliches Kleid mit dem Rocke des Weltbürgers zu vertauschen; während Venedig belagert

wurde, redigirte er die Zeitung „Thaten und Worte“ und feuerte täglich den Muth der Einwohner durch seine Artikel an. Nächst dem betheiligte er sich an einer Commission, welche Garibaldi nach Rom sendete; in der ewigen Stadt wurde er und sein Freund, der Maler Agnesi, eifrigste Volksvertreter. Dort entstand sein „Nationales Gebet“, ein Gedicht von weitgreifender Wirkung, und „Der Baum der Freiheit“ mit den populären Strophen an die italienische Tricolorfahne:

Dies ist das Grün unsrer heimischen Auen,  
Dies ist das Feuer der heißen Vulcane,  
Dies ist der Schnee, den auf Alpen wir schauen —  
O wie so glänzend und hell unsre Fahne!

Dies ist das Blut von den Tapfern vergossen,  
Dieses der Lorbeer der Stirnen, der bleichen;  
(Kränzt sie im Tode, die treuen Genossen!)  
Dies ist der Freundschaft untrügliches Zeichen. <sup>1)</sup>

Nachdem die Franzosen von Rom Besitz genommen, ging Dall' Ongaro nach der Schweiz; aber auch von dort ließen österreichische Quälgeister ihn vertreiben. Er irrte in Belgien und Frankreich umher bis er 1859 nach Toscana gelangte, wofelbst Ricafoli den Vielgeprüften als Mazzinist festnehmen ließ, ihn jedoch gleich nach der ersten Unterredung mit einer Professur belehnte. In der provisorischen Hauptstadt überetzte er für Salvini Ponsard's Trauerspiel „Galilei“ und bereicherte die „Nuova Antologia“ durch Aufsätze und Novellen. Sein Salon war der Sammelplatz künstlerischer Autoritäten: Erminia Frezzolini, die italienische Schröder-Devrient, ließ daselbst ihren unverwüthlichen Sirenenfang ertönen; Longfellow kam aus Amerika zum Besuch; aus Deutschland Adolph Stahr, Gottfried Semper, Ernst Förster; aus Ungarn Franz Pulsky; aus Rußland Herzen; aus Frankreich alle Schöngeister und Literaten, welche den Boboligarten und die Uffizien durchschwärmen . . . zuletzt Michelet u. s. w.

---

<sup>1)</sup> In Italien gilt Weiß für das Symbol der Freundschaft und Uneigennützigkeit.

Als Rom sich verweltlichte, sah sich Dall' Ongaro veranlaßt, seine Penaten nach Neapel zu tragen, dort hoffte er ungestört seine Vorlesungen über dramatische Kunst fortzusetzen, die Declamationschulen mit Rath und That zu unterstützen, genug, in Frieden seine Tage zu beschließen. Leider wissen seine Freunde, daß die schönste aller Universitäten nichts als Nadelstiche für den alternden Venetianer in Bereitschaft hielt. Geduldig lächelnd, nach innen verblutend, so schloß er endlich die müden Augen, er, welcher der italienischen Bühne Repertoirestücke geschrieben hatte, wie bei uns Holtei, Laube, Gutzkow . . . er, welcher unermüdlich Kunstrecensionen gebracht, wie Théophile Gautier seit dreißig Jahren als Berichterstatter des *Moniteur* . . . seiner Balladen und Stornelli gar nicht zu erwähnen! —

Ein Zeitgenosse der oben genannten Poeten ist Giuseppe Revere (geb. zu Triest 1812). Sein *Carmen* auf Bartolini's Statue „Gottvertrauen“ gewann ihm die Bewunderung der Geistesautoritäten von Mailand; auch Revere suchte das nationale Drama zur Geltung zu bringen mit seinem „Lorenzino von Medicis“, mit „Sampiero“ u. s. w. Das meiste Glück machten jedoch seine „Sonette“, welche er nach und nach in vier Bändchen veröffentlichte. Während der famosen „fünf Tage“, welche T. Grossi und Andere besangen, befand Revere sich in der lombardischen Hauptstadt; er unterzeichnete daselbst mit vielen Patrioten den Protest gegen die beabsichtigte Fusion der Lombardei mit Piemont bevor Erstere nicht frei vom Drucke der „Fremden.“ Als die schwarzgelbe Fahne wiederum die Stelle des Tricolorbanners einnahm, flüchtete Revere nach der Schweiz um gleich darauf nach Venedig zu Manin zu gehen und schließlich in Rom sein Heil zu versuchen. Die ungünstigsten Verhältnisse wiesen ihn bald nach Ober-Italien zurück; in Genua glaubte er sich geborgen, doch hatte er seine Rechnung ohne den Wirth, d. h. ohne den König von Sardinien gemacht; Carlo Alberto sah in Revere einen Agitator und erleichterte ihm keineswegs den Aufenthalt innerhalb seines Reichs. Erst mit dem Jahre 1851 endeten die Chicanen; man erkannte im Verfasser des „Lorenzo“ eine bedeutende literarische Kraft und gestattete ihm, sich in Turin einen Wirkungskreis zu bilden; bald blühte unter Revere's Leitung die *Revista contem-*

poranea, zu deren Mitarbeitern er Mamiani, Tommaseo, de Sanctis und Coppino erwählte. Ganz neu war dem italienischen Lesepublikum die Art und Weise der Revere'schen Profaschriften; man verglich seine Feuilletons, welche er unter dem Titel „Alpenskizzen“ und „Seestücke und Landschaften“ gesammelt, mit Heine's Reisebildern, mit Sterne's *Sentimental Journey*. — Diese Ueberschätzung mag den Italienern hingehn! Wir verwöhnteren Deutschen sehen nur flachgemalte Bilder ohne Rahmen, ohne logischen Abschluß in diesen Skizzen; uns scheinen sie nicht selten geschmacklos trotz der schönen, knappen Sprache, (ich erinnere nur an den blutigen Kopf der genuessischen Grifette Cäcilia,) anderseits gar zu unschuldig; Heine, der sich in Genua nach seiner „todten Maria“ verzehrt, und der Anbeter Eliza Draper's hätten dem Kapitel „Leidenschaften in Oel“ (*Marine e paesi*) jedenfalls das Gepräge der Passion aufgedrückt; ob sie die Unschuld der verführerischen Paolina, Marchesin von Brignole, ebenso blüthenweis gewaschen und den wahnfinnig verliebten van Dyk als platonischen Liebhaber hingestellt, — das bleibt zu bezweifeln. Die „Plaudereien einer Welle“ (der historischen Welle, in der Fiesco ertrank, welche den Leichnam Carraccioli's dem König Nafone nachtrug,) erheben sich nicht über eine talentvolle Primanerarbeit. Indessen wollen wir Revere's Verdienste nicht schmälern, da er alle Zeit dem Vaterlande ein frisches, förderndes Element war; jedenfalls bemühte er sich seit 1848 den Einfluß deutscher Literatur geltend zu machen; in Mailand, Florenz und Rom entsagte man dem Vorurtheil und wurde unsern Classikern und Romantikern zugänglich; schon 1818 hatte Andrea Maffei Gessner's Idyllen, bald darauf die „Messiade“ übersetzt; Dank seiner gewissenhaften Wiedergabe des „Wallenstein“, der „Maria Stuart“ feierten G. Modena und die Ristori ihre größten Triumphe. Schiller eignet sich fast durchgängig für das glanzvolle, leidenschaftlich vibrirende Idiom des Wälschen; sagte doch August von Platen im Jahre 1827 zu Niccolini: Maffei's „*Sposa di Messina*“ sei schöner als das Original . . . allerdings die kühnste Behauptung, die unser „deutscher Horaz“ jemals aufstellte! Nicht so befriedigend waren Maffei's Leistungen hinsichtlich Goethe's ausgefallen; die Hauptwerke unsres großen Wolfgangs meisterhaft zu übersetzen



blieb dem Marchese Guerrieri-Gonzaga aus Mantua vorbehalten. Unterdeffen versuchten sich Poeten von Fach und Dilettanten wie Prinz Giovanni Torlonia zu Rom mit Uhland, Lenau u. s. w. —

Schriebe ich eine Literaturgeschichte, so müßte ich selbstverständlich die Geisteskinder vieler andern Dichter, Improvisatoren und Poetessen eingehend besprechen; da ich auf sehr beschränkten Raum angewiesen bin, so genügen hier die Namen der Giannina Milli, welche Corinnas Talent befaß und im Vieusseux'schen Salon sehr gefeiert war; der schönen Laura Beatrice Mancini (Gattin des berühmten Rechtsgelehrten und jetzigen Justizministers Pasquale Mancini); des Neapolitaners Gabriele Rosetti, welcher oft im Museum der Sculpturen, dessen Director er war, improvisirte; des Luigi Mercantini aus Palermo. Sie Alle erlebten zur Zeit ihrer geistigen Vollkraft das erlösende Jahr 1860.

Natürlich überwog fortan die politische Dichtung die lyrische. Kein Barde, keine poetisch begabte Frau, welche nicht den König Ehrenmann und den neuen *gran capitano*, den geliebten Garibaldi in Versen verherrlichte. (Siehe: *I poeti della Patria, Napoli* 1863.) Mercantini lieferte die Worte zur weltbekannten Garibaldi-Hymne, die freilich wenig Anspruch auf literarischen Werth machen und in freier, deutscher Uebersetzung schwungvoller klingen als im Originaltext. Nur ein Thema gab es in den ersten Jahren des sechsten Decenniums, „das auferstandne Vaterland;“ der allgemeine Rausch gestattete nicht, von Privat-Freuden oder Leiden öffentlich zu singen und zu sagen.

Während dieser Phase überfüllender Hochgefühle reiften die Talente dreier junger Dichter, Dichter, welche uns zwingen, still zu stehen und ihnen zu lauschen: ihre Namen lauten Bernardino Zendrini, Giacomo Zanella und Giosuè Carducci.

Es wird uns schwer, von Letzterem nicht sogleich zu sprechen, denn er steht in erster Linie; die beiden Andern, welche er um Kopfeslänge überragt, müssen unbedingt vor ihm zurückweichen, — ja, die feinsten deutschen Kritiker sagen sogar, seit Heine habe Europa kaum einen ähnlichen Dichter wie Carducci aufzuweisen. Da jedoch Ingverwurzel und Cayenne-Pfeffer den Gaumen derartig reizen, daß alles

Andere danach unschmackhaft scheint, so beginnen wir, der Ordnung halber, mit weniger beißender Speise, wenngleich sie pikant genug ist; denn Zendrini's Hauptverdienst ist die Uebersetzung des „Buchs der Lieder“ und der übrigen Heineschen Gedichte mit Ausnahme des „Romanzero.“ Er hat den „letzten Fabelkönig eines verfunkenen Traumreichs“, wie sich Heine scherzend nannte, vollständig in Italien eingebürgert . . . kein geringes Verdienst! Noch bevor der junge Poet Deutschland bereist hatte, drückte er sich in der Sprache seines Lieblingspoeten, dem er einen Cultus weihet, so gewählt und dabei so natürlich aus, daß jeder Deutsche, der ihn hörte, bewundernd staunte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eigne dichterische Kraft dazu gehört, um derartig den Heineschen Geist zu durchdringen; die „*Poesie*“ Zendrini's legen Zeugniß dafür ab; in ihnen pulst warmes Leben, temperirt durch zarte Schwärmerei und Gefühlsinnigkeit.

Nächst Zendrini wagte sich auch Chiarini aus Bologna (ein Freund Carducci's) an unsern Heine. Uebertrifft ihn Zendrini vielleicht an elegischer Weichheit, so scheint der neue Uebersetzer ganz geeignet, Heine's Satire, seine unbarmherzige Spottfucht, seinen flammenden Witz zur Geltung zu bringen.

Mit ungetheilte Bewunderung, ja mit Begeisterung erfüllen uns die „Römischen Elegieen“ des rastlos fleißigen Guerrieri-Gonzaga. Das Sujet kam dem Uebersetzer zu Hülfe, er brauchte hier nicht eine eigne Ausdrucksweise zu erfinden wie bei *Ermanno e Dorotea*, diesem deutschen Idyll, welchem er durchweg den stolzen Octavreim anpassen mußte. Goethe selbst würde gestaunt haben, sich so verstanden, so in jeder Nüance wiedergegeben zu sehn. Vollstes Lob verdient nicht minder der Guerrieri'sche Faust; höchst interessant ist es, denselben mit dem Maffei'schen zu vergleichen. Der Tragödie ersten Theil übersetzten außerdem Giuseppe Rota und Scalvini. Aus der Iphigenia heben wir besonders den Monolog „Du hast Wolken, gnäd'ge Retterin,“ hervor. Die ersten gereimten Strophen der Uebersetzung lauten:

Hai le nubi, o pietosa Diana  
Per nascondervi in sen gli innocenti,  
Per sottrarli alla sorte inumana

Li trasporti full' ale dei venti,  
 Della terra per l'ampia distesa,  
 Per gli spazi infiniti del mar,  
 Dove giunger non possa l'offesa  
 Che i lor capi voleva immolar.

Während so ausgezeichnete Talente bemüht waren, die deutschen Dichter in Italien einzubürgern, ordnete in Padua der Abbé Zanella seinen Band „*Verfi*“, der mit dem schönen, tiefempfundenen Gedicht „Milton und Galileo“ beginnt. Zanella's geistlicher Stand beeinträchtigte weder den Poeten, noch den Patrioten; sein Streben ging darauf hinaus, den eigenen Gesichtskreis immerwährend zu erweitern. Seine Verse (öffentlich erst 1868 erschienen) erwarben sich große Verehrer. Es weht uns eine sanfte Wärme aus seinen Strophen an, keine Glut, keine wild empor züngelnde Flamme. Alles an ihm ist wohlthuend und beruhigend, nirgends verräth sich das tragische Ende des hochbegabten Mannes, der, den Geist von Wahnsinn umnachtet, vor Kurzem starb.

Es war ein glücklicher Einfall, den Besuch des jungen Milton, des künftigen Sängers vom „Verlorenen Paradiese“, beim greisen Galileo zu schildern; den landschaftlichen Hintergrund der beiden großen Gestalten bildet das liebliche Arno-Thal, welches Zanella mit Claude'scher Zartheit und Durchsichtigkeit malt. Er hatte sich keine kleine Aufgabe gestellt, den begeisterten, britischen Jüngling und den erblindeten Greis miteinander reden zu lassen; es ist ihm in wahrhaft grandiofer Weise gelungen, wenn auch die Rede hier und da bedeutend gekürzt werden könnte. Pathetisches und Idyllisches, Wissenschaftliches und Rein-poetisches finden wir in diesem kleinen Drama harmonisch verschmolzen; Galileo vergleicht sich mit dem erblindeten Oedipus, auch er habe die Räthsel der Sphinx gelöst, auch ihn tröste und leite eine Antigone, seine sanfte Tochter Maria. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir dieses Opus als ein Meisterwerkchen bezeichnen. Das darauf folgende Gedicht in eleganten Terzinen „Psyche“ entbehrt zwar der sinnlich heitern Farbenpracht eines Rafael, womit der „Göttliche“ Apulejus' reizende Heldin auf dem Plafond der Farnesina verewigte,

doch gleicht es dem lieblichsten, duftigsten Guido Reni. Von schablonenhaftem Zuschnitt ist dagegen „Poffagno“, eine Verherrlichung Canova's. In den „Geheimen Stimmen“ (*voci segreti*) ist der Poet wiederum in seinem Fahrwasser, ebenso in dem herrlichen Gedicht an eine „verfeinerte Muschel“, welche sein Studierzimmer schmückt. Hochzeits- und Geburtstags-Lieder, Stanzas an die Mutter, Verwandte und Freunde nehmen — wie üblich in italienischen Gedichtsammlungen — einen großen Raum ein. Die Pietät für Blutsverwandtschaft ist überhaupt in ganz Wälschland eine sehr ausgesprochene, so wenig ein Familienleben im deutschen Sinne besteht. Zanella hat eine germanische Vorliebe für das Häusliche, Gemüthliche; dank seiner klassischen Bildung, zerplittert er nicht die edelsten Kräfte auf zwecklosen Promenaden und inhaltlosen *Conversazioni*; ihm ist wohl im engsten Kreise, so heimisch er „auf der erhabensten Kuppe des vielgezackten Olympus“, eine Eigenthümlichkeit, welche an Voss erinnert, — an die homerischen Helden und „Louise“. Des Spanischen mächtig, überfetzte er metrisch Gedichte des Trueba und Luis de León. Von originellerem Schlage ist sein „Suez-Canal“. 1875 befang Prati in einer Ode den kühnen Plan; Zanella feiert die Vollendung: großartige Strophen verherrlichen Lesséps' Unternehmen; dieses Gedicht verdiente weltbekannt zu werden wie Manzoni's „5. Mai“. In der „*Industria*“ (gelegentlich der Pariser Ausstellung von 1867) entwirft er mit großen Zügen die Geschichte des menschlichen Fleißes, der industriellen Erfindungen seit ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. „Die Arbeit“ (*il lavoro*) ist das Gegenstück dazu und behandelt einen ähnlichen Stoff. Man hat Zanella's Verse „wissenschaftliche Poesie“ genannt; eben so hoch als die Wissenschaft, hält er die Industrie und ihren Einfluß auf den Entwicklungsgang und das Wohl der Menschheit; seine Muse ist überhaupt zu vielseitig, zu universell, um von ihr zu sagen: sie verfolgt diese oder jene spezielle Richtung. „Gott, Gemüth und Welt“ im ausgebreitetsten Sinne erfüllen den Paduaner. Um es offen zu gestehen: ich brauchte längere Zeit, diesem Dichter gerecht zu werden; seine feine Seele offenbarte sich mir allmählich erst; schien er mir doch zu lau, zu zahm . . . die „Himmelsluft“, die gleich in den An-

fangstrophen durch Taffo's „Jerusalem“ weht und um welche Leonorens Freund die Muse anfleht, quoll mir nicht berauschend genug aus dem Buche entgegen . . . dann vertiefte ich mich hinein und befreundete mich wahrhaft mit allem Edlen und Fördernden, was der gelehrte Abbé ausspricht; — sein Motto ist recht eigentlich: „Weltseele, komm, uns zu durchdringen“ aus Goethe's „Ein und Alles“.

Eine reife, köstliche Frucht seiner exegetischen Studien sind die „biblischen Versionen“; ich nenne nur „Deborah's Gefang“, „David's Klage“, „Judith's Gebet und Triumphlied“, „Tobias“, „Lob des tugendsamen Weibes“ (aus den Sprüchen Salomonis). Auf diese folgen „Versionen aus dem Lateinischen“: hiermit erweist Zanella besonders den Frauen, welche kein lateinisch zu lernen pflegen, eine wahre Wohlthat; erschließt er ihnen nicht vollständig jenen glänzenden Zeitraum altrömischer Poesie, so gönnt er ihnen doch einen Blick auf die unverwelklichen Dichtergärten des Catull, Tibull und Ovid.

Kein schneidenderer Contrast als der stets gemäßigte Zanella und Carducci, der uns sein letztes Wort nie schuldig bleibt. Vor ihm verschwindet selbst Giusti wie ein künstlich erzeugter Feuerregen vor einem flammenschweifigen Kometen. Ob seine Diatriben gegen Papst und Vaterland uns persönlich zufagen oder nicht, welchen Standpunkt wir ihm gegenüber einzunehmen pflegen, jedenfalls begrüßen wir in Carducci aus Bologna einen großen Dichter der Gegenwart, einen italienischen Victor Hugo ohne ermüdenden Wortschwall, ohne abgeschmackte Antithese, ohne überlaute Diction. Carducci imponirt weniger durch einzelne gewagte Aussprüche, wie sie (nach seinem eignen Bekenntniss) Proudhon, Quinet, Michelet, Heine, Hugo längst aufweisen, sondern durch titanische Urkraft, welche an die Propheten des alten Testaments erinnert. In ihm hat der italische Boden eine robuste Pflanze als Zuwachs erhalten; daneben erscheinen seine Brüder in Apollo wie bescheidne Blümchen im niedrigen Gartenbeet.

Seine 1871 erschienenen „*Poesie*“ umschließen die Epoche von 1850—1870. Der Bologneser widmet sie allen denjenigen Italienern, deren Hände während des letzten Decenniums unbefleckt blieben. Die erste Abtheilung nennt er *Juве-*

*nilia*; sie beginnt mit Sonetten an Goldoni, Metastasio, Monti, Parini, Alfieri, Niccolini. Darunter einige ganz subjective, lyrisch gefärbte, welche mir bei Weitem die schönsten scheinen . . . besonders erinnert No. X „*Ne mai levò si neri occhi lucenti*“ an den wehmuthvollen Zauberton der Shakespeare'schen Sonette. In dem Gedicht „an die Freiheit“ fordert er bereits die Göttin auf, „mit weißem Fusse Mitra und Krone zu zertreten.“ Aber noch ist der Ton gedämpft . . . Ezechiel hält den eifernden Groll noch zurück. Diese *Juvenilia* publicirte Carducci bereits 1857 unter dem Pseudonym Enotrio Romano. Er erntete — wie er selbst erzählt — ein Hagelwetter von faulen Aepfeln. *Levia Gravita* lautet der Titel des zweiten Buches. Das Gedicht „Die Hochzeit“ mit seinen Chören und Halbchören reiht sich würdig an das berühmte „Hymen,“ des Catull, (meisterhaft von Th. Heyse, dem Oheim Paul Heyse's, in's Deutsche übertragen) als dessen ursprünglicher Verfasser der Grieche Simonides von Ceos genannt wird. Carducci ist — als ächter Adoptivsohn der Universitätsstadt Bologna — bei den Alten, so Griechen wie Lateinern, vollkommen zu Hause. Auch des Deutschen ist er mächtig. Auf Anregung des Platen'schen „Sonette dichtete mit edlem Feuer“ u. s. w. sang er seine vierzehn Zeilen, einfach betitelt „*il Sonetto*.“

Im dritten Buche *Decennalia* ist der eigentliche Carducci enthalten . . . jetzt läutet er Sturm . . . „Sicilien und die Revolution“, „Aspromonte“, „Die Enthauptung Monti's und Tognetti's“, „Der Tod Giovanni Cairoli's“ u. s. w. u. s. w. Hier schwindet jede Rücksicht . . . der Dichter schwingt abwechselnd ein Flammenschwert, eine Geißel, ja — wie treffend bemerkt wurde — die Knute, er schleudert Blitze und Pechkränze zugleich auf seine Gegner . . . „Er ist ein gesteigerter Freiligrath von 1848“, hörte ich Jemand sagen, dem ein begeisterter Seide Carducci's entgegnete: „Nur mit Jupiter Tonans kann er verglichen werden.“ „Oho, Carducci ist einfach ein Mordbrenner“, meint die Gegenpartei. Jedenfalls besitzt er Feuer und nochmals Feuer, heiliges und profanes, läuterndes und gierig fressendes. „Petroleum-Poesie“ bezeichnen es daher die Legitimisten . . . ja, ich erlebte, daß Carducci's Verse wüthend gegen die Wand geschleudert wurden; derselbe Eiferer jedoch, der sie aus der Hand geworfen,

lauschte der „Hymne an Satanas“ und bekannte sich für überwunden. . . „Carducci ist ein Genie“, schloß er ganz unpartheiisch. Dafs Mancher diesem Genie ausweicht, ist selbstverständlich. Die Hymne an Satanas fand bereits in trefflichster Uebersetzung nach Deutschland ihren Weg. (S. Italia, II. Band.) Der überzeugenden Kraft des Fortschritts vom finstern Mönchthum des Mittelalters als „Satan“ bezeichnet, singt Carducci fein hochgeniales Triumphlied; er feiert die Materie, welche den Geist überwindet, (den Geist der Heuchelei und Fäulniss,) und die Welt befreit. Hierin offenbart sich Zeile für Zeile die geistige Wiedergeburt des Vaterlandes; keine andere Zeit, als eben das Decennium 1860—1870 hätte Carducci hervorgebracht.

Unbegreiflicher Weise finde ich in den *Poesie* nicht gewisse Liebeslieder, welche mir ein Freund des Dichters wiederholt citirte — Lieder, welche die geheimsten Fibern des Herzens beben machen, wie das „Dutzend Liebeslieder“ unseres letzten deutschen Minnefängers, des allzufrüh dahingegangenen Moritz v. Strachwitz, der mit Recht von sich sagt: „Es rollt mein Blut mit mehr als deutscher Schnelle“ und der uns Kunde seiner Trunkenheit in Versen hinreissendster Gluth gegeben. Jene Liebeslieder fehlen auch der zweiten vervollständigten Ausgabe der Gedichte.

Aber während das neue Meteor in blutrothem Scheine glänzend am literarischen Horizont aufging, bereitete der sogenannte „Altmeister“, Giovanni Prati, seinerseits eine Ueberraschung vor: nämlich den „Armando“, einen fantastischen Roman in Versen, mit dramatischen Epifoden durchflochten. Eine Vorlesung im schönwissenschaftlichen Verein — vom Cav. de Vio gehalten — machte mich zuerst auf das bizarre, wildfantastische Opus aufmerksam, ja steigerte meine Spannung zu wahrhaft fieberhafter Ungeduld. Die äussern Umriffe der Fabel genügten, eine Welt von Gedanken in mir anzuregen, mir einen unerwarteten Genuß zu versprechen. Aus den Blättern des umfangreichen Bandes quoll mir denn auch in verschwenderischer Fülle Wohlklang, Anmuth, Fantasie entgegen, ja Seligkeit, — mit einem Worte: ächte Lyrik. „Weiter nichts?“ würde Prati voller Entrüstung fragen, denn allerdings beabsichtigte er nichts weniger als ein lyrisches Gedicht mit dem complicirten Armando...

Mag er uns in der Einleitung immerhin versichern: „Mein Buch ist weder Faust, noch ist es Manfred“, — im Stillen glaubte er doch, Armando müsse für Italien werden, was „Faust“ für Deutschland, „Manfred“ für England ward. In die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens wollte er uns hinabführen und gleichzeitig hoch empor auf „die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes bis in die Sternwelt mit tausend Sprossen hinauf sich baut“. . . dazu gebraucht ihm die Kraft; in Armando's Hang zur Träumerei spricht sich ein unklarer, ganz veralteter Weltschmerz aus, nirgends jene Tiefe der Anschauung, welche uns unaufhörlich an Byron, Shelley, Puschkin fesselt. Die sich bis zum Ueberdruß wiederholenden Fragen an das Nichts, an die Vergänglichkeit erscheinen matt gegen die Antworten, die ein wirkliches Genie geben könnte. Prati rüttelt an allen möglichen geheimnißvollen Pforten, hebt jedoch meistens nicht den Riegel; ebenso finden wir oft zu Ende seiner weltweiten Perspektiven, seiner großartigen Veduten eine völlige Leere statt des gehofften Zieles. Trotz dieser unleugbaren Mängel ist Armando reich an Stellen, welche den empfänglichen Leser in Rausch und Extase versetzen „und in das Aetherblau des Weltvergessenseins emporheben“ . . . Selbst der kühlfte, parteilosfste Kritiker muß die ganze Composition mannigfaltigen Inhalts als ein Ereigniß in der modernen Literaturgeschichte begrüßen. In ganz ähnlicher Form — nämlich in stets wechselndem Versmaaf und größtentheils dialogisirt — gab uns Deutsche Otto Roquette fein tief-sinniges Gedicht „Gevatter Tod“; auch hierin spielt der Teufel eine Rolle als Junker Voland, wie bei Prati unter dem Namen Mastra Gabito; auch hierin kommen metaphysische Probleme zur Sprache, das das Menschengeschick bezwingende, — was Goethe sich durchweg zur Hauptaufgabe stellte, — und neben Sagenhaftem rein menschliche Motive. Aber so sehr der Deutsche den Italiener übertrifft an markiger Zeichnung, kräftiger Durchführung der Charaktere an Pathetik, Ideenklarheit, abgerundeter Handlung und daher an Popularität, so weit überlegen ist ihm Prati an virtuoser Zauberkraft der Diction, an südlicher Grazie und Eleganz, an verschwenderischer Phantasie, an sinnberauschender, schmachtender Zärtlichkeit. Noch einmal, ist's dem



Verfasser der „Edmenegarda“ nicht gelungen, ein reines Kunstwerk zu schaffen, so offenbart er uns dennoch im „Armando“ eminente Fähigkeiten ächt schöpferischer Dichterkraft. Lasse sich Niemand durch die unnütze Breite der Einleitung abschrecken! Das zweck- und rastlose Wandern des lebensmüden jungen Helden, der auf seinen Schritten nichts als Tod und Elend findet, stellt des Lesers Geduld — trotz origineller Details und farbiger Epifoden — auf die Probe. Liegt einmal der Appennin, Sorrent, Neapel, Sicilien hinter uns, und gelangten wir in Folge der Zigzagreifen nach Rom, so werden wir belohnt: hier nimmt das Gedicht seinen eigentlichen Aufschwung; die abspannenden, oft verworrenen Präludien verstummen fortan; nie hat wohl ein Sänger lateinischer Race seit dem „Priester Horaz“ die ewige Stadt ergreifender geschildert, als Prati bei Armando's Eintritt in die Thore Roms . . . „In deinem Schutze, Roma, ewige Mutter, fühlt sich ein Jeder, er komme von Norden oder Süden, geborgen und heimisch“ . . . Die ganze Epifode in Ariccia und Rom ist einheitlich, spannend und von reicher Farbengebung wie Tieck's reizende Zaubergeschichte des paduanischen Wunderdoctors Petrus Apone, nur steigern im Prati'schen Gedichte die berausenden Canzonetten und schalkhaften Blumen-Ritornelle den Eindruck. Mißlich ist's bei alle dem, einen sentimentalen Teufel zu schildern . . . jedenfalls würde unser alter Bekannter, Mephisto, achselzuckend auf diesen *diable amoureux* herabsehen.

Unsicher und verblasst werden die Conture der Haupt- und Nebenfiguren des Hexensabbath im Thal von Lucania; man sieht, daß der italienische Colorist in keinem Geisterhohlweg zwischen Nebeln und Irrlichtern an seinem Platze ist; offenbar hat die klassische Walpurgisnacht, überhaupt der ganze zweite Theil des Faust unsern Sänger zu diesem Simmelfammelfurium confuseter Begriffe und Trugschlüsse verleitet . . . Prati wollte in dieser „Passion Mastragabito's“ Goethe übertreffen, wie der belgische Maler Wiertz den Rubens mit seinem „Sturz der Engel“ (jenes colossale Gemälde der Wiener Weltausstellung, was allgemein „Der große Krach“ betitelt wurde); aber wie es Diesem nicht gelang, trotz „wilder Energie und gestaltenbildender Phantasie“, ebenso erzielte auch Prati nichts als ein wüstes

D'runter und D'rüber mit obligaten Fledermäusen und einem großen Aufwand mythologischer Staffage. An großen Zügen und originellen Gedankenblitzen fehlt es freilich nirgends... Könnte sich der Autor nur zu Kürzungen entschließen und die ewigen Wiederholungen vermeiden! Prati und Rückert haben den gemeinfamen Fehler, daß sie kein Ende finden können, sie schaden sich durch Gedankenüberfülle und Weitschweifigkeit, sie ruhen nicht eher, bevor sie nicht den letzten Tropfen des Bechers vor uns ausschütteten, trotzdem es mit dem Schaum und den ersten Zügen genug der Seligkeit und Herzstärkung gewesen wäre. „Armando“ müßte nothgedrungen der Schlufskatastrophe entgegenzueilen! Genug der Fantasmagorien, des symbolischen Beiwerks, der methaphysischen Faselien! Wie viel lebensfähiger wäre die Heldin des Gedichtes, die holde Arbella (eine Miranda, von Prospero's Eiland nach Italien versetzt!) ihr Vater, der schlichte, hochherzige Künstler, dessen Schüler Castalio, ja Armando selber, wenn Prati nicht die Empfindungen aller Personen willkürlich zerfaserte, nicht zwischen diese sympathischen Erscheinungen unnütze Veretzungsstücke schöbe.

Wie der zweite Theil im rosendurchdufteten Liebesduett zwischen Jüngling und Jungfrau gipfelt — hier ist „Wechselhauch und Kufs“ mit Bürger's und mit Hafis' Glut geschildert, — so der letzte Theil in zwei Liedern, dem Gefang des venetianischen Gondoliers und in Armando's Schwanengefang am Schlusse. Also ein schlagender Beweis, daß Prati ein großer Lyriker ist... Schade, daß er diese schöne Eigenschaft verkennt, sich in epischer Breite ergeht und auf Gebiete verfliegt, auf denen er absolut nicht am Platze ist! Wer wäre nicht abgehärtet gegen Serenaden? wer wüßte nicht Platen's „alten Gondolier“, Musset's „Venise“ auswendig? Trotzdem electrifirt uns diese Barcarole durch ihren Zauber, ihren intimen Localton... das ist die schalkhafte Malice des Venetianers, der mit froher Lebensweisheit sein Elend und seine Lumpen auf die leichte Achsel nimmt.

Aus klingendem Duft und Mondstrahlen gewebt ist Armando's letztes Lied:

In den Häusern von Krytallen  
Schwärmt der Nixen tolle Schaar,

Algen kränzen und Korallen  
Zarte Brust und weiches Haar.

Tönet, meine füßen Lieder,  
Zu dem wollustvollen Tanz!  
Badet, weiße Feenglieder,  
Badet in dem Wellenglanz — — —

Aber wer wird dergleichen übersetzen! „Das ist ausgestopfter Mondschein“, sagte der Sänger des Romanzero zu Gérard de Nerval. In wehmuthzitternden Accorden verhallt das Gedicht, welches einen starken Band umfaßt. Jedenfalls beglückwünschen wir die italienische Nation von Herzen, einen „Armando“ ihr eigen zu nennen.

Auch Prati ist schließlich Senator geworden; er lebt in Rom ziemlich isolirt, das Kaffeehaus und seine Cigarre dem „Gespräch mit Thoren“ vorziehend; augenblicklich feilt er an seiner Uebersetzung der Aeneide, wie unser Nibelungen-Jordan an der Ilias. — Erblicke ich Prati's breites, energisches Gesicht auf dem Corso, dann bin ich versucht allen parfümirten Stutzern und Flaneurs zuzurufen: „Platz dem Poeten!“ —

Ein frisches, sehr hübsches Talent begrüßten wir neuerdings in Giuseppe Giacomini aus Turin; zwar lebt und webt er nur für das Theater, — seine Muse heißt Thalia, nicht Polyhymnia, — ist aber recht eigentlich ein Dichter, wie sein herzwinnender Prolog zur „Schachpartie“ bekundet: gelangweilt saß ich im Sommertheater, dem römischen Corra . . . ein häßlicher Mann in Frack und strohgelben Handschuhen erschien zwischen Vorhang und Souffleurkasten und begann in Knittelversen auseinanderzusetzen, daß er ein Dichter, und wie und wo er zum bevorstehenden Stückchen gekommen sei . . . war das liebenswürdig und warmblütig! war das thaufrisch und belebend! aber auch wie vorgelesen! nach den ersten Worten verschwand die Unschönheit des Schauspielers Lavaggi vor der genialischen Anmuth dieses Künstlers . . . Wie lauschten wir als er uns sagte:

Denn daß Ihr's wisset: wir Poeten  
Sind oft nicht thätig bei der Sache, —  
Der Wetterfahne auf dem Dache,

Dem Liebchen in der weiten Ferne,  
 Dem Blinzeln holder Augensterne  
 Verdanken wir die Herrlichkeiten,  
 Die flüchtigen Genuß bereiten;  
 Die Wirkung halbgedämpften Schalles,  
 Cigarrendampf und Schattenspiel,  
 Ein Hauch — ein Nebel — Nichts und Alles . . .  
 Den Dichtern, glaubt mir, gilt es viel;  
 Wenn so die Goffe überläuft,  
 Der Regen voll hernieder träuft,  
 Wenn feidne Kleider uns umrauschen,  
 Dann lohnt es, träumend aufzulauschen;  
 Das Polster, das uns weich umfängt,  
 Die Sonne, die den Spleen verdrängt . . .  
 Zu helfen sind sie stets vereint  
 Die wohlbekannten, alten Sachen,  
 Die mit Ariosto wir belachen,  
 Indessen Jeremias weint.

Giacosa's Dramen sind dialogisirte Gedichte, so die „Schachpartie,“ wie „der Triumph der Liebe.“ Neues bringt er nicht, aber die „wohlbekannten, alten Sachen“ belebt er mit dem Odem seiner lebendigen Anschauung. Nach all den mißlungenen Copieen Dumas'scher Halbwelt- und Ehebruchdramen, von denen das italienische Bühnen-Repertoire strotzt, war es doppelt wohlthuend, einer stolzen Chatelaine, einem minniglichen Mägdlein zu begegnen; Giacosa's Ritter und Edelknappen imponiren durch That- und Willenskraft; es sind stolze, ehrenfeste Recken, die nicht eher vor ihrer Dame das Knie beugen, bevor diese nicht mit der besiegten „Donna Diana“ ausruft: „Du selbst bist es, Tyrann!“ Der graziösen *partita a scacchi* geben wir bei weitem den Vorzug; der Blütenstaub eines unbläsrten Zeitalters weht uns daraus entgegen; dazu gefällt sich eine sehr elegante Technik und etwas modern Pikantes, was dem Ganzen Würze leiht. Giacosa entlieh das Motiv seines einactigen Schauspiels einem altfranzösischen Gedicht, betitelt „Hüon von Bordeaux.“ Mit ausgezeichnetem Geschmack wob er um die eine Scene sein allerliebstes Machwerk. Der zweiactige *trionfo d'amore* entstand auf Anregung der schlesischen

Kinaft-Sage, (Saintine hat sie in seinem Buch: *La Mythologie du Rhin* aufgenommen,) und der Gozzi-Schiller'schen Turandot. Bei Gozzi beziehen sich die drei Räthsel auf das Jahr, die Sonne und den Löwen der Adria; bei Schiller ebenfalls auf das Jahr; alsdann auf das Auge und den Pflug; die beiden Letzteren sind freie Erfindungen unfres Dichterfürften. Giacosa hat sie beibehalten und nur das Räthsel des Gedankens hinzugefügt. Das *Dictionnaire de la langue des troubadours* gab dem Forschenden erwünschten Aufschluß über Ritterthum und Frauencultus; ohne Giacosa's sorgfältiges Studium des vierzehnten Jahrhunderts hätten beide Dramen, welche im Thal von Aosta vor sich gehn, nicht das stimmungsvolle, anheimelnde Colorirt. Der *trionfo* ward das romantische Zugstück der Virginia Marini, wie Cossa's „Meffalina“ ihre classische Sensationsrolle ist. Diese unübertreffliche Schauspieler, die italienische Dorval, schuf die stolze Diana d'Alteno . . . leider mangelt ihr ein Kritiker wie Jules Janin und ein tonangebendes *Journal des Débats*.

Dafs Italiens Geistespotenz jugendlich kräftig, ja gestählt und geläutert aus den politischen Uebergangs- und Umsturzepochen hervorging, wird Jeder, selbst nach dem flüchtigsten Blick in die literarischen Verhältnisse, zugeben. Freilich ist es nicht möglich, dafs Italien wieder zur Alleinherrschaft der schönen Künste gelangt: nicht wegen der vielfach ausposaunten „Unfähigkeit der modernen Generation“, nicht wegen Mangel an hervorragenden Talenten, sondern weil die „barbarischen Völker“ sich durch Jahrhunderte hindurch nach langem Umhertasten zu Culturvölkern ersten Ranges heranbildeten. Norden und Süden sind sich nunmehr geistig ebenbürtig und können sich auf das Beste ergänzen, indem sie, brüderlich vereint, ohne Vorurtheil und Eifersucht, für das Schöne, den Fortschritt und die Rechte der Menschheit wirken.

Günther von Freiberg.

## Die Finanzen des Königreichs Italien.

---

Kurze Kriege und vergleichungsweise leichte Opfer haben die italienische Revolution, oder besser gesagt die nationale Unabhängigkeit und Einheit Italiens ermöglicht; aber das Land mußte die Schulden aller vorhergehenden Regierungen ohne Prüfung und Erwägung übernehmen, und sich den allergrößten Ausgaben unterziehen um Heer, Flotte, Strafsen, Häfen, Eisenbahnen zu schaffen, und viele andere öffentliche Arbeiten auszuführen, deren Nothwendigkeit Jedermann unbestreitbar erschien. Zu alledem gefellte sich der Umstand, daß die Dictatoren mehrerer Provinzen im ersten Rausche des Enthusiasmus und in der Absicht die Volksgunst zu gewinnen, einige der drückendsten Steuern aufgehoben hatten, die dann meist von der parlamentarischen Regierung mit großer Mühe wieder eingeführt werden mußten, um den dringendsten Bedürfnissen des Staatschatzes nachzukommen. Daß manche Summen verschwendet oder schlecht verausgabt worden, wird Niemand leugnen wollen noch können; aber die Neuheit der Lage in welcher Italien sich befand, die unvororgliche Eile, die unmäßigen Wünsche der Einen, die gedankenlose Unerfahrenheit der Andern, vermindern oder rechtfertigen, bis zu einem gewissen Punkte, viele der begangenen Irrthümer. Es steht fest, daß wir uns vor einigen Jahren unter der Last eines ungeheuren jährlichen Deficits von ungefähr 400 Millionen Liren befanden, und da unser Credit von dieser entsetzlichen Lage aufs Heftigste berührt wurde, so konnten die nothwendigerweise zu erhebenden Anleihen nur unter den drückendsten Bedingungen

gemacht werden und mußten die Staatsschuld mehr und mehr vergrößern. Angesichts eines solchen Zustandes beschloß die Partei der gemäßigten Liberalen, in deren Hand die Regierung lag, um jeden Preis die Ehre des Landes zu retten und den Bankerott des Staates zu verhindern. Sie setzte sich also die Ausgleicheung der Einnahmen und Ausgaben als Hauptziel, dem alles Andere unterzuordnen und jedes Opfer zu bringen sei. In der That entwickelte sie großen und bewunderungswürdigen Muth, indem sie das Volk ohne Barmherzigkeit besteuerte und diese Steuern wirklich einzutreiben suchte, statt sich auf Zahlen aktiver, uneintreibbarer Rückstände zu beschränken. Dieser furchtbare Kampf mit dem Deficit ward mit Sieg gekrönt, aber zu gleicher Zeit ward auch die große Partei, welche diesen Sieg erfochten, die Gleichung des Budgets erlangt hatte, besiegt, und zwar als sie eben, wie es ihre Pflicht und wie sie versprochen, die nöthigen Einrichtungen zu treffen in Begriff war, um so vorsichtig als möglich die Strenge im Vorgehen des Fiskus zu mäßigen, und nach und nach diejenigen Steuern leichter und erträglicher zu machen, von denen die Erfahrung gezeigt, daß sie am Schwersten zu tragen seien. Diese Aufgabe fällt jetzt der frühern Opposition zu. Der Himmel wolle, daß sie ihre großen Versprechungen halte, und die von ihr im Volke erregten Hoffnungen zu befriedigen wisse! Jeder wahre Vaterlandsfreund wird sich bereit zeigen ohne die Reihen der eigenen Partei im Unglücke zu verlassen, das neue Ministerium zu unterstützen, damit das so überaus wichtige Ziel zum Vortheil des Landes auf das Schnellste und Beste erreicht werde.

Die unparteiische Geschichte wird, wie heftig jetzt auch eine vom Erfolge berauschte, und nicht immer unabhängige Journalistik das Gegentheil behauptete, ohne Zweifel der großen Partei Cavour's Gerechtigkeit widerfahren lassen, die es verstanden hat in den Fragen der äußern Politik, je nach den Umständen, bald vorsichtig, bald kühn zu sein, und die Beziehungen mit der Kirche der Art zu gestalten, daß ein Zusammenleben von Papst und König in der Hauptstadt des Reiches möglich ist.

In der Verwaltung der Finanzen war die Partei nicht so beständig glücklich, und vielleicht waren es die großen

politischen Angelegenheiten, welche sie verhinderten, jener die geduldige und unausgesetzte Sorgfalt zuzuwenden, welche der schwierige Gegenstand erfordert. Vielleicht waren nicht immer an der Spitze ihrer Ministerien Männer, welche die freilich schwer zu vereinbarenden, und doch unumgänglich nothwendigen Eigenschaften in sich vereinten: richtige ökonomische Ansichten und praktischen Takt, sie auszuführen; Gewohnheit des Registrirens und Berechnens um das Rechnungswesen der verschiedenen Staaten, die nach und nach vereinigt worden, und dasjenige der respectiven Verwaltungen zu ordnen und zu vereinfachen; umfassende Anschauungen um die Finanzämter entsprechend und gründlich zu organisiren, damit es einerseits keine Beamte gebe, denen die Arbeit mangle, und andererseits in Folge kleinlicher und zerstörender Sparfamkeit die für den Gang der Geschäfte erforderlichen Arme und Köpfe nicht fehlen; der Instinkt der Vereinfachung, um so viele unnütze, kostspielige und unerträgliche, bürokratische Verwicklungen zu vermeiden, deren Ueberlieferungen man von den vorhergehenden Verwaltungen überkommen, und die oftmals die Wirkung schlechter Nachahmungen des Auslandes waren; praktische Kenntnisse und Erfahrung in Bankgeschäften, oder wenigstens die Anlage, sie zu verstehen, um nützliche und passende Operationen für den Schatz abzuschließen, und so dem Deficit vorzubeugen. Es war freilich viel verlangt, daß solche Männer auch noch zugleich die nöthigen Eigenschaften besitzen sollten, um die Debatten im Parlamente mit Erfolg zu führen: Gewandtheit, Mäßigung und Beherrschung der Rede — Klarheit der Ideen, Geist der Versöhnlichkeit, und Instinkt der Duldung und des Wohlwollens. Wenn daher die ausgezeichneten Männer, welche sich im Finanzministerium gefolgt sind, Irrthümer begingen, so sind diese durch die Menge des zu Leistenden und den Drang der Umstände wohl gerechtfertigt, und wenn sie, bei dem ängstlichen Bestreben die Ausgleichung des Einnahme- und des Ausgabe-Budgets zu erreichen, unerbittlich waren, dadurch theilweise der Entwicklung des Nationalvermögens schaden und zugleich einer großen und verbreiteten Unzufriedenheit mit der Verwaltung Grund und Gelegenheit boten, so muß man doch auch zugeben, daß sie zu einem überaus schwer zu erreichenden



Ziele gelangt sind, nach und nach eine fast vollendet zu nennende Ordnung in das Rechnungswesen gebracht, und mehrere bemerkenswerthe Verbesserungen in verschiedenen Verwaltungen durchgeführt haben. Man muß den Stand der Dinge vor zehn Jahren genau und in voller Ausdehnung gekannt haben, und ihn mit dem gegenwärtigen vergleichen, um beurtheilen zu können, welcher herkulischen Arbeit jene, um das Land so wohlverdienten Männer sich unterzogen, und wie unschätzbar die Hülfe gewesen, welche sie von einigen ihrer hohen Beamten erhalten.

Wie die Beschaffenheit der gegenwärtigen Lage des Etats sei, möge man aus folgendem ersehen. Vor allem unterseheide man das sogen. Budget der Kompetenz, von dem der Kasse oder dem definitiven. Das Erste umfaßt sämmtliche Einnahmen und Ausgaben, die sich auf das Jahr beziehen, um welches es sich handelt, ohne daß man sich darum kümmere, ob die Einnahmen oder die Ausgaben wirklich in demselben Jahre stattfinden. Daneben giebt es nun das definitive Budget in welchem man das wirklich Einzucassirende und die wirklich zu machenden Ausgaben des Jahres in Rechnung bringt, wie auch die activen und passiven Rückstände. Daraus zieht man denn, annähernder Weise, den Schluss: wie viel fehle um den Erfordernissen des Schatzes nachzukommen, da es einleuchtet, daß nicht alle Einkünfte einzassirt, nicht alle Ausgaben während des Jahres, um welches es sich handelt, gezahlt werden. Um nun den wahren Bestand der Finanzen beurtheilen zu können, ist es natürlich, daß wir besonders das Kompetenz-Budget zu prüfen haben, um so mehr, weil, wenn die Verwaltung einmal geregelt und festgestellt ist, die Summe der Einkünfte und Ausgaben, welche man als Rückstände dem folgenden Jahre zu übermachen hat, nach natürlichem Hergange, fast beständig dieselbe bleiben wird. Die Voranschläge des Budgets (*bilancio di prima previsione*) für das Jahr 1877 sind schon vom Parlamente bestätigt worden, und der Finanzminister hat in diesen Tagen das definitive Budget vorgelegt, welches jene in einigen Theilen modificirt.<sup>1)</sup> Wir be-

---

1) Es ist seitdem in der Kammer mit unwesentlichen Modifikationen votirt worden; der Verfasser konnte diese wie die vorhergehenden Modifikationen

schränken uns darauf einen allgemeinen Ueberblick zu liefern, indem wir uns fürs Erste wesentlich mit den Voranschlägen des Budgets und der activen und passiven Kompetenz des laufenden Jahres 1877 beschäftigen. Zugleich halten wir für passend das Einnahme-Budget in einfacherer, und wie uns scheint, besser geordneter Weise wiederzugeben, indem wir die Uebertragungspartien ausschließen, die sich in dem Einkommen und den Ausgaben befinden; denn wenn sie gleich zur Evidenz der Rechnungen beitragen, so machen sie letztere doch verwickelter, und ihr Verständniß schwieriger. Auch scheint es uns nützlich, die verschiedenen analogen Kapitel besser zu gruppiren, damit der prüfende Leser sich leichter eine genaue analytische Ansicht der verschiedenen Einkunftszweige bilde, je nach ihrer Beschaffenheit, und den verschiedenen Verwaltungen denen ihre Veranschlagung und ihre Einziehung obliegt. Solchergehalt wird man sich in Deutschland eine klarere und vollkommener Anschauung davon machen können.

Die letzten Zahlen des Einnahme-Voranschlages zusammenfassend, würde die gesammte Kompetenz des Jahres 1877, welche mit L. 1,354,450,121.04 veranschlagt worden (mit Weglassung der Rückstände, von denen in der Folge zu sprechen sein wird) sich belaufen auf . . . . L. 1,354,506,871.34 Die auf L. 1,339,133,519.41 berechneten

Ausgaben wurden bestätigt mit . . . „ 1,339,393,477.41 Es gäbe also einen Ueberschuß von . . „ 15,113,363.93

Die Ausgaben für die verschiedenen Ministerien zerfallen in folgende Ministerabtheilungen:

Finanzministerium . . . . . L. 792,512,541.12 In dieser Summe sind L. 456,567,880.59 für Staatsschuld mit eingerechnet wie folgt:

L. 323,467,725.58 Interessen der consolidirten Schuld 5,1% —  
 „ 6,408,080.44 „ „ „ „ 3 „ „ —  
 „ 57,699,390.91 „ und Prämien der rückzahlbaren Schulden, welche im Haupt-Buche verzeichnet sind und verschiedene Anleihen.

---

natürlich nicht mehr in seiner Arbeit berücksichtigen, welche ganz auf jenem ersten Ende März vorgelegten Etat beruht. Doch sind die Aenderungen wie bemerkt ganz unbedeutend. (Anm. d. R.)

- L. 53,342,683.66 Erstattung der rückzahlbaren Anleihen. —  
 „ 15,650,000.00 Obligationen der Kirchengüter, die  
 als Zahlung für verkaufte geistliche Güter  
 entgegen genommen werden.

L. 456,567,880. 59

Gleichfalls ist in das Budget in Folge des päpstlichen Garantiegesetzes die Summe von L. 3,225,000. als Dotation des heiligen Stuhles eingetragen worden. Da selbige jedoch beständig abgewiesen worden, wird sie dem Staate zufallen, wenigstens nach dem Verlauf von fünfmaliger Zinsenverjähung. Daher befindet sich auch in dem Einnahmebudget von 1877 die Summe von 3 Millionen, die hauptsächlich aus dem sich auf das Jahr 1872 beziehenden Antheil besteht, und nicht mehr beansprucht werden kann.

Die Dotation des Königs, und der Mitglieder des königlichen Hauses erreicht gegenwärtig die Summe von L. 14,250,000. Die kilometrischen Garantien, welche den verschiedenen Eisenbahnen gewährt worden, kosteten L. 44,910,500 und die Pensionen L. 59,934,071 (von diesen fallen dem Kriegsministerium L. 25,197,526 zu); überdies L. 3,042,693 für außerordentliche Pensionen. Der Friedensfuß des Heeres, welcher dem Kriege von 1866 gefolgt, und die Reformgesetze für die Officiere, rechtfertigen, oder, um es besser zu sagen, erklären das Uebermaafs der Pensionen, welche sich auf das Kriegsministerium beziehen.

Als vorauszufehende Verluste sind verzeichnet:

- L. 6,000,000.00 für Uneintreibbares, cedirte Einnahmen auf  
 Einkommensteuer und andere direkte Auf-  
 lagen.  
 „ 2,000,000.00 in den Domänentaxen.  
 „ 600,000.00 in dem Ertrage der Zölle;  
 „ 550,000.00 in der Mahlsteuer;  
 „ 1,660,000.00 für Reclamationen und andere schwebende  
 Titel bezüglich auf die Verwaltung und den  
 Verkauf der Kirchengüter.

L. 10,810,000.00

Man setzt voraus, daß im J. 1877 für die Interessen der umlaufenden Schatzbons L. 8,700,000 zu verausgaben sein werden; für das Aufgeld des Goldbedarfs zu Ankäufen

im Auslande, und zur Bezahlung von Schulden und Interessén in Münze, L. 8,235,000.

Auch sind in der Gesamtausgabe 7 Millionen begriffen als Reservfond, und zu unvorhergesehenen Ausgaben, welche Summe erfahrungsgemäfs, wenigstens in gewöhnlichen Jahren, mehr als ausreichend ist.

Das Ministerium des Innern giebt L. 54,383,697.86 aus; von denen L. 9,450,889 für öffentliche Sicherheit; L. 2,750,000 für auferordentliche Ausgaben und Ausbesserung von Gefängnissen und Strafanstalten; L. 750,000 für geheime Ausgaben und L. 30,388,200 für die Verwaltung der Gefängnisse und den Unterhalt der Gefangenen, von welcher Summe jedoch 1,600,000 abzuziehen sind, die als Reinertrag aus dem Gewinn von den Arbeiten der Eingekerkerten hervorgehen. Man bemerke, dafs die 20,000 Carabinieri vom Kriegsministerium bezahlt werden, obgleich sie zum Dienste der öffentlichen Sicherheit bestimmt sind, und dafs viele Kosten den Gemeinden aufgebürdet worden, woraus man mit Berücksichtigung der Unkosten für die Strafgerichte schliessen dürfte, dafs die öffentliche Sicherheit, die in Italien gering ist, ungeheuer viel koste, und weiser und radikaler Reformen bedürfe.

Das Budget des Aeufsern belastet den Staatschatz nur wenig; es erreicht die Summe von nur L. 5,897.661 eingerechnet L. 3,276,500, welche dem im Auslande befindlichen Personale bezahlt werden, und L. 100,000 Geheimausgaben.

Dasjenige des Ackerbaues, der Industrie und des Handels erhebt sich bis auf L. 9,869,608. 61. Der gewerbliche und professionelle Unterricht (höhere Schulen und technische, nautische etc.) kostet L. 2,250,158. 61. Der Statistik sind L. 80,820 ausgeworfen, und L. 25,000 der geologischen Karte Italiens. Das Generalöconomat, welches eine Art von „stationary office“ ist, und für den Kanzelleibedarf der verschiedenen Ministerien sorgt, ist für L. 3,502,210 in das Budget eingetragen. Der Unterhalt der Hengste zur Verbesserung der Pferdezucht beträgt L. 780,000. Die Erhaltung und die Ueberwachung der Waldungen L. 1,150,220. Die Verwaltung der Gewichte und Maaße und Probirung der edlen Metalle L. 746,840.

Dem Unterrichts-Ministerium (*Istruzione pubblica*) gewährt

Italien die gar zu kleine Summe von L. 21,245,651. 99. Die Hauptelemente, welche diese Zahl bilden, sind:

- L. 6,963,014. 38 für Universitäten und andere Institute des höhern Unterrichtes;
- „ 1,036,234. 62 für wissenschaftliche und litterarische Institute und Körperschaften;
- „ 2,359,609. 10 für schöne Künste und Museen;
- „ 5,294,607. 80 für den Unterricht der höhern, technischen klassischen Schulen, (*scuole secondarie*) und die nationalen Convicte; und endlich
- „ 3,102,874. 00 für den Unterricht der Lehrer und Elementarschulen, (*scuole primarie*).

Es ist klar, daß eine sehr viel grössere Summe erforderlich wäre, um die Wohlthat des Unterrichtes in wirksamer Weise in einer Nation zu verbreiten, die, in Folge der Ruchlosigkeit einiger der vorhergegangenen Regierungen, der Unwissenheit und dem Aberglauben zur Beute überlassen worden, damit sie sich desto leichter darin füge: geknechtet zu sein. Bei der Dürftigkeit unserer finanziellen Mittel hatte das Parlament nicht den Muth die Hand zu öffnen; doch muß man auch nicht vergessen, daß die Zahl der guten Lehrer und Professoren nicht im Verhältniß zu der der Lehrstühle steht. Im allgemeinen haben sich die Gemeinden, vorzüglich die grössern, vielen und schweren Opfern für den Unterricht unterzogen, aber solches reicht für den ungeheuren Umfang des Nothwendigen nicht aus. Das Parlament beschäftigt sich augenblicklich mit einem schon von den Deputirten bestätigten Gesetze über den Schulzwang; im Heere werden die des Lesens Unkundigen unterrichtet. Einiges also ward gethan, Einiges sucht man zu thun, aber trotzdem tragen wir kein Bedenken zu sagen: daß es zu wenig ist. Wir werden später bemerken, daß wenn man den allgemeinen Reichthum und das öffentliche Vermögen, und mit ihm den Steuerertrag vermehren will, man unterrichten und erziehen muß, damit die Arbeit einsichtsvoll und fruchtbar, und die Bevölkerung mäßig, arbeitsam und rechtlich werde.

Im Ganzen verbraucht das Kriegsministerium L. 185,062,040, von welchen L. 20,003,000 als für außerordentliche Ausgaben bestimmt betrachtet werden, da man sie zum Bau einer

neuen Waffen- und Artilleriegeschütz-Fabrik, zum Ankaufe von Flinten, zu Befestigungswerken, deren Armirung u. s. w. verwendet. Diese Ausgaben können einzeln allerdings als außerordentliche angesehen werden, aber in den nächsten Jahren muß das Bedürfnis anderer ähnlicher sich geltend machen, deren Berechtigung theilweise schon jetzt anerkannt worden. So kommt man zu dem kaum angefochtenen Schlufs, daß die jährlichen 20 Mill. zu außerordentlichen Ausgaben zu den gewöhnlichen nöthig sein werden, und solches wird durch den Umstand bestätigt, daß man im gegenwärtigen Jahre die Summe von 16 Mill. Lire zum Ankauf von Flinten und Patronen, an denen Mangel war, hat votiren müssen. Die Fachmänner behaupten, daß zu dem Zwecke: ein gut bewaffnetes, gut eingeeübtes und gut bekleidetes Heer von 300,000 Mann kriegsbereit zu erhalten, und um zugleich mit hinreichenden Vorräthen versehene Magazine, die Cavallerie, Artillerie und den Train mit der nöthigen Anzahl von Pferden und Mauleseln versorgt zu haben, die ausgeworfenen Summen zu gering sind. Sie wären gewillt, eine jährliche Erhöhung derselben, im Betrage von mehreren Millionen, zu verlangen, besonders so lange der hohe Preis des Getreides, der Kohlen und das bedeutende Aufgeld des Goldes anhält. Auch die Marine bedürfte weit größerer Einkünfte, seitdem das Parlament beschloffen, viele Schiffe zu verkaufen oder abzutakeln, deren Form und Stärke dem Bedürfnis und dem Fortschritt der Wissenschaften nicht mehr entsprachen. Die mächtigen modernen Panzerschiffe, und die ungeheuren Geschütze, mit denen man sie bewaffnet, kosten übergroße Summen. Alle Nationen wetteifern darin, die Stärke der zu erbauenden Schiffe zu erhöhen, und Italien hat den Muth gehabt, darin so weit zu gehen, daß es die andern weit hinter sich gelassen. Da es einen großen Küstenumfang und zwei sehr wichtige Inseln besitzt, ist es völlig gerechtfertigt, wenn es sich auf das Thätigste mit seiner Flotte beschäftigt, welche von dem unvorherzusehenden Unglück von Lissa entkräftet, von dem Parlamente vernachlässigt worden, das seine Sorgfalt vorzugsweise dem Heere zugewandt. Der Marineminister hat schon einen Gesetzentwurf eingebracht, um die Reorganisation derselben festzustellen, und zugleich eine jährliche

Vermehrung des Marinebudgets von 2 Millionen zu beanspruchen.

Die für dieses Jahr diesem Verwaltungszweige bestimmte Summe beläuft sich auf 39,211,287 Lire 72 Cmi. Da dieses Budget nicht sehr analytisch geordnet worden, wäre es schwierig für uns zu sagen: wie jene vertheilt wird. Wir werden uns darauf beschränken, zu bemerken: dafs 2 Mill. für die in Armirung und Verfügbarkeit begriffenen Schiffe ausgeworfen worden; 9,629,228 L. für Material, Munition, Geschütze, Kohlen u. f. w.; für die Neubauten, d. h. zur Vollendung der beiden grofsen Panzerschiffe „Duilio“ und „Dandolo“, zum Bau zweier anderer Panzerschiffe, zweier Torpedobarken und zweier Avisos 11,605,000 L., und für die Einrichtung und Vergröfserung des Arsenals von Venedig 1 Million.

Die Justiz (*Grazia e Giustizia*) beansprucht einen Kostenaufwand von 27,255,778 Lire. Das Personal der Behörden ist mit 20,129,400 L. verzeichnet, und die sogenannten „Gerechtigkeitskosten“ (*spese di giustizia*) Zeugen, Affifsen u. f. w., mit 4,680,000 L. Diese Verwaltung bedarf vielleicht, vor allen andern in Italien, vieler und gründlicher Verbesserungen. Die Magistratur ist im allgemeinen sehr gering besoldet, und in manchen Fällen könnte daraus gelegentlich die Gefahr der Bestechlichkeit entstehen. Zu gleicher Zeit befindet sich die juridische Corporation in fortschreitendem Verfall, da die Männer von hervorragender Begabung eine Laufbahn fliehen, die so wenig Anziehendes bietet. Die Gerichtshöfe und Präturen sind in Uebersahl vorhanden; wenn man die überflüssigen Dikafterien aufhobe, könnte man eine nicht unbedeutende Ersparnifs machen, und die Lage der Gerichtsbeamten damit verbessern. Die strafgerichtlichen Verhandlungen gehen zu langsam vorwärts, und wiederholen sich, zu grofsem Schaden des sittlichen Eindrucks und mit grofsen Unkosten, zu oft, vermöge der zu grofsen Leichtigkeit, mit welcher die Cassationshöfe die Prozesse für ungültig erklären, und das häufig aus sehr unwichtigen Gründen. Ueberdies sind die Gerichtskosten überflüssiger Weise so hoch, dafs für Prozesse, die nicht sehr wichtig sind, es auf eine Rechtsverweigerung herauskommt. Die Einrichtung der Kanzleidirektoren (*Cancellieri*), welche, Dank der dabei verfolgten Me-

thode, oft in Gegensatz mit der Würde der Magistratur tritt, müßte gründlich modificirt werden, und alle die geringern Taxen, die jeden gerichtlichen Akt treffen, mit größerer Sicherheit für den Schatz und zu größerer Bequemlichkeit der streitenden Parteien, durch den Gebrauch des Stempelpapiers ersetzt werden.

Das letzte, und eines der kostspieligsten Budgets, ist das der öffentlichen Arbeiten, das den Finanzen die Ausgabe von L. 89,850,600. 76 abverlangt.

Erhaltung und Ausbesserung von Straßen

und Brücken . . . . . L. 6,789,842. —

Hydraulische Bauten . . . . . „ 7,111,752. —

Häfen, Seeküsten, Leuchthürme (gewöhnliche Ausgaben) . . . . . „ 2,874,200. —

Beauffichtigung der Eisenbahnen und Betriebskosten der calabro-ficilischen Eisenbahnen . . . . . „ 1,870,800. —

Die Telegraphen . . . . . „ 6,946,925. —

Die Post . . . . . „ 13,758,060. —

Entschädigungen für den Post- und Handelsdienst zur See . . . . . „ 5,083,214. —

(Die überdies im definitiven Budget eine Erhöhung von ungefähr 3 Mill. erfahren werden.)

Kostenerstattung an die Eisenbahn- und Dampfschiffs-Gesellschaften für Reisen der Parlamentsmitglieder . . . . .

„ 700,000. —

Die zur Uebertragung der Hauptstadt von Florenz nach Rom nöthigen Arbeiten

„ 2,500,000. —

Straßenbau, hauptsächlich im Süden und in Sardinien . . . . .

„ 3,710,205. 30

Obligatorische Provinz- und Gemeindestrafe . . . . .

„ 5,500,000. —

Hydraulische Bauten 1. und 2. Kategorie Bonificationen . . . . .

„ 6,454,800. —

Häfen, Küsten und Leuchthürme (außerordentliche Ausgaben) . . . . .

„ 6,051,234. 02

Eisenbahnbauten mit Inbegriff der des St. Gotthard, der Ligurischen und calabro-ficilischen . . . . .

„ 15,197,658. 44



Die Nothwendigkeit öffentlicher Arbeiten ist besonders im Süden Italiens außerordentlich groß, und die umfassenden Versprechungen in dieser Hinsicht waren für die gegenwärtigen Minister das wirksamste Mittel zum Erfolge und zum Erlangen der Volksgunst. Werden sie alle Ansuchen, wie gerechtfertigt diese auch sein mögen, erhören, und immer und Allen das gegebene Wort halten? Werden sie es können, und zugleich den Prinzipien des gleichen Maßes für Alle gerecht bleiben? Wir bezweifeln es! Einige Eisenbahnen, die wenig bevölkerte, jeder Industrie und des Handels baare Strecken durchlaufen, geben Augenblicklich keinen zum Decken der Unkosten hinreichenden Ertrag, und werden es auch für lange Zeit nicht. In vielen Fällen können oder wollen die Gemeinden und Provinzen nicht beisteuern, oder höchstens im allerkleinsten Verhältnisse, denn sie finden es viel bequemer, daß die übrigen Provinzen des Reiches, die reicher und arbeitfamer sind als sie, die eigenen Straßen und die der andern bezahlen. Auf solche Verträge hin unterstützen viele Deputirte das Ministerium in blinder Weise; für alles Uebrige sind sie ganz gleichgültig oder ungefähr so. Wir können sie kaum deswegen verdammen, daß ihre Politik vorzüglich jenes Augenmerk hat; denn es ist nicht zu leugnen, daß in den südlichen Provinzen, die so lange Zeit unter geradezu gottlosen Regierungen gestanden, nicht eher die Verbreitung gebildeten, sittlichen Lebens, Industrie, Handel, rationeller Ackerbau, Arbeitsamkeit und Sicherheit Boden finden können, als bis dort Straßen sind, welche den Produkten einen Ausfluß öffnen, und, indem sie die innere Verbindung erleichtern, den Einwohnern, die so lange Zeit getrennt von der gebildeten Welt gelebt, die Möglichkeit geben, ihr Nest zu verlassen, und sich mit ihren Mitbürgern zu befreunden. Nur bequemere Verbindungsmittel können ihre eingeschlafte, schöne Begabung wiedererwecken, und sie zu nützlichen Bürgern und Mitmenschen machen. Trotz seines beschränkten Budgets hat Italien viel gethan, aber leider nicht immer das Richtige; es wurden uneinträgliche, ja fast widersinnige Eisenbahnlinien vorgezogen, und ihr Bau läßt viel zu wünschen übrig. Die Verwaltungen wußten nicht immer gute Wahlen in ihren Werkzeugen zu treffen, noch deren Handlungen mit der nöthigen Energie zu controliren. Hoffen wir, daß

die theuer erkaufte Erfahrung dazu diene, sie aufzuklären, und in Zukunft besser zu berathen!

Bei dieser summarischen Prüfung der verschiedenen Ausgabebudgets haben wir den Werth des Pachtertrages der Staatsgüter, die zum Gebrauche der verschiedenen Verwaltungen bestimmt sind, und daher ebenso bei den Einnahmen, wie bei den Ausgaben ihren Platz finden, nicht veranschlagt, theils weil es natürlich ist, daß der Staat seine eigenen Immobilien benutze, um seine Verwaltungen darin unterzubringen, theils weil der Zinsbetrag davon, wenn nicht in absolut willkürlicher Weise, so doch gewiß nicht genau berechnet ist. Auch befinden sich unter den Einnahmen einige Produkte, die effektiv zur Verminderung der Staatslasten bei mehreren Administrationen dienen, welche daher weniger kosten, als beim ersten Anblicke erscheint. So wird z. B. die wirkliche Ausgabe des Budgets des Justizministeriums durch die Einkünfte der Gerichtskanzelleien um 5,800,000 L. vermindert (ohne zu rechnen was man von dem zu gerichtlichen Akten verwandten Stempelpapier einnimmt) und um 2,200,000 L., die sich aus Geldbußen und Gerichtskosten ergeben. — Der Betrag von Gebühren, welche die Gesandtschaften und Consulate eintreiben, erleichtert das Budget der äußern Angelegenheiten um 1,050,000 Lire. Dem Ministerium des Ackerbaues und Handels trägt die Verification der Gewichte und Maasse, die Probirung der edlen Metalle 1,768,000 L. ein, und die Verwendung der Hengste zur Zucht 176,000 Lire. Das Unterrichtsministerium erhält eine Beisteuer von 2,316,000 L. aus den Taxen des Volksunterrichts, und von 200,000 Lire aus dem Eintrittsgelde in Museen und Gallerien. Dem Budget der innern Angelegenheiten wird eine Brutto-Erleichterung von 7,800,000 Lire, für die Arbeiten der Gefangenen, zu Theil; wie auch der Abzug von den Gehältern und Pensionen eine wahre und wirkliche Verminderung seiner Ausgaben sind. So findet man im Einnahmehudget Wiedererstattungen und Beisteuern verschiedenen Ursprunges (Cap. 46 und 52—54, 56—57) für ungefähr 35 Mill., die den verschiedenen Budgets zu Gute kommen, und vor allem dem der öffentlichen Arbeiten. Es erstatten z. B. die Einkünfte der Posten und Telegraphen reichlich die Kosten der respectiven Admini-

strationen. Noch andere ähnliche Thatfachen könnten von uns verzeichnet werden, aber die Bemerkungen würden zu sehr in das Einzelne gehen, und wir ziehen daher vor, sogleich das Einnahmehudget einer raschen Prüfung zu unterziehen.

Es ward (mit Abzug der Uebertragungspartien, wie wir schon gesagt) für das Jahr 1877 mit der Competenz von L. 1,240,312,230. 99 votirt. Diese kolossale Zahl reicht allein hin, zu beweisen: wie hart der Druck der frühern Ministerien auf dem Volke hat lasten müssen, um die Ehre der Nation zu retten, und den Bedürfnissen der Regierungsverwaltungen in möglichst beschränkten Grenzen nachzukommen. Die Mahlsteuer (welche im Jahre 1869 nur 17 Mill. eingetragen, und jetzt fast ihren vollen Ertrag liefert); die erhöhte Steuer auf bewegliches Vermögen, die bedeutend erhöhte Verbrauchssteuer, die Register- und Stempelsteuer; viele kleine Auflagen, die rasch hintereinander zu den schon bestehenden hinzugefügt wurden, mußten nothwendigerweise tiefes Mißvergnügen in einem Lande verbreiten, das noch zu wenig hervorbringt, um nicht ein für das Bedürfnis des Fiskus unbestreitbar zu geringes Steuermaterial zu bieten. Die Wirkungen dieses Mißvergnügens sind schon deutlich geworden; wir werden sie später besprechen, um nicht jetzt die unternommene summarische Prüfung zu unterbrechen.

Die Hauptsteuern auf welchen das finanzielle Gebäude Italiens basirt, weil man mit Sicherheit auf sie rechnen kann, sind:

1. Die Grundsteuer (Ackerland und Gebäude) . . . . . L. 180,296,655. —
2. Einkommensteuer auf bewegliches Vermögen L. 175,328,635. 98 und Abzug von Gehalt u. Pensionen L. 4,648,187. 92 „ 179,976,823. 90
3. Mahlsteuer . . . . . „ 81,000,000. —
4. Steuer auf den Uebergang des Eigenthums und die Geschäfte, das ist: Erbfolge, todte Hand, Associationen, Ertrag der Gerichtskanzelleien, Register, Hypotheken, verliehene Concessionen seitens der Regierung, Stempelpapier, Stempel . . . . . „ 110,020,500. —

|                                                                                                                     |                           |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------|
| 5. Zölle und Schiffsgebühren . . . . .                                                                              | L. 106,000,000. —         |
| 6. Verbrauchssteuer . . . . .                                                                                       | „ 69,634,757. —           |
| 7. Tabakswaaren . . . . .                                                                                           | „ 91,484,891. —           |
| 8. Salzsteuer . . . . .                                                                                             | „ 79,000,000. —           |
| 9. Post und Telegraph . . . . .                                                                                     | „ 34,606,500. —           |
| 10. Steuern auf Fabrikation von Alkohol,<br>Bier, kohlenfauren Getränken, Schiefs-<br>pulver und Cichorie . . . . . | „ 3,200,000. —            |
| 11. Steuern auf den Eisenbahnverkehr . . . . .                                                                      | „ 13,505,000. —           |
|                                                                                                                     | <u>L. 948,725,126. 90</u> |

Man füge dazu die Einnahmen der Staatseisenbahnen, den Ertrag und Verkauf von Staatsgut und viele andere im Budget verzeichnete Einkommenszweige, und man gelangt zur erwähnten Summe von L. 1,240,312,230. 99.

In meinem vor kurzem der Kammer gemachten Bericht über das Einnahmehudget habe ich angedeutet, welches annäherungsweise die Kosten der Eintreibung jeder einzelnen Steuer, und wie groß ihr Reinertrag sei. Besonderer Erwähnung in dieser Hinsicht verdient die unsittliche Lotteriesteuer, welche einen Bruttoertrag von 75,000,000 Lire abwirft, aber durch Abzug der Kosten (für die Gewinnste, welche sich auf 43 Mill. belaufen, und für die Administration, das Aufgeld der Einnehmer inbegriffen, im Betrage von 6,460,430 Lire) sich auf 25,639,270 Lire vermindert, die allgemeinen Kosten ungerechnet. Man muß beklagen, daß Italien sich noch nicht von einer Auflage hat befreien können, deren Ergebniss durchaus nicht bedeutend ist, von der überdies der Staat nur den dritten Theil genießt, und die fast gänzlich auf Kosten der Unwissenden und Armen erhoben wird.

Wenn man das Steuersystem Italiens einer Prüfung unterwirft, sieht man sich gezwungen, einzuge stehen, daß es weit entfernt davon ist, den Grundsätzen der Wissenschaft und den Anforderungen einer guten Verwaltung zu genügen, woher denn die Nothwendigkeit entspringt: vorsichtige, stufenweise Reformen vorzunehmen, die nach und nach zu der Ausgleichung und der Verminderung der Mißverhältnisse und Härten, die augenblicklich obwalten, führen würden. In der That können Steuern aus drei Gründen fehlerhaft sein. Sie sind es entweder an und für sich; oder sie sind

es durch die Mangelhaftigkeit des sie decretirenden Gesetzes; oder endlich durch die Art ihrer Anwendung, ohne daß weder die Steuer an sich, noch die Redaction des Gesetzes zu tadeln seien.

Die Grundsteuer ist an sich selbst gerecht, aber sie ist ungleich vertheilt, denn das Gesetz vom Jahre 1864 bestimmte nur provisorisch die geforderten Contingente und war eher ein Vergleich, als ein Akt gleichmäßiger Gerechtigkeit für alle. Es ward freilich vorgeschrieben, innerhalb zweier Jahre einen Gesetzentwurf für die Peräquation einzureichen, aber der vom Minister Cambray-Digny 1869 eingebrachte ward nicht einmal diskutirt. Seinem Nachfolger Sella blieb keine Muße sich damit zu beschäftigen. Minghetti brachte ihn im J. 1875 aufs Neue, und mit bedeutenden Veränderungen ein. Der Kammerauschuß prüfte ihn lange, und ernannte auch einen Berichterstatter, aber man ward nicht zeitig genug fertig um ihn zur Diskussion zu bringen. Nach dem Ministerwechsel und dem Regierungsantritt der Opposition war es Depretis welcher, in den letzten Tagen, ein neues Gesetz eingebracht, dessen besondere Verordnungen noch unbekannt sind, da es noch nicht an die Abgeordneten vertheilt worden, das aber in seinen Grundzügen durchaus nicht demjenigen des Jahres 1864 zu entsprechen scheint. Die Schwierigkeiten sind sehr ernst; denn man muß die Italien zum größten Theile fehlenden Karten erst anfertigen lassen, um dann, auf gerechter und unparteiischer Basis, zur Abschätzung des vermuthlichen Ertrages schreiten zu können. Diese ungeheure Arbeit kann nicht in kurzer Zeit bestritten werden, und nicht ohne die allerbedeutendsten Kosten. Ueberdies wird man den passiven Widerstand all' derer zu bekämpfen haben, die weniger als die Andern zahlen, und ihrer giebt es nicht Wenige. Indessen steht der Preis des Grundstücks unter dem Einfluß der Steuer und neutralisirt, auf Kosten des Besitzers, ihre Ungleichheiten und Mißverhältnisse, was desto empfindlicher wirkt, weil die Steuer in den letzten Jahren um  $\frac{3}{10}$  vermehrt worden.

Die Gebäudesteuer, die auf den ersten Anblick gerecht erscheint, trifft das thatsächliche oder muthmaassliche Einkommen mit dem Abzuge des Viertels für Privathäuser, und des Drittels für Gebäude industrieller Anstalten, um erstere

für das Leerstehen und die Ausbesserungen zu entschädigen, und ist in der That ungemein ungerecht und ungleich; denn wenn für einige Häuser und Städte der vierte Theil des Einkommens hinreicht, das Leerstehen der Räume und die Ausbesserungen zu decken, so ist er für weniger blühende oder bevölkerte Städte, und selbst für einige der entferntern Theile derselben Stadt nicht ausreichend. Die Ausbesserungen kosten fast in allen Städten und in all deren Theilen dasselbe, und sind durchaus nicht im Verhältniß des Einkommens. Das Leerstehen ist äußerst verschieden je nach den Städten und deren Quartieren, und das nicht Einzutreibende betrifft besonders die weniger eintragenden Häuser, welche demungeachtet in demselben Verhältniß besteuert sind, wie die Paläste der Reichen. Daraus folgt eine große Verminderung des Werthes jener Gebäude, die mehr von dieser unvollkommenen Anordnung leiden, da sie manchmal (durch die Unbilligkeit des Fiskus in der Festsetzung des muthmaßlichen Zinses leerstehender Häuser) übermäßig belastet sind, und das wird um so drückender, weil, wie lange auch das Leerstehen daure, nie eine Erleichterung der Auflage gewährt wird. — Diese ernsten und schwer zu verbessernden Mängel der Gebäudesteuer wirken um so fühlbarer, da die ihr beigefügte von Gemeinde und Provinz erhobene Steuer dieselbe Norm befolgt, ja in manchen Theilen Italiens die des Staates übertrifft. Die Gemeinden, vorzüglich die größeren, haben sich übermäßigen Ausgaben unterzogen und sich große Schulden, oft zu äußerst harten Bedingungen, auferlegt. Der Staat liefs viele Ausgaben, die sonst ihm zugefallen, auf die Gemeinden übergehen, und zog, um das Deficit zu tilgen, mehrere Einkunftszeige an sich, die sonst für das Budget der Gemeinden hochanzuschlagende Hilfsquellen geboten. Daher müssen die Gemeinden nun den Grundbesitz stärker besteuern, und weil es im Gesetz und in der Natur der Dinge eine Grenze für den Steuerzuschlag giebt, die man nicht überschreiten kann, so folgt daraus, daß mehrere Gemeinden ansehnlicher Städte sich in den schlimmsten finanziellen Verhältnissen befinden, und, um den Verpflichtungen gegen ihre Gläubiger nachzukommen und den Bedürfnissen der Administration zu entsprechen, die Bürger in jeder möglichen Weise quälen, indem sie nicht

nur einen erheblichen Zuschlag zur Gebäudesteuer fordern, sondern auch lästige Familien- oder Gewerbesteuern einführen, und auch die Verbrauchssteuer, zu großem Schaden der ärmern Bevölkerung und der Industrie, erhöhen müssen. Der Zustand einiger Stadtgemeinden ist so bedenklich, daß die Staatscasse, die sich so sehr bemüht hat das Gleichgewicht ihrer Bilanz zu erreichen, jetzt unumgänglicher Weise einen Theil des Weges zum zweiten Male zu machen hat, und ernstlich daran denken muß, jenen zu verbessern, und den Gemeinden zu diesem Zweck entweder einen Theil der Steuer auf bewegliches Eigenthum, welche der Staat im Jahre 1870 an sich genommen, oder den größern Theil der Verbrauchssteuer zu überlassen, oder endlich durch Befreiung von der Verpflichtung zu einigen Ausgaben für Polizei, öffentliche Gesundheitspflege, Regulirung der Flüsse, Häfen, Volksunterricht, u. s. w. sie einer, gegenwärtig äußerst schwer auf dem Budget der Gemeinden drückenden, Last zu entheben.

Die Einkommensteuer auf bewegliches Vermögen ist in der Theorie gerecht, in der Praxis jedoch begegnet sie überall ungeheuren Schwierigkeiten; und diese wuchsen in tausend Weisen in Italien wegen der Höhe der Taxe, die 13—20% beträgt (ohne die Erhebungskosten). Die Einkommen vom Kapital allein werden auf die ganze Summe hin taxirt, diejenigen welche Erzeugnisse des Kapitals und der Arbeit sind um  $\frac{1}{4}$  vermindert; die welche nur der Arbeit verdankt werden um  $\frac{3}{8}$ ; die endlich der Beamten-Gehälter sind auf die Hälfte reducirt. — Das besteuerbare Minimum ist sehr niedrig, denn die steuerpflichtigen Einkünfte gehen bis auf 400 L. herab, und nur bis L. 500 gibt man einen Abzug von L. 100 vom Besteuerbaren zu; der Art, daß die Einkünfte von L. 400 für 300, die von L. 500 für 400 steuern. Die 500 L. übersteigenden Einkünfte genießen keines Vorrechtes. Wir wollen den Punkt der großen Schwierigkeiten der Abschätzung, und der Härte des fiskalen Druckes nicht berühren; sie machen das Gesetz noch viel strenger, wegen der Nothwendigkeit dem Betrage ein Hinderniß in den Weg zu legen. Es ist mehr als augenscheinlich, daß eine so beschwerliche Taxation einen großen Theil des Vermögens durchschlüpfen läßt, oder manchmal sogar seine Produktion hindert, und es

ist leicht einzusehen, daß ungefähr die Hälfte der kleinen Posten thatsächlich uneintreibbar bleibt. Im Ausgabebudget find, wie gesagt L. 6,000,000 verzeichnet, um den Ausfall der uneintreibbaren oder der durch Aufhören der Einkünfte aufgehobenen Partien zu tilgen.

Die Taxation der Staatsrente, der Gehalte, Pensionen, u. s. w. findet mittelft Abzuges statt, für das Uebrige mittelft Listen. Für das Jahr 1877 find mittelft Abzugs, einschliesslich die der Pensionen und Gehalte, präventiv angenommen . . . . . L. 84,691,675. 38 und mittelft Listen . . . . . „ 95,285,148. 52

Die vom Ministerium veröffentlichten Statistiken zeigen in ausnahmsloser Weise, wie im Ganzen mehr als die Hälfte des steuerbaren Vermögens verborgen wird. Eine Untersuchungscommission, deren Arbeiten zu leiten ich die Ehre gehabt, unterzog diese so schwierige Steuer einer äusserst sorgfältigen Prüfung, und das Ministerium Minghetti hätte davon Vortheil gezogen, wenn nicht die Ministerkrisis stattgefunden. Das neue Ministerium Depretis beauftragte eine zweite Commission, jene Arbeiten durchzusehen, und es ward ein Gesetzentwurf eingebracht, in welchem der Minister vorschlägt: die Abschätzung der steuerbaren Einkünfte von L. 400 bis 800 zu vermindern, zwischen diesen beiden Grenzen eine progressive, von Hundert zu Hundert zu nehmende, Auflage festzustellen, und den Gemeinden 10 procent des Einkommens dieser Steuer von einigen bestimmten Einkünften zu überlassen. (Ist seitdem votirt worden. Anm. d. R.) Man berechnet, daß der Staatschatz dabei 6 bis 7 Mill. einbüßen würde, was ein Geringes im Verhältniß zu der Noth der kleinen Contribuenten wäre, aber immerhin eine Verbesserung bedeuten würde, welche, hoffen wir, in der Folge solcher Art fortschreiten könnte, daß die Last nach und nach, wenigstens für die nicht bis zu L. 1500 reichenden Einkommen, erleichtert werden könnte.

Die Substitution einer Patentsteuer (*indiziaria*) würde auch große Uebelstände haben, und wahrscheinlich wenig eintragen. Unser Budget befindet sich noch in so prekären Verhältnissen, daß es unmöglich ist, wenn man den Abgrund des Deficits nicht wieder aufdecken will, irgend eine Auflage in beträchtlicher Weise zu erleichtern. Gewiss ist, daß



man das, was in Folge des neuen Gesetzesvorchlages heute eingebüßt würde, im Laufe der Zeit wieder erlangen würde. Eine gründliche und vollkommene Reform dieser Steuer wird dazu beitragen, nach und nach das beststeuerbare Einkommen zu vermehren und die uneintreibbaren Contingente zu vermindern. Im Anfange freilich würde eine Erleichterung nicht hinreichen, die Contribuenten zu veranlassen, die Wahrheit zu sagen; denn sie würden dieselbe wie einen Kunstgriff ansehen, um grössere Angaben ihres Einkommens zu erzielen. Diese von fortwährenden Modificationen gequälte Steuer giebt jetzt schon ungefähr so viel, als zur Erhaltung des Heeres nöthig ist, aber man kann nicht leugnen, daß sie durch ihren schweren Druck dem Boden- und Hypothekenkredit den grössten Schaden zufügt, und besonders die Entwicklung der Kredit- und industriellen Gesellschaften beeinträchtigt. Es wird also durchaus nöthig sein, in bessern Zeiten zu ihrer ernstlichen und durchgreifenden Reform zu schreiten.

Die Mahlsteuer ist auch eine äusserst drückende Auflage, die das Leben vertheuert, weil die nothwendigsten Consumartikel schon von der Verbrauchssteuer getroffen sind. Nur die dringende, unabweisbare Nothwendigkeit konnte diese neue empfindliche Steuer rechtfertigen, die den demagogischen Deklamationen einen so günstigen Gegenstand liefert, und Gelegenheit zu Aufläufen, oder bedauernswerthen Gewaltthätigkeiten geben kann. Die Erhebungsart basiert zum grössten Theil auf einer Maschine (*Contatore*), welche jede Umdrehung des Mühlsteines anzeigt, und nicht enden wollende, leider nicht immer unbegründete Reklamationen veranlaßt gegen die Ungleichheit und das Uebermaass der Gebühren, die man für jede 100malige Mühlsteinumdrehung zu zahlen hat. Das Getreide wird oft schlecht gemahlen, um Umdrehungen zu ersparen, und vieler Nahrungsstoff bleibt an der Kleie haften, woraus sich eine nicht geringe Verminderung der nährenden Substanzen ergibt. Die Müller benutzen oft die Gelegenheit, um unter dem Vorwande der Steuer eine grössere Vergütung von denen, welche das Korn zum Mahlen bringen, zu verlangen, und diese Leute sind oft von äusserster Armuth. Die Nothwendigkeit, dem Betrüge vorzubeugen, und die Verschiedenheit der Taxe (die 2 Lire

für Weizen, 1 L. für Mais und Roggen verlangt), wird ebenfalls der Grund zu vielen Schwierigkeiten des Reglements und zu beklagenswerthen Bedrückungen. Depretis behauptete einst als Haupt der Opposition, zweifelsohne irrtümlich, daß die Mahlsteuer verfassungswidrig sei. Seit er Minister geworden, erkennt er ihre Nothwendigkeit an, und freut sich der fortschreitenden Vermehrung ihres Ertrags. Doch haben jene unvorsichtigen Worte ihr Echo gefunden, und der Minister hat Mühe zu verhindern, daß die sogenannte Liga gegen die Mahlsteuer nicht durch ihre Meetings und Presse die leidende Bevölkerung aufrege. Man hofft jetzt endlich einen neuen und vollkommnern Mechanismus (*Pesatore*) entdeckt zu haben, mittelst dessen man nach Gewicht bezahlen, und somit allen Uebervortheilungen, wie allen Klagen der Müller ein Ziel setzen würde. Eigentlich ist die Steuer nicht hoch; 2 L. für den Centner Weizen, 1. L. für das übrige Getreide, sind nichts Erhebliches. Jede kleine Vermehrung der Nachfrage, jede kleine Drohung ungünstiger Witterung oder politischer Verwicklung, reicht hin, um viel bedeutendere Oscillationen hervorzubringen. Wenn die Mahlsteuer eine Gewohnheit, der neue Mechanismus als leicht anwendbar erfunden worden, und die Erfahrung gelehrt haben wird, daß er allen Fälschungen und allem Betrüge vorbeuge, so glauben wir, daß diese Steuer ohne Gefahr wird beibehalten werden können, bis die Verhältnisse des Budgets es uns erlauben, sie ganz abzuschaffen oder wenigstens zu vermindern.

Es giebt noch andere äußerst lästige Auflagen, die zu erleichtern dringendes Bedürfnis wäre, und zu diesen zählen die auf die Geschäfte, deren Gang dadurch äußerst erschwert wird; dann die Gerichtstaxen, welche öfters die Bürger von dem Gebrauch ihrer Rechte abhalten, so verwickelt und zahlreich sind sie, meist ganz ohne Verhältniß zu dem streitigen Gegenstand. Auch die Zolltarife bedürfen wohlbedachter Reformen, um eine weise Handelsfreiheit mit dem Vortheile der nationalen Industrie und des öffentlichen Schatzes zu verbinden. Da die Handelstraktate mit Frankreich, Oestreich und der Schweiz zu erneuern sind, so hoffen wir, daß das neue Ministerium bei der Gelegenheit den richtigen Weg einschlagen, und zugleich glücklich genug sein wird, um seine

Vorschläge von den andern Mächten angenommen zu sehen. (Der Vertrag mit Frankreich ist am 6. Juli d. J. und zwar zu Italien sehr günstigen Bedingungen abgeschlossen worden. Anm. der Red.)

Die Tabakswaaren werfen uns eine Einnahme ab, die gröfser sein könnte, wenn wir keinen Contrakt mit der Tabaksregie geschlossen hätten, der bis zum J. 1880 dauert. Mittlerweile wächst der Verbrauch, und zugleich der Canon, und wir glauben, dafs beim Ablaufe des Contraktes der Schatz einen bedeutend gröfsern Vorthail von diesem Einnahmszweige ziehen können wird. Auch das Salz ist bei uns sehr viel höher, als in jedem andern Staate taxirt; von den Gattungen für den häuslichen Gebrauch kostet das Kilogramm 55 Cmi. Das Salz gewährt dem Staate 79 Mill. Bruttoertrag, und ungefähr 70 Mill. Reinertrag. Niemandem kann es entgehen, wie wichtig für die armen Klassen eine bedeutende Erleichterung hinsichtlich dieses unumgänglich nothwendigen Artikels wäre, aber die Bedürfnisse des Schatzes sind so grofs, und alle Auflagen so hoch, dafs man kaum weifs, welcher Reform man zuerst nachzukommen habe. Dem Ackerbau und der Industrie wird das Salz zu ermäfsigtem Preise abgegeben, nachdem man es vorher untauglich zum Nahrungsmittel gemacht. Aber man müfste noch gröfsere Erleichterungen gewähren, damit der Gebrauch sich ausdehne, wie man überhaupt die Steuern auf Fabrikation, welche wenig abwerfen, vollständig abschaffen müfste, da sie der Industrie grofse Hindernisse in den Weg legen und thatfächlich fast immer auf ein schlecht verhehltes Privileg hinauslaufen. (Ministerium und Majorität haben seitdem die von der conservativen Opposition vorgeschlagenen Verminderung der Salzsteuer verworfen. A. d. R.) Dasselbe ist von den Steuern auf den Eisenbahnverkehr zu sagen, besonders den Waarentransport; sie vermindern die Vortheile dieser vervollkommeneten Verbindungswege, und wenden oft den Linien des Auslandes den Vorthail zu, da diese, im Vergleich mit den unsrigen, weniger kostspielig sind. Aber alle diese, wenn man will ökonomischen und politischen Irrthümer haben eine grofse Rechtfertigung: die Nothwendigkeit vieler und grofser Ausgaben; die unabweisbare Verpflichtung unsern Verbindlichkeiten nachzukommen. Nur

um den Preis jener Opfer konnten wir uns die Achtung und die Anerkennung der andern Nationen erwerben, und die große Partei, welche obfchon sie sich die gemäßigste nannte, im allerhöchsten Grade revolutionär war, wird immer (was auch dagegen von einer ehrgeizigen Opposition gesagt worden) diesen unleugbaren Anspruch an die Dankbarkeit der Nation haben. Die Geschichte wird ihr Gerechtigkeit widerfahrenlassen.

---

Nach Abzug der Kosten für die Competenz-Einnahme wird man, wie wir schon gesagt, im Präventiv-Budget einen Ueberschuß von L. 15,113,363. 93 haben, aber wie schon bekannt, muß man noch andere Ausgabe-Contos im Auge behalten, und zwar L. 2,615,322 zur Erhöhung des Gehaltes einiger Beamten-categorien; L. 2,855,173 als Zuschuß für einige Seepostlinien, die nicht vollständig berechnet waren. 5 Mill. mehr sind für das Heer votirt worden; andere 2 Mill. werden für die Marine ausgeworfen werden. Der Schulzwang wird das Budget des Unterrichtsministers ziemlich stark belasten, und L. 2,042,800 jährlicher Zinsen ergeben sich aus der in diesem Jahre contrahirten consolidirten Staatsschuld zum Behufe neuer Eisenbahnbauten, und in Folge des Ankaufs der oberitalienischen Eisenbahnlinien. Andere, einigermaßen beträchtliche Ausgaben werden wahrscheinlich noch für öffentliche Arbeiten oder andere Verwaltungszweige votirt, und somit jener Ueberschuß nicht nur erschöpft, sondern auch ein Deficit von einigen Millionen hervorgebracht werden.

In der That ist das Präventiv-Budget für 1877 von dem jetzigen Finanzminister Depretis sehr geschickt zusammengestellt, oder vielmehr verändert worden, denn es lag ihm daran zu zeigen, daß das Gleichgewicht oder vielmehr der kleine Ueberschuß, den sein Vorgänger Minghetti am 15. März desselben Jahres angezeigt hatte, im November noch unberührt geblieben, trotz einiger von der Kammer votirten größern Ausgaben. Und er erreichte Solches: indem er aus dem Budget die Apanage des heiligen Stuhles, welche dieser bekanntlich nicht einfordert, strich (denn er schrieb die verjährte Summe unter die Einnahmen); die Befugniss verlangte, in diesem Jahre 10 Mill. Domaniel-Obligationen statt 5 Mill. zu verkaufen; und die Reserve zu unvorhergesehenen Ausgaben, die in den frühern Jahren 8 Mill. be-

tragen, auf 7 Mill. beschränkte. Diese drei Budgetabtheilungen allein machen schon eine Differenz von 9 Mill. aus; diese und die L. 3,100,000, welche aus den Obligationen der Pontebbabahn hervorgehen, dienen ihm, die Verminderungen des Einkommens und die Tilgung von L. 4,800,000 Kirchengut-Obligationen auszugleichen. Nebenbei ist zu bemerken, daß mit dem Budget des laufenden Jahres das System eingeleitet worden, durch Emission von Rente die nöthigen Mittel zu schaffen sowohl zum Weiterbau der calabro-sizilischen Eisenbahnen, als auch zur Erfüllung all' der Verpflichtungen, welche aus dem Ankauf der oberitalienischen Eisenbahnen erwachsen, darunter vornehmlich die Zahlung aller Schulden, die uns mittelst jenes Contractes zugewiesen worden. Wenn gleich nämlich die vorhergehenden Ministerien sich durch die Bedürfnisse des Schatzes gezwungen gesehen hatten von der Vollmacht Gebrauch zu machen, welche ihnen die Kammer ertheilte, Papiergeld von den Banken zu fordern, so griff Minghetti doch im letzten Jahre nicht zu dieser Ressource und überließ so seinem Nachfolger als Erbschaft die Befugniss, weitere 30 Mill. von den Banken zu erheben. Doch auch dieser bediente sich ihrer nicht, und emittirte auch die andern 30 Millionen nicht, welche als Rechnungsabschluß der votirten Milliarde Papiergeld übriggeblieben, so daß die Summe des emittirten Papiers sich auf 940 Mill. beschränkt, statt die in Aussicht genommene Milliarde voll zu machen. Wir müssen indessen bemerken, daß dagegen Depretis in der Emission der Schatzbons zu weit gegangen ist.

In der That, es ergab sich von December 1875 bis December 1876 eine Vermehrung der Schatzbons im Betrage von L. 21,190,500, und gar bis Ende Februar 1877 von L. 46,272,500. Offenbar löst sich bei einem solchen System die verminderte Emission des Papiergeldes in eine Täuschung auf, weil die Banken, um die Bons zu discountiren, ihre Noten zu legalem Cours erlassen, die nun auf dem Markte dieselbe Lähmung hervorrufen, welche mit dem Papiergeld zum Zwangscours (oder den Noten des Bank-Consortiums) statt findet. (S. Band I der Italia: Fontanelli's Aufsatz über die Notencirculation. A. d. R.)

In einem Staate, wo vor kurzem noch ein so ungeheures

Deficit bestand, daß es nicht nur den Italienern, sondern auch allen wahren und aufgeklärten Freunden Italiens, wie Gladstone und Andern, ernstliche Besorgnisse einflößte, wäre es eine mühsige Arbeit, jetzt über Differenzen von wenigen Millionen zu streiten. Gewiss ist, daß unser Budget-Ausgleich kein normaler ist, weil er sich auf Steuern gründet, die alle die Steuerkraft des Landes auf das Höchste anspannen, daher ohne Elasticität sind. Die ministerielle Krise von 1876 fand hauptsächlich unter dem Banner der Steuerverminderung statt, namentlich der Steuern, welche die arme Bevölkerung treffen und die Produktion behindern. Aber da auch Depretis völlig von der Nothwendigkeit überzeugt ist, den Strudel des Deficits nicht wieder heraufbeschwören zu dürfen, so schwer es ihm auch wird, dem lebhaft ausgedrückten Verlangen nach Vermehrung der Ausgaben, hauptsächlich zum Besten der öffentlichen Arbeiten, zu widerstehen, so ist zu hoffen, daß das Parlament nur die unumgänglichsten Ausgaben votiren, und sich so die gute Finanzlage zu großem Vortheil unseres öffentlichen Kredites befestigen wird. Nachdem der Minister erklärt „nicht eine Lira weniger“, kann man annehmen, daß er für die einzelnen Steuern keine bedeutende Herabsetzung vorschlagen will. Vielleicht wird aber der Fehler darin bestehen, daß man an mehrere Auflagen rühren wird, ohne eine einzige gründlich zu modificiren, während ein rationelles und wirksames System darin bestände, immer zur Zeit eine Steuer völlig zu verbessern, damit die Wirkung der Reform klar und vollkommen sei. Die Hauptgefahr für die Finanzen besteht in einem gewissen Nachlassen der Disciplin und Energie der Beamten, welches die Wirkung gewisser pathetischer Circulare ist, mittelst deren man, um Popularität zu erwerben, mit Ostentation den executiven Organen eine Mäßigung predigt, die in der Praxis auf Nachlässigkeit und Nachsicht hinauslaufen würde. Die Agenten des Fiscus, die nicht ganz sicher sind, ob die Regierung im Falle von Reclamationen sie unterstützt, ziehen es vor, diesen zu entgehen, und sehen durch die Finger. Gewiss ist es gut, unnütze Strenge und übertriebene fiscale Bedrückungen zu vermeiden; da aber die Gesetze immer beachtet werden müssen, so lange sie nicht förmlich widerrufen worden, so kann Sentimentalität

in finanzieller Hinsicht in einem Augenblick, wo es unumgänglich nöthig ist, hart auf die Bevölkerung zu drücken, nur Unordnung in der Verwaltung und zu gleicher Zeit eine Enttäuschung des Publikums hervorrufen. Bis jetzt machen diese Wirkungen sich noch nicht fühlbar. Wenn ein gefunder und kräftiger Mann sich einer unregelmässigen Lebensart hingiebt, so scheint er Anfangs nicht darunter zu leiden; es verfliest einige Zeit, ehe der Organismus es empfindet, aber nach und nach thun die üblen Gewohnheiten ihre Wirkung, und die alte Kraft verschwindet.

Aus dieser Auseinandersetzung ist es erlaubt zu schliessen, 1) dafs das Competenz-Budget oder die relativen Einnahmen und Ausgaben des Jahres ungefähr ausgeglichen sind; 2) dafs aber im J. 1877 gemäfs der Voranschläge neue Schulden eingegangen und Domänengüter verkauft werden zum Betrage von L. 69,683,877. 50, dafs dagegen rückzahlbare Schulden amortisirt, und neue Bauten gemacht werden zum Belauf von L. 78,329,738. 40, wodurch sich das Staatsbudget um L. 8,645,860. 90 verbessert; 3) dafs, um die aktiven und passiven Rückstände der verflossenen Jahre zu decken, und sich auf alle Fälle vorzusehen, die Summe von höchstens 90—100 Mill. nöthig sein wird, und zwar, weil trotz der scheinbar geringeren Differenz, die Guthaben theilweise schwer einzufordern sind, während fast alle Ausgaben bezahlt werden müssen; 4) dafs überdies, wenn man die Lage vom 31. December 1875 im Ueberblicke prüft, eine complexive Schuld von L. 219,863,100 für Bons hervorgeht und dagegen in Cassa L. 134,572,898. 74, während unter dem Guthaben des Schatzes Platz finden

L. 46,499,426. 98 von den römischen Eisenbahnen,

„ 30,054,396. 22 aus dem Cultusfond.

Diese letzte Summe wird nur nach Verlauf einer langen Reihe von Jahren liquidirt werden können, hauptsächlich wenn durch den Tod der pensionirten Mönche die schwere Last, welche diesen Fond drückt, aufgehoben sein wird. Das Guthaben der römischen Eisenbahnen wird bei Gelegenheit des unvermeidlichen und schon beschlossenen Ankaufes dieser Linien annullirt werden. Dann wird sich natürlich eine gröfsere Passivität in der Lage des Schatzes ergeben. Da das Geld reichlich vorhanden ist, so sind die Kassenopera-

tionen leicht, weil die Bons sich mit den Interessen von 2, 3 und 4 pCt. emittiren (die jedoch von der Steuer auf bewegliches Vermögen getroffen werden) je nach Verfallzeit von 6, 9 oder 12 Monaten — und der Diskonto der Bons mit den Emiffionsbanken zu 3 pCt. regulirt ist. Wir sind also weit entfernt von den Zeiten, wo man 12 und mehr pCt. Interessen bezahlen und die demüthigendsten Bedingungen annehmen mußte.

Die veranschlagten Summen des Einnahme-Budgets für 1877 entsprachen im Ganzen den Effektiv-Eintreibungen mit der Differenz von nur L. 3,657,354. 01, welche sich bis zu fast 17 Mill. erhöhen wird, wenn man die mit dem definitiven Budget für 1877 beantragten Veränderungen der vom J. 1877 herübergenommenen Summe in Anschlag bringt.

Das Incasso von 1876 mit dem von 1875 vergleichend, wird es anschaulicher, daß eine Vermehrung der Einnahmen stattgefunden:

|                                               |               |
|-----------------------------------------------|---------------|
| in der Steuer auf bewegliches Vermögen von L. | 3,847,145.95, |
| „ „ Mahlsteuer . . . . . „ „                  | 5,890,706.08, |
| „ „ Verbrauchssteuer . . . . . „ „            | 8,771,850.56, |
| „ „ Salzsteuer . . . . . „ „                  | 1,654,624.31, |
| „ den Univerfitätstaxen und verschiedenen     |               |
| anderen Ertragszweigen . . . . . „ „          | 893,806.32,   |
| „ dem Ertrage der Münzen . . . . . „ „        | 1,586,098.90. |

Dagegen fanden Verminderungen statt:

in den verschiedenen Steuern auf die Geschäfte

|                                          |                      |
|------------------------------------------|----------------------|
|                                          | von L. 5,284,837.47, |
| „ „ Steuern auf den Eifenbahnverkehr „ „ | 2,393,279.31,        |
| „ „ Zöllen . . . . . „ „                 | 3,246,531.20,        |
| „ „ Tabakswaaren . . . . . „ „           | 472,406.84,          |
| im Lotto . . . . . „ „                   | 4,420,373.26,        |
| in den Posten . . . . . „ „              | 346,540.82,          |
| „ „ Gebühren der Verification von Ge-    |                      |
| wichten und Maafsen . . . . . „ „        | 822,745.58.          |

Der Ertrag der Kirchen- und Domänen Güter verringert sich natürlich als Wirkung der Verkäufe, wie die Einkünfte für rückständige Steuern sich verminderten, seit die Administration geregelter und thätiger ist.

Die Minder-Ausgaben für das Jahr 1876 im Vergleiche zu dem genehmigten Budget haben sich auf 25 Millionen herausgestellt. Die Einkünfte, welche im Vergleiche mit den



veranschlagten im J. 1877 eine bemerkenswerthere Differenz aufwiesen, waren in Erhöhung:

die Einkommensteuer auf bewegliches Ver-

|                                             |                  |
|---------------------------------------------|------------------|
| mögen . . . . .                             | L. 2,465,339.27, |
| „ Gebäudesteuer . . . . .                   | „ 644,661.93,    |
| „ Mahlsteuer . . . . .                      | „ 3,995,198.22,  |
| „ Erbschaftssteuer . . . . .                | „ 658,039.55,    |
| „ Verbrauchssteuer . . . . .                | „ 411,061.05,    |
| „ Salzsteuer . . . . .                      | „ 1,932,345.18,  |
| „ Universitätstaxen und verschiedene andere | „ 788,484.46.    |

der Ertrag der Münzen durch Vortheile beim

|                                           |                 |
|-------------------------------------------|-----------------|
| Prägen der Silbermünzen . . . . .         | „ 1,088,262.16, |
| „ Ertrag von liegenden Gütern und Kanälen | „ 3,034,659.61. |

Dagegen in Verminderung:

die Register- und Hypothekensteuer, Stempel-

|                                                                    |                 |
|--------------------------------------------------------------------|-----------------|
| papier und Stempelsteuer . . . . .                                 | „ 2,093,494.76, |
| „ Steuer auf den Eisenbahnverkehr . . .                            | „ 706,622.06,   |
| „ Zölle . . . . .                                                  | „ 5,040,006.56, |
| „ Tabakswaaren . . . . .                                           | „ 4,231,148.45, |
| „ Lotteriesteuer . . . . .                                         | „ 5,865,558.39, |
| „ Gebühren der Verification von Gewichten<br>und Maassen . . . . . | „ 570,695.17.   |

Aus dem Vorangefickten ist deutlich zu entnehmen, daß unsere finanzielle Lage, wenn sie auch noch nicht der Art ist, wie sie sein sollte — sei es, weil die Steuern äußerst hoch sind, und nicht immer billig vertheilt; sei es, weil noch keine Möglichkeit vorhanden, ungünstigen Eventualitäten zu begegnen; sei es, weil der allgemeine Reichtum nur sehr unvollständig entwickelt ist; sei es endlich, weil noch große Ausgaben für öffentliche Bauten, zur Landes-Vertheidigung und für den Volksunterricht zu machen sind — doch trotz allem in wenigen Jahren ungeheure Fortschritte gemacht, und unsere Gläubiger nun der genauen Erfüllung unserer Verpflichtungen gewiss sein können. Das Rechnungswesen, welches unentwickelt und unsicher war, ist jetzt auch besser geordnet und geklärt, und die Verwaltung geht im Allgemeinen diszipliniert und mit Ordnung vor sich. Viele Verbesserungen waren schon eingeführt, viele vorbereitet, und das neue Ministerium fand die Arbeiten dafür ganz vollendet vor. Wenn die Vorkehrung dem Lande

die höchste der Wohlthaten, den Frieden, bewahrt, so steht zu erwarten, daß in wenigen Jahren das beststeuerbare Material sehr bedeutend vermehrt, und uns erlaubt sein wird, allen unseren großen Bedürfnissen nachzukommen, und zugleich die drückendsten Steuern zu ermäßigen. Dagegen darf nicht eingewendet werden, daß einige außerordentliche Einkommenszweige aufhören werden, wie z. B. der Verkauf von liegenden Gütern, weil zugleich auch die Summe der rückzahlbaren Schulden vermindert wird, und wir, vorzüglich nach 1881, in dieser Hinsicht eine große Erleichterung erfahren werden.

Der schwarze Punkt, welcher der Entwicklung des Credits und der Arbeit schadet, und die Stabilität des Budgets immer noch mit Gefahr bedroht, ist der Zwangskurs, jene unvermeidliche Folge des Krieges von 1866, welchen beizubehalten und in weitem Umfange auszubeuten, die Bedürfnisse des Budgets uns gezwungen haben. Statt Rente zu allzudrückendem Preise zu emittiren, und damit dem Staatscredit zu schaden, ward es für ein besseres Auskunftsmittel gehalten, da man nun einmal den Zwangskurs nicht abschaffen konnte, aus ihm die Mittel gegen das Deficit und die Kosten der einmal begonnenen öffentlichen Arbeiten zu entnehmen.

Die gegenwärtigen Minister, welche auch hierfür durch unvorsichtige Versprechungen und bitteren Tadel Verpflichtungen übernommen, möchten sogleich an eine stufenweise Abschaffung gehen. In Folge dessen schlägt Depretis vor: jede weitere Emission zu unterlassen, die Summe des Papiergeldes auf die bereits circulirenden 940 Mill. zu beschränken, und definitiv der Befugniss zu entsagen, die von den vorausgegangenen Gesetzen zugegebenen 60 Mill. zu emittiren. Solches ist schon an sich eine große Unvorsichtigkeit. Es wäre gewiß außerordentlich angemessen, sich dieses Vorrechtes nur im dringendsten Falle unvermeidlicher Nothwendigkeit zu bedienen, und hat das Ministerium Minghetti das Beispiel darin gegeben; aber wenn die orientalische Frage uns zu unvorhergesehenen Ausgaben verpflichtete, und wir in Folge irgend einer Krisis nicht in so weitem Umfange auf die Schatzbons zählen könnten, wäre es immer für den Schatz sehr nützlich, die unmittelbare Disponibilität dieser Hülsquelle zu genießen, ohne durch ein neues Gesetz dazu autorisirt werden zu

müssen. Aber der Minister begnügt sich nicht mit diesen Verordnungen, die wir negativ nennen möchten; er schlägt weiter vor, von 1878 an, 20 Mill. jährlich ins Budget einzuschreiben, um damit die allmähliche Amortisation der 940 Mill. anzubahnen. Wir haben nicht nöthig zu bemerken, daß eine solche Anordnung, die einer langen Reihe günstiger Jahre bedürfte, um gründlich wirksam zu sein, sich nur als eine Last für das Budget erweisen wird, ohne irgend einen entsprechenden Vortheil. Um durchgreifend zu sein, müssen Amortisationen immer rasch vor sich gehen, wie man z. B. in Frankreich verfahren; sonst ergeben sich leicht andere Bedürfnisse, welche die lange und ermüdende Arbeit vieler Jahre annulliren. Der Minister selbst hat das eingesehen, denn während er diese Amortisation eine einfache Reserve nennt, hat er vor, eine schneller wirkende Operation zu Hülfe zu rufen, indem er dem Einziehen der Banknoten das bewegliche Eisenbahnmaterial opfert, welches wir mit consolidirter Staatsrente bezahlt haben, und dessen Werth er auf 200 Mill. anschlägt. Man weiß nicht, welche Unterhandlungen der Minister angeknüpft, um die Verwaltung der Eisenbahnen zu ordnen, und ob er vor hat auch die andern Linien außer den angekauften oberitalienischen, anzukaufen, aber es ist ersichtlich, daß in einem Lande, wo das Capital so gering ist, wie in dem unsrigen, es immer schwer halten wird, anständige Bedingungen zu erlangen, wenn man die Gesellschaften, welche die Verwaltung und den Betrieb übernehmen, auch noch verpflichtete, sich die ungeheure Summe zu verschaffen, die zum Ankauf des, dem Schatze gehörigen, beweglichen Materials nöthig wäre, während sie solches nach Abschätzung desselben empfangen könnten, um es nach Ablauf des Contracts wieder zurückzugeben. Jedenfalls würde man, außer der einft zu dem Zwecke emittirten Rente, auf dem Markte auch noch einer Masse von Obligationen begegnen, welche die Verwaltungs-Gesellschaften ausgeben müßten, um das Material zu bezahlen, und der Staat müßte die jährliche Vergütung für die Eisenbahnconcession bedeutend vermindern.

Zuletzt erwähnt der Minister Depretis auch eines dritten Auskunftsmittels, und das wäre: die Conversion der liegenden Gründe der Pfarreien, Oeconomate und Brüder-

schaften, die er auf 300 Mill. veranschlägt. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß dieses Projekt begründeten Widerstand finden würde; es reicht hin, daran zu erinnern, daß, als Sella im Jahre 1870 einen ähnlichen Vorschlag eingereicht, er ihn zurücknehmen mußte, und zwar ohne daß er nur zur Diskussion gelangte, obwol das damals so sehr viel dringendere Bedürfnis des Schatzes die Sache einigermaßen hätte erleichtern können. Diese Projekte des Ministers, die augenscheinlich zu vorzeitig und sehr ungewissen Erfolges sind, üben denn auch durchaus keine Wirkung auf das Aufgeld aus, und die Börse hat sie nur wie einen Beweis guten Willens angesehen. Das Ministerium glaubt, oder stellt sich, als glaubte es, daß durch Amortisation der Banknoten die Frage des Zwangskurses in Italien sogleich gelöst sein würde, aber das wäre eine große und gefährliche Illusion. Nachdem die Noten des Bank-Confortiums eingezogen wären, würden die Emissionsbanken sogleich mit dem ihrigen eintreten, und die Schwierigkeiten des Umtausches in Gold sich ungeheuer vermehren. Es würde nöthig werden ihre Quantität gerade in dem Augenblicke zu beschränken, wo das größte Bedürfnis danach einträte, und der Handel und die Industrie würden großen und wiederholten Krisen und schweren Geldnöthen entgegen gehen. Leider muß zugegeben werden, daß das Aufgeld noch zu hoch, und das Gold im Handel äußerst spärlich ist. Wir haben noch nöthig Gold auszuführen, sei es um unsere Vorrathsanschaffungen zu saldiren, sei es um unsere Schulden im Auslande zu bezahlen: die Interessen der consolidirten Staatsschuld, der Eisenbahnobligationen, und Anderes mehr. Mit einem Worte: wir produciren nicht genug, und um ernstlich an die Abschaffung des Zwangskurses zu denken, müssen wir wenigstens abwarten, daß das Aufgeld durch den natürlichen Gang der Dinge, und nicht in Folge bankgeschäftlicher Kunststücke falle und fast unführlar werde. Ueberdies ist es nöthig, daß unser Budget sich solcherweise befestige, daß die Stabilität des Gleichgewichts in die Augen falle, und die politische Lage eine solche sei, daß man, so weit menschliches Vorhersehen reicht, jede innere Aufregung, oder den Krieg als unwahrscheinlich ansehen könnte. Selbst wenn die Lage des Budgets uns er-

laubte, es jährlich mit 60 Mill. Interessen zu belasten, so glauben wir doch, wenigstens für den Augenblick, daß es nicht hinreichte uns mittelst einer Anleihe im Auslande das Geld zu verschaffen, welches nöthig wäre, um 940 Mill. Banknoten der Circulation zu entziehen; denn jene Anleihe würde, Dank eines gewissen Heimweh, allgemach nach Italien zurückkehren, und man würde einen großen Theil des vor Kurzem importirten Geldes wieder exportiren müssen, woraus eine ernste Schwierigkeit für den Handel und die Finanzen entstände. Um ohne Widerwärtigkeiten eine so mühevollen Operation, wie den Uebergang vom Zwangskurs zur Circulation des baaren Geldes zu vollziehen, muß man unumgänglicher Weise die Hülfe großer und reichlich mit Metallreserve versehener Banken haben. Nun ist die einzige große Bank in Italien die Nationalbank, und auch sie bedürfte einer mächtigen Anstrengung und längerer Zeit, um sich zu dem schweren Unternehmen vorzubereiten. Die übrigen fünf Emissionsbanken sind mehr oder weniger schwach und unfähig, dem Stosse zu widerstehen; sie waren und sind eine Störung für ein gutes Circulationsystem in Italien, und haben ein solches immer verhindert. Die politischen Leidenschaften und Vorurtheile haben dazu beigetragen, einen nicht gerechtfertigten Widerwillen gegen die große Nationalbank hervorzubringen, und die spontanen Fusionen mehrerer Banken, die vom öffentlichen und vom Privatinteresse verlangt worden und werden, aufgehalten. Jetzt hat sich im Parlament und im Lande die Meinung, theilweise wenigstens, modificirt, und es ist zu hoffen, daß eine Krisis nicht absolut nöthig sei, damit das Ministerium und das Parlament den Banken die Freiheit lassen, unbefremdet für ihr eigenes Beste zu sorgen, das in diesem Falle mit dem allgemeinen übereinstimmt. (S. den Aufsatz Fontanellis über die Banken in Bd. I d. Italia. Anm. der Red.)

Damit man wirklich beginnen könnte, sich zur Abschaffung des Zwangskurses vorzubereiten, ist also nöthig: 1) Daß das im Umlaufe befindliche Papiergeld in möglichst kleiner Quantität vorhanden sei. 2) Daß es große Banken mit gutem Baarfond gebe, bereit die große Umwandlung zu unterstützen und auszuführen. 3) Ein solid ins Gleichgewicht gebrachtes Budget mit einem Ueberschuß, der nicht

nur zur Bezahlung der Interessen der neuen Anleihe zur Einziehung der Banknoten ausreiche, sondern auch elastisch genug sei, um ohne Schwierigkeit irgend einer nicht vorausgesehenen Vermehrung der Ausgaben, oder irgend einer Verminderung der Einnahmen zu widerstehen. 4) Vertrauen des Publikums in die Vorsicht, Sparfamkeit und Rechtlichkeit des Parlamentes und der Minister. 5) Eine ackerbauliche und industrielle Production, die uns erlaube, während der Dauer einiger Jahre Waaren und Lebensmittel in gröfserer Menge auszuführen als einzuführen. Ueberdies ist es auch nöthig, dafs mehre gewichtige Fragen über die Einheit oder Mehrheit der Banken, über den Münztypus, über die Art, in welcher die gegenwärtigen Mifsstände des Geldumlaufes zu verbessern sei, u. f. w. u. f. w. vorläufig geschlichtet seien.

Der Minister verspricht uns ein Gesetz über die beste Regulirung der Circulation, sagt uns aber nicht, worauf er sie basirt; seiner Zeit werden wir darüber belehrt werden.

Die Italiener haben immer ein wenig zu viel Phantasie. Nachdem wir vor wenigen Jahren gegen ein ungeheures, unsere Existenz bedrohendes Deficit kämpfen gemusst, um den Bankerott zu vermeiden, wollen wir jetzt nicht allein ein solides, normales, elastisches Gleichgewicht des Budgets erreicht, die Steuern reformirt, sondern auch alle möglichen öffentlichen Arbeiten ausgeführt, das Heer und die Flotte in besten Stand gesetzt sehen, ja auch den Zwangskurs abschaffen, ohne auf die Zweifel der Fachleute zu achten, und ohne den wirklichen Stand der Dinge zu berücksichtigen! Statt all' dessen müssen wir uns leider dahin fassen, sehr viel Geduld zu haben, und uns vornehmen, mit weiser Langsamkeit vorwärts zu schreiten, um uns vor allem vor einem Rückschritt zu schützen, uns für den Augenblick damit zufrieden stellend: dafs wir den Bau der Budgetausgleichung befestigen und auf unzerstörbare Grundlagen gründen. Die spätern glücklichen Folgen dieser Lage werden sich durch die natürliche Kraft der Dinge spontan entwickeln, die Uebelstände werden sozusagen von selbst verschwinden und damit die Umkehr zum normalen Umlauf sehr erleichtert sein.

Indessen wird es Denjenigen, welche sich mit Statistik beschäftigen, dienlich sein, die Lage der verschiedenen Emissionsbanken am 31. Dec. zu kennen; wir theilen sie umstehend mit:

| Emissions-<br>Institutionen. | Umlauf.        | Auf Sicht<br>zahlbare<br>Schulden. | Kassen-Reserve |            |                  |                                                      | Gesamt-<br>summe. | Noten von<br>andern<br>Instituten. | Ueber-<br>schüssiges<br>Bronze-<br>Geld<br>(mehr<br>als 1 0/0.) | Gesamt-<br>summe. |    |            |    |         |    |             |    |
|------------------------------|----------------|------------------------------------|----------------|------------|------------------|------------------------------------------------------|-------------------|------------------------------------|-----------------------------------------------------------------|-------------------|----|------------|----|---------|----|-------------|----|
|                              |                |                                    | Gold.          | Silber.    | Bronze-<br>Geld. | Noten des<br>Bank-Con-<br>fortiums zu<br>Zwangskurs. |                   |                                    |                                                                 |                   |    |            |    |         |    |             |    |
|                              |                |                                    |                |            |                  |                                                      |                   |                                    |                                                                 |                   |    |            |    |         |    |             |    |
| Nationalbank                 | 391.230,689    | 40                                 | —              | 56,709,015 | 76               | 145,288                                              | 39                | 58,070,022                         | 50                                                              | 145,413,681       | 65 | 3,374,833  | 33 | 412,554 | 39 | 149,221,069 | 37 |
| Toscanische National-Bank    | 50,209,402     | —                                  | 12,100,155     | 256,728    | —                | 17,366                                               | 29                | 5,009,408                          | —                                                               | 17,383,655        | 29 | 4,995,867  | 65 | 279,902 | 50 | 22,699,423  | 44 |
| Toscanische Credit-Bank      | 13,902,940     | —                                  | 5,000,000      | —          | —                | 443                                                  | 24                | 144,430                            | —                                                               | 5,184,673         | 44 | 255,970    | —  | —       | —  | 34,000,843  | 14 |
| Römische Bank                | 42,995,496     | —                                  | 6,930,000      | 3,070,000  | —                | 7,970                                                | 87                | 11,176,600                         | —                                                               | 21,184,576        | 87 | 172,330    | —  | —       | —  | 21,356,920  | 87 |
| Neapolitanische Bank         | 115,437,261 1) | —                                  | 11,827,023     | 9,442,667  | 65               | 29,800                                               | 88                | 72,849,926                         | —                                                               | 93,149,357        | 81 | 7,225,682  | 50 | —       | —  | 100,375,040 | 31 |
| Sicilianische Bank           | 32,663,689 1)  | —                                  | 9,042,966      | 4,084,715  | 02               | 3,394                                                | 50                | 4,770,638                          | —                                                               | 17,901,713        | 52 | 511,275    | —  | —       | —  | 18,412,988  | 52 |
| Gesamtsumme                  | 646,029,437    | 40                                 | 75,409,499     | 73,963,064 | 43               | 204,264                                              | 07                | 151,021,024                        | 50                                                              | 300,197,852       | 28 | 16,535,978 | 48 | 692,456 | 89 | 377,426,287 | 65 |

1) Einbegriffen sind Tratten und Wechsel auf Dritte ausgestellt (Zettel und Scheine) zum Betrage von L. 39,636,393. 34 für die neapolitanische und von 16,182,100. 62 für die Bank von Sicilien.

Aus dieser Uebersicht kann man abnehmen, daß gegen Ende des Jahres 1876 ungefähr 630 Mill. Banknoten zu legalem Kurs circulirten und 789 Mill. Noten des Bank-Confortiums, welche zur Staatsschuld gehören und von allen Banken garantirt sind, zu Zwangskurs; mit Abzug der Noten, die sich am 31. December in den Staatschatzämtern befanden und sich auf 85 Mill. beliefen. Gegenüber diesem Umlaufe, der 1400 Mill. übersteigt und der für die gegenwärtige Lage des Geldmarktes überschwänglich ist, befanden sich nur 179 Mill. Metallreserve in den Banken, zur Hälfte in Gold, zur Hälfte in Silber, welche Zahlen allein hinreichen, um zu beweisen, wie unzeitig heut zu Tage bei 8 Procent Wechselagio die Rückkehr zum Metallumlauf ist.

Es lohnt der Mühe nicht sich mit den wenigen Millionen Banknoten zu beschäftigen, die noch auf Rechnung von Kreditanstalten und Volksbanken in Circulation sind, und von ihnen schon eingezogen sein müßten; auch andere kleine Summen, die schon eingezogen sein sollten, und von den wenigen und sehr unbedeutenden agrarischen Bankinstitutionen emittirt worden, lassen wir außer Acht. — Obgleich die Banken zu einer umfassendern Emission, als die gegenwärtige, autorisirt wären, ist es nicht wahrscheinlich, daß sie ins Leben trete, hauptsächlich wenn der Schatz

sie nicht mit auferordentlicher Nachsicht behandeln wollte, indem er in den eigenen Kassen eine große Menge ihrer Noten bewahrte, ohne sie zum Wechsel zu präsentiren, oder ihnen keine weitere Zinsvergütung der Bons abverlangte.

Bis 1876 hatten die acht Institute des Bodencredits hypothekarische Darlehn bis zum Betrage von 155 Mill. gemacht. Der größte Theil der Operationen ging von der neapolitanischen Bank aus (63 Mill.), von der Sparkasse in Mailand (35) und von der Stiftung von St. Paul in Turin (25 Mill.). Aber die Entwicklung des Bodencredits ist durch den Preis der Pfandbriefe behindert; da, ausgenommen die von Turin, welche sich zu 470 Lire verkaufen, und die von Mailand welche *al pari* stehen, die andern gar zu viel verlieren, und von L. 460 (Siena) bis auf L. 364 (Cagliari) fallen, während der Nominalwerth aller L. 500 ist. Indem die Steuer auf das bewegliche Vermögen die Coupons der Scheine schwer belastet, mit ungefähr 14%, vermindert sie die Einnahme und in Folge davon den Kurswerth. Die Grundbesitzer, welche Geld aufnehmen, verlieren zu viel, und müssen daher entweder der Unternehmung entsagen, oder einen sehr bedeutenden Schaden erleiden, der sich aus den übermäßigen, und für die Ackerbauindustrie unerträglichen Zinsen ergibt.

Aber wir nehmen wahr, daß es uns an Raum zu einer gründlichen und umfassenden Behandlung dieses weitgreifenden Gegenstandes gebricht, der Material für mehrere Bände liefern könnte. Wir wollen uns daher nur auf einige weitere Bemerkungen über die Finanzexposition vom 27. März beschränken.

Indem der Minister, so zu sagen, das Inventarium der unbeweglichen Güter des Staates machte, bemerkte er, daß die den Staatsverwaltungen dienenden Gebäude 47½ Mill. Werth hätten, und daß es andere vom Staate verwaltete Güter zum Werthe von 20 Mill. gebe, deren größten Theil die *ex ademprivili* in Sardinien ausmachen; daß von den liegenden Gründen, deren Verkauf der Gesellschaft der Domänengüter anvertraut worden, ungefähr 25 Mill. disponibel geblieben; die noch unverkauften Kirchengüter und die noch rückständigen Summen für die frühern Verkäufe, reichten hin um den relativen Verpflichtungen nachzukommen. Es blieben jedoch noch die dem Staate gehörigen



Kanäle, und besonders der Kanal Cavour, der viel gekostet hätte, aber verhältnismässig wenig eintrage. Aus all' diesem gehe hervor, dass das liegende Staatseigenthum nunmehr fast völlig erschöpft ist.

Nachdem er den Vergleich zwischen der Lage des 31. December 1875, und derjenigen des 31. Decbr. 1876 gemacht, und bewiesen, dass die Differenz trotz den grössern Ausgaben eine sehr kleine sei, sprach der Minister von dem Ertrage der verschiedenen Steuern, die im Ganzen ungefähr 9 Mill. weniger, als man zuvor angeschlagen, geliefert, ohne jedoch das Budget aus der Ordnung zu bringen. Er erwähnte der Ursachen jener Verminderungen die er für vorübergehend hält; während, wie er glaubt, die Ermässigung des Stempelertrages einer geringern Energie und Wachsamkeit der Verwaltung zuzuschreiben ist.

Das definitive Budget mit den eingeführten Modificationen weist einen Ueberschuss der jährlichen Competenz von L. 11,995,000 auf, der aus dem gewöhnlichen Theile desselben hervorgeht; mit einer Verbesserung des Schatzes von L. 13,649,562, weil die zu bezahlenden Schulden um so viel der neuen Passivität, welcher man sich unterzieht, überlegen sind. In Folge dessen schliesst der Minister, dass diese 12 Mill. Ueberschuss ruhig ausgegeben werden können, und dass man nur sich zu hüten habe, diese Summe in bedeutendem Maasse zu übersteigen. Wir haben schon bemerkt, dass diese 12 Mill. so zu sagen, als verpfändet anzusehen sind, weswegen diese Appellation an die Kammer völlig gerechtfertigt ist.

Die Zahlungen des Schatzes sind für das Jahr 1877 reichlich gedeckt, denn alle, langen Erfahrungen gemäss, gemachten Berechnungen der Summen welche wirklich ausgegeben und einkassirt worden, und angenommen, dass die im Umlaufe begriffenen Schatzbons nicht 170 Mill. übersteigen, wird sich alles in allem ein rückständiger Cassenfond von 131 Mill. vorfinden, woher man denn auch reichlich jedem weitem ausserordentlichen, unvorhergesehenen Bedürfniss nachkommen könne. Der Minister schliesst daraus, dass die Lage gut sei, und sich auch so, trotz der Beschwerde die aus der Liquidation mit der oberitalienischen Eisenbahngesellschaft, und den Kosten der Neubauten hervorgeht, er-

halten wird. Daher hält er es für seine strenge Pflicht sie zu vertheidigen, und nicht zu erlauben, daß sie in irgend einer Weise geschädigt werde. Mit andern Worten: er will das Werk seiner Vorgänger nicht zerstören; eine Absicht die seiner Rechtchaffenheit und Vaterlandsliebe und zugleich den Männern, die inmitten von so vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten die italienischen Finanzen zu einer befriedigenden Lage verholfen, Ehre macht.

Dann wendet er sich den Handelsverträgen zu. Er will, wie der Minister Minghetti gewollt: Gegenseitigkeit und Gleichheit der Vergünstigungen. Er hat durchaus nicht vor, die Bedingungen unserer Industrie zu verschlimmern, will keinen langen Aufschub gewähren, und wenn es ihm nicht gelingt bald zum Abschlufs zu kommen, wird er der Kammer andere Maafsregeln unterbreiten. Indessen, um Zeit zu gewinnen, seinen Vorgängern völlig nachzuahmen, und zu beweisen: daß wenn man auch den Kapellmeister wechselt, die Musik doch immer dieselbe bleibt, schlägt er eine Steuer auf die Fabrikation des Zuckers vor, und einige Veränderungen in den Zolltarifen für nicht in den Verträgen erwähnte Artikel, und denkt daraus im Ganzen 16. Mill. zu gewinnen. Von den neuen Verträgen erwartet er eine vergrößerte Einnahme, und in Folge dessen wird das Budget gehörig Raum dazu lassen, ohne jede Gefahr einige Steuerreformen vorzunehmen. Ueberdies rechnet der Minister auf eine Vermehrung von 4 Mill. für die Gebäudesteuer auf Grund neuer Berichtigungen der Einkünfte, und auf 2 Mill., die man mit der Aufhebung der Unterpräfekturen, und mit dem Gesetz über die bedingungsweise Freiheit der Verurtheilten (angenommen, daß das Parlament es genehmige) zu ersparen hofft. — Der Ertrag des Tabaks werde auch bedeutend erhöht sein, theilweise wegen der Beisteuer Siciliens, wo erst von jetzt an das Monopol gilt, theilweise wegen der kontraktlichen Erhöhung des Canons, der augenblicklich von 79 Mill., im J. 1879 sich auf 93  $\frac{1}{2}$  Mill. vermehren werde. Wir haben eine progressive Verminderung der rückzahlbaren Schulden, und von diesem Standpunkte aus wirft der Minister einen Blick in die Zukunft und legt uns, mit Einschlufs der 50 bis 60 Mill. jährlich, welche für die Eisenbahnen auszugeben sind, wie bisher immer geschehen, Berechnungen vor,

die er approximative nennt, und aus denen erleuchten würde, daß alles in Betracht gezogen, ausgenommen die Amortisation des Zwangskurfes, wir im J. 1878 einen Ueberschuß von 4 Mill., 1879 einen solchen von 34 Mill., 1880 von 41 Mill., 1881 von 23 Mill., 1882 von 63 Mill. haben werden. Er versprach verschiedene Projekte drucken und vertheilen zu lassen, in welchen diese Berechnungen, denen wir augenblicklich auf das Wort zu glauben haben, weitläufig auseinandergefetzt sein werden. Indessen, wenn die erwähnten Resultate erreicht würden, nachdem, wie der Minister verspricht, dem Heere und der Marine grössere Dotationen gegeben werden, müßte jeder aufrichtige Freund unseres Landes eingestehen, daß wir in wenigen Jahren einen langen und mühevollen Weg zurückgelegt haben, und zugleich erstaunen, daß ungeachtet solcher Erklärungen der Minister noch nicht im klaren ist: ob ein Gleichgewicht der Einnahmen und der Ausgaben statt finde oder nicht, und sich des freien und vollständigen Geständnisses dieser Thatfachen enthält, um nicht dem zu widersprechen was er von den Bänken der Opposition aus gesagt und der besiegten Partei kein übermäßiges Lob zu spenden!

Andere Gesetze für Reformen des Rechnungswesens, des Rechnungshofes, des Staatsrathes sind angekündigt, und zuletzt noch die Institution eines neuen Ministeriums des Schatzes. Da jedoch in keiner Weise darauf hingewiesen worden ist, worin diese Reformen bestehen, ist es unmöglich irgend ein Urtheil über sie zu fällen.

Die Opposition ist nun einmal an das Ruder gelangt und wird es längere Zeit handhaben, mit etwaigen, theilweisen Modificationen, um den verschiedenen politischen Fractionen, aus welchen sie zusammengesetzt, Genugthuung zu geben. Wie wir in der Kammer gesagt: die Rechte kann nicht eher wieder zur Regierung gelangen, bis sie sich umgestaltet und verjüngt hat; aber nach einigen Probejahren wird die Gewalt sich nothwendigerweise in der Partei der gemäßigten Progressisten concentriren, die am besten den Ansichten der großen Majorität der Italiener entspricht, und von jenem Theil der frühern Rechten der aufrichtig liberal und vom Wunsche weiser Reformen beseelt ist, sowie von dem gesündesten des linken und rechten Centrums gebildet werden wird.

Die gegenwärtigen Minister benutzten den Mißmuth, welcher dem Uebermaasse der Auflagen entsprungen, und von der Oppositionspresse übertrieben und überreizt worden. Sie präsentirten sich mit einem, für den Augenblick unmöglichen Programm von Reformen und Erleichterungen, und mit verführerischen Versprechungen öffentlicher Arbeiten zu einem Betrage, der außer allem Verhältniß zu den Kräften unseres Budgets steht.

Der Ministerpräsident hat alle Mühe einige seiner feurigsten Kollegen zurückzuhalten, ist aber zu rechtschaffen und ein zu guter Patriot, um die Lage des Schatzes ernstlich compromittiren zu lassen. Er hat stillschweigend zugegeben, daß seine Vorgänger, auf Kosten ihrer Ruhe und ihrer Popularität, ihm eine Situation bereitet haben, die, wenn gleich noch lange nicht normal und befriedigend, doch hinreichend gut ist, um unsern Kredit im In- und Auslande sicher zu stellen, und ernstliche graduelle Reformen zuzulassen. Sein Bemühen muß dahin gerichtet sein, jedem Rückschritte vorzubeugen. Freilich entsprechen die in einem Jahre der Amtsführung vorgeschlagenen Reformen durchaus nicht den Erwartungen, und man hätte darin mehr und besseres thun können. Man muß es gestehen, die Linke kam zur Regierung ohne neue, noch eigene Ideen zu haben, mit einem unbestimmten, unthätigen finanziellen Programm, und die letzten durchaus nicht nöthigen Wahlen gaben uns wahrlich keine bessere Kammer, als die vorhergehende gewesen. Die Radicalen haben sich an Zahl und Stärke vermehrt, und die ministerielle Partei hat nur zwei gemeinschaftliche Ideen: unerbittliche Feindschaft gegen die Rechte und Bewilligung vieler öffentlicher Arbeiten um jeden Preis, ohne jedoch die Auflagen zu vermehren. Einen bedeutenden Vortheil haben wir indess doch mittelst des Triumphes der Linken erlangt, und der ist: daß die Presse nicht mehr gegen die Steuern perorirt, wie sie täglich mit größter Heftigkeit gethan, als die Rechte regierte. Diese fast allgemeine Beruhigung der Presse ist sehr nützlich, weil sie das Regieren erleichtert, indem die Bevölkerung nicht gegen ein Steuersystem erregt wird, das verbessert werden kann und muß, aber noch während einiger Jahre nicht sehr fühlbar zu vermindern ist.

Es ist zu hoffen, daß während der bevorstehenden, sehr

ernsten Diskussionen, die bei Gelegenheit des die Provinzen und Gemeinden betreffenden Gesetzes, oder wenn von der Eisenbahnverwaltung die Rede sein wird, oder endlich bei den den Steuergesetzen einzuverleibenden Veränderungen nicht fehlen können, sich einige noch unbekannte, fähige Köpfe hervorthun, und die Parteien sich besser zeichnen werden, folglich erkennen lassen. Bis jetzt hat die neue Kammer freilich keinen Beweis grosser politischer Einsicht bei den wenigen von ihr votirten Gesetzen gegeben, und man könnte sie schon müde und geschwächt nennen, so gering ist die Zahl der gegenwärtigen Deputirten und so leer und armelig die bis jetzt stattgehabte Diskussion.

Hoffen wir also auf die Zukunft!

Das Programm eines rechtschaffenen und weisen Finanzministers kann nur Eines sein: die Verwaltung vereinfachen, ohne der nöthigen Controlle zu schaden; die Ersparnisse zur Verbesserung der viel zu spärlichen Gehalte der Beamten verwenden, mit Maass und Billigkeit die dringendsten öffentlichen Arbeiten und die dringendsten Ausgaben für Heer und Marine zugestehen, welche eben in den Grenzen der nöthigen Vertheidigung liegen, mit unparteiischer Energie den guten Gang der Verwaltung überwachen und bei den Steuerreformen sich beeilen, vorzüglich diejenigen Belastungen zu entfernen oder zu vermindern, welche die Produktion erschweren. Wir bedürfen in Italien beststeuerbares Material und Capitalien, die beide noch gar spärlich und wenig verbreitet bei uns sind; daher ist es nöthig, den Unterricht, die Arbeit und die Sparsamkeit zu ermuthigen und zu erleichtern. Wenn das erreicht wird, wenn man unsere sehr hohen Steuern dann auf eine grössere Masse von Einnahmen und von Verbrauchsartikeln anwendet, wird man sie mit Nutzen der Finanzen progressiv erleichtern können. Dann wird das Bedürfnis des Geldes gering, das Wechselagio auf das kleinste Verhältniss hinabgefunken sein, zu grossem Gewinn des Staatschatzes, der nicht mehr nöthig haben wird, grosse Summen für Metallanschaffungen und im Auslande zahlbare Wechsel auszugeben, und der consolidirte Kredit wird es uns erleichtern, in einem günstigen Zeitpunkte zum Metallumlauf zurückzukehren. — Aber man muß nicht zu viel versprechen, und den Leidenschaften des

Volkes und den Unwissenden nicht schmeicheln. Man muß Ruhe und Ausdauer haben, und vor allem wissen, was man will und wohin man zu gelangen vorhat. Man darf auch nicht abweichen von dem Pfade, der mehr oder minder direkt, mehr oder minder rasch, aber doch gewiß uns zum sichern Ziele führen wird. Bei der Wahl der Präfekten und der Finanzintendanten muß man vorzüglich den Vortheil der Verwaltung im Auge behalten und sich nicht von politischen Leidenschaften dabei leiten lassen, denn es ist nöthig, ihnen die größte Freiheit und Macht zu geben, deren sie sich zum ökonomischen, intellektuellen und sittlichen Gewinn des Landes bedienen können. Italien muß vor allem, man ermüde nicht es zu wiederholen, studieren, arbeiten, produciren und sparen, und der Finanzminister muß seinerseits so viel als nöthig thun, um diese Zwecke zu begünstigen, oder wenigstens sich ihnen nicht zu widersetzen. Darin besteht das Geheimniß guter Finanzen. Die kleine Erleichterung einzelner Steuern wird nie große Wirkung hervorbringen. Man muß ernstliche und gründliche Reformen machen. Gott erhalte uns die Wohlthat des Friedens und die innere Eintracht. Unsere Einheit bedarf noch der Befestigung. Eine redliche, weise, unparteiische Verwaltung ist das einzige Mittel, dieses höchste Ziel zu erreichen, wofür wir Alle mit so vieler Selbstverleugnung Ruhe, Blut und Vermögen geopfert.

Venedig, den 2. April 1877.

J. Pesaro Maurogónato.

---

## Die religiöse Frage in Italien.

---

Fast hätte ich diesem Artikel die Ueberschrift gegeben, welche ein interessanter Aufsatz des Deputirten Gallenga im ersten Bande der „Italia“ trug: „Abseits der Schienenwege“. Das religiöse Gebiet ist trotz alles unablässigen Glockengeläutes in italienischen Städten und Flecken, trotz Kirchenmusik und Feuerwerk für die zahllosen Universal- und Local-Heiligen des Landes, dennoch für den gewöhnlichen Reisenden auf seinen Streifzügen durch das gelobte Land der Natur und Kunst in der Regel nur ein „Abseits der Schienenwege“. Und es kann ein emsiger und geistreicher Forscher sich schon lange mit der ringenden und treibenden Gegenwart des jungen Italiens beschäftigt haben, ohne daß ihm etwas wie eine religiöse Frage, die wirklich eine Antwort erheischte, entgegen getreten wäre. In den Parlamentsverhandlungen vom Mai 1875 über die gegenseitigen Beziehungen von Staat und Kirche behauptete der Abgeordnete Minervini geradezu: „wir haben in Italien gar keine religiöse Frage! Von meinem Freunde, dem Freidenker Macchi an bis zu Toscanelli, dem katholischen Orthodoxen *par excellence*, weiß ich keinen Menschen, der sich ernsthaft für diese Frage erwärmte.“ Und von Seiten des damaligen Ministeriums wurde dieser Auffassung der Sachlage die eifrigste Unterstützung zu Theil. Minghetti meinte: „Wenn ich die Geschichte Italiens studire, finde ich auf jeder Seite die Thatfache verzeichnet, daß unser Volk sich nie für die religiösen Angelegenheiten hat passioniren können. Von den römischen Zeiten an bis heute sucht man vergebens in Italien das, was man religiöse Lei-

denschaft nennt.“ Wenn der Ministerpräsident diese Leidenschaft auch der Blutarbeit der Inquisition in Italien absprechen wollte, so stieß er zwar in der Kammer auf stürmischen Widerspruch; aber der Unterrichtsminister Bonghi blieb doch bei der Position stehen: „wir haben keinen Glauben, wir brauchen keinen Glauben, die bloße Forderung zu glauben, macht uns den Glauben unmöglich (*Non intendete che il solo domandarci di essere credenti ci rende impossibile il divenirlo? Non si chiede a nessuno che creda; [?] credente si è o non si è*); der Sieg gegen Rom wird nicht errungen werden durch irgend welchen Glauben, sondern allein durch die fortschreitende Entwicklung der Vernunft, die vor keinem Problem, vor keiner Frage, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, bis sie dieselben gelöst oder die Schranken ihrer Kraft erreicht hat. Der so viel getadelte Zweifel ist dabei Italiens bester Bundesgenosse, indem er den Geist zur Forschung antreibt.“

Derartige unter vielfachem Beifall kundgegebene Aeusserungen scheinen nun freilich nur zu bestätigen, was seit Jahrhunderten Staatsmänner und Philosophen, Dichter und Denker an Italien auf das bitterste getadelt, auf das schmerzlichste beklagt haben; so daß eine Untersuchung über die religiöse Frage in Italien in das Reich der Träume verwiesen werden mußte. Schon Luther erschrak ja über die heillose Gottlosigkeit der Italiener. Und Machiavelli macht kein Hehl daraus, woher sie ihren Ursprung genommen hat: „Wir Italiener verdanken dem heiligen Stuhl die Wohlthat, daß er uns in religiösen Dingen zu Indifferenten oder zu Atheisten gemacht hat.“ Aus der Wolke von Zeugen, die zu gleichem Urtheil vorgeführt werden könnten, lassen wir nur noch den edeln Massimo d’Azeglio reden. Er sagt: „Italien ist das alte Land des Zweifels. Wenig vermochte daselbst die Reformation, nicht sowohl weil die römische Inquisition sie vernichtet hätte, als weil Italien sich wenig um Rom, noch weniger um Wittenberg kümmerte. — . . Die Priester Roms haben es immer mit ihren Thaten bewiesen, daß sie nicht viel glaubten. Der Zweifel, der Spott und der Sarkasmus Voltaire’s ist mehr nach ihrem Geschmack gewesen. . . . Der Anblick Roms hat in Italien die Religion erstickt. Und wenn es wahr ist, wie es meiner Meinung nach nicht bezweifelt



werden darf, daß eine Nation ohne Glauben weder stark ist noch regiert werden kann, — Beweis: die alten Römer, die modernen Angelfächsischen Völker, und leider nur allzu sehr wir selbst! — so ist die Folgerung unabweislich, daß Italien nie wahrhaft eine Nation wird, bis es eine feste religiöse Grundlage gefunden hat. . . Ohne dieselbe werden wir stets bleiben was wir sind, nämlich ein Volk von schwacher Kraft, von schwächerem Charakter und von gar keiner Fähigkeit, die eignen Elemente zu assimiliren.“

Aber wenn Massimo d'Azeglio, der auf der ganzen Halbinsel hochverehrte große Todte, solche Klagen und Anklagen erheben kann, welche die Lebenden mit regem Eifer unter einander colportiren, giebt es darum wirklich keine religiöse Frage in Italien? Jene denkwürdige Kammer Sitzung vom Mai 1875, ist sie nicht selbst ein Zeugniß davon, daß auch in der Volksvertretung Männer sitzen, die ein Herz haben für das, was dem Volke noth thut und ein Ohr für das leise Rauschen der Sehnsucht nach religiösem Halt und Frieden? Mit Recht machte damals in der Kammer Tommasi-Crudeli den Unterschied zwischen Römischer Curie und Katholischer Kirche und forderte für letztere die Befugniß, ihre Bedürfnisse nach Wahrheit und Freiheit befriedigt zu sehen. Von gleichem Standpunkte aus geißelte Guerrieri-Gonzaga die Regierenden, daß sie durch ein unglückseliges Mißverständniß der berühmten Cavour'schen Formel: „freie Kirche im freien Staat,“ eine völlig verkehrte Anwendung gegeben hätten. Anstatt die normalen Beziehungen zwischen Staat und Kirche zu regeln, habe Italien vielmehr ein Gesetz gemacht, durch welches der ganzen katholischen Welt bezeugt werden sollte, daß der seiner weltlichen Herrschaft beraubte Papst freier geworden sei, als in irgend einem andern Lande der Erde. „*Libero Papa*“ nicht „*libera chiesa in libero stato*“, so müßte darum nach den Thatfachen die Formel heißen. Villari aber, der neueste Biograph Savonarolas, schlug noch innerlichere Saiten an. Verkennen wir die Macht und den Einfluß der Priester nicht, sagte er. Das Volk bedarf der Religion; und weil wir ihm nie ein Wort über die Religion zu sagen wissen, die es nöthig hat; weil es unfarm Rationalismus, unfarm Skepticismus nicht traut, darum hört das Volk auf die Stimme des Priesters und über-

läßt sich seiner Leitung. Unser Skepticismus ist es, der die Macht des Clerus stärkt. Wenn es uns nicht gelingt, den Glauben zu stützen, den wahrhaft religiösen Bedürfnissen des Volks Nahrung zu schaffen, dann wird eintreffen, was mir für die Zukunft als die drohendste Aussicht erscheint: wir werden mit unserm Unglauben und mit unserm Indifferentismus nur eine Nation von Voltairianern und von Klericalen zu Stande bringen!

Wohl war es eine beißende Antwort, wenn Bonghi dem ernststen Mahnruf des Redners die Frage entgegenwarf: „an was glaubt denn Herr Villari?“ Und wie eine gelinde Abkühlung mußte es wirken, wenn ein anderer Redner sich auf das Wort Auriti's aus derselben Sitzung berief: „wir sind einmal Kinder der Renaissance, und nicht Kinder der Reformation; und daher werden alle Mahnrufe zur religiösen Umkehr in unserm Volke ungehört verhallen.“ Die Thatfache steht doch fest: seit den Tagen der Reformation hat Italien niemals eine Zeit erlebt, wo so viel über kirchliche und religiöse Dinge gedacht, geschrieben, geredet und geplant worden wäre, als in den letztvergangenen Decennien. Es ist die Aufgabe dieser Zeilen, die deutschen Leser mit einer Reihe von Erscheinungen auf dem Gebiet der Literatur und des Lebens bekannt zu machen, die als Merkzeichen für die religiöse Gegenwart Italiens vielleicht noch nicht die gebührende Beachtung gefunden haben.

---

Verkennen wollen wir nun freilich nicht, daß eine ganze Hälfte dieser Erscheinungen viel mehr auf dem kirchenpolitischen, als auf dem eigentlich religiösen Gebiete liegt. Die Curie ist eine kirchenpolitische, die Kirche eine religiöse Gemeinschaft. Für die Curie ist die Kirche immer nur Mittel zum Zweck gewesen. Die Curie will herrschen, will Fürsten und Völker nach ihrer Willkür regieren. Dazu muß die Kirche dienen; dazu wird die Freiheit der persönlichen Ausgestaltung christlicher Frömmigkeit in Fesseln geschlagen. Darum ist kirchlich erlaubt nur, was die Weltherrschaft der Curie fördert oder doch nicht hemmt. Daß unter solchem Druck der eigentliche Herzschlag der Religion, Freiheit und Wahrheit der Beziehung zu Gott, auf das empfindlichste ge-

schädigt werden mußte, versteht sich von selbst. Diesen Druck zu heben, der auf der Kirche lastete, das war das Bestreben Aller, die es gut mit dem Volke meinten. Die Macht der Curie brechen, die Allgewalt Roms lahmlegen, welches unter dem Vorgeben religiöser Interessen rein weltliche und selbstfüchtige Zwecke verfolgt, das wurde die Losung, die, oft schon ausgegeben, immer wieder durch päpstliche List zum Schweigen gebracht worden war. So bekamen auch die innerkirchlichen Reformbestrebungen des italienischen Katholicismus einen kirchenpolitischen Charakter. Wenn nur erst die verderbliche weltliche Herrschaft der Curie vernichtet und sie selbst für rein geistliche Ziele wieder gewonnen wäre, dann würde auch die Kirche aufathmen und sich auf allen Gebieten von den eingerissenen Mißbräuchen reinigen. Mit dieser Hoffnung trugen sich romantische Geister und malten sie in Dichtungen aus oder bauten sie als leuchtende Luftgebilde in ihre philosophischen Systeme ein. Ob freilich die im Laufe der Jahrhunderte nach den Zwecken der Curie bearbeitete und sich selbst entfremdete Kirche noch die Kräfte zur Neubelebung in sich trüge, das war eine andre Frage. Die freiwillige Entsagung Roms auf die weltliche Herrschaft, die Rückkehr der Curie zur Kirche schien ein so unermesslicher Gewinn, daß dem gegenüber alle weiteren Bestrebungen einstweilen in den Hintergrund zurücktraten.

Auf dem Boden dieser Anschauung dichteten Aleffandro Manzoni und Silvio Pellico; auf ihm philosophirten Rosmini, Gioberti, Mamiani. Gioberti's nachgelassenes und von Massari herausgegebenes Werk *Riforma cattolica* geht von dem Savonarolaschen Axiom aus: *ecclesia indiget reformatione* — die Kirche bedarf der Erneuerung. Sein § 159 aber lautet: Bisher wollte man Rom ohne Rom, ja gegen Rom reformiren. Aber man muß Rom durch Rom selbst erneuern. Und dann folgen die Vorschläge der Selbstentäufserungen, welche der idealistische Priester auf dem Gebiete der Disciplin — das Dogma bleibt unangefochten — Rom in gutem Glauben zumuthet.

Als charakteristisches Denkmal dieser wohlmeinenden, aber durchaus phantastischen Verkennung der wirklichen Tendenzen Roms stehe hier die kurze Analyse eines Buches,

das ein noch lebender Philosoph, der schon genannte Graf Terenzio Mamiani im Jahre 1862 unter dem Titel „*La Rinascentza Cattolica*“ hat erscheinen lassen. Er ist der Repräsentant einer ganzen Richtung, die freilich durch die Ereignisse längst überholt ist.

Mamiani fingirt im Jahre 1862, was am 20. September und 2. October 1870 wirklich eintrat: das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. Ein Schüler der Propaganda, der in Nangafaki zehn Jahre lang als Missionar im Kerker geschmachtet hat, kehrt, plötzlich und wunderbar befreit, nach der Mamianischen Erzählung, auf einem englischen Schiff in die Heimath zurück. Während seiner Abwesenheit hat sich Alles so gänzlich umgestaltet, daß der Jesuitenschüler auf seiner Reise aus einer Ueberraschung in die andre fällt. In Civitavecchia feiert die Bevölkerung mit einer glänzenden Illumination die am Morgen durch den Diöcesanklerus vollzogene Wahl ihres neuen Bischofs. In Rom ist das Collegium der Propaganda umgestaltet und erweitert. Die weltliche Herrschaft des Papstes hat aufgehört; die Gewissensfreiheit ist allerorten anerkannt, die Stadt verschönert und vergrößert, die Kunst wiedererweckt, der Glaube erstanden. Unter den Neuerungen in Bezug auf den Besitzstand der Kirche finden sich einige Gesetze mit der Bemerkung: „unter Zustimmung des Papstes“. In Beziehung auf die Mönchsorden „erfucht“ die Regierung den neuen Papst „unterthänigst“, er möge „geruhen“ für die Verminderung ihrer Zahl Sorge zu tragen.

In einer höchst eleganten kleinen Kirche, wo ein Dutzend junger Leute in Bürgergardistenuniform die erste Communion feiert, hört der Propagandazögling eine Predigt, die ihn begeistert. „Religion“ und „Vaterland“ werden im Munde des Redenden so gleichbedeutend gebraucht, daß der Eintritt in die Kirche auch den Anspruch auf den Namen und den Stand eines Staatsbürgers zu verleihen scheint. Diese neuen Bürger und Kirchenglieder bilden dann in der That staatlich-kirchliche Simultanbataillone, deren jede Parochie eins zählt und denen der König eigenhändig die Fahne verleiht. „Hoffnungsbataillone“ ist ihr poetischer Name! Der Schluß der Predigt lautet: „Wenn ihr Italien, eurem irdischen Jerusalem, dient, dann werdet ihr gewißlich die

unsterblichen Kronen des himmlischen Jerusalems davontragen!“

Nun zieht der erstaunte Mann von Kirche zu Kirche. In S. Maria Maggiore feiern Handwerker das erbauliche Fest „der Arbeit“, und die Embleme jedes Handwerkes werden am Altar gefegnet. Ein fleißiger Kunsttischler, der gerade in einer kleinen Kapelle beerdigt wird, hat durch seine Arbeit bei Gott so viele Verdienste erlangt, daß der Papst beschließt, ihn in die Zahl der demnächst zu canonisierenden Heiligen aufzunehmen. Kirche und Staat, religiöser Glaube und politischer Gehorsam sind eben so gleichbedeutend geworden, daß eine, auch nur begriffliche Scheidung gar nicht mehr möglich ist.

Von derartigen sentimentalen Träumen kehrt Mamiani in seiner fingierten Erzählung zu realeren Gestalten zurück. Der Ghetto mit seinem Schmutz und seinen Seufzern ist verschwunden. Die fremden Soldaten haben die Stadt geräumt. Italienische Truppen umgeben als Ehrenwache die Person Seiner Heiligkeit. Der König hat in ehrerbietigem Zartgefühl seine Wohnung in Frascati, nicht in Rom, aufgeschlagen. Aus gleicher Rücksichtnahme sind die Gebäude für Parlament und Ministerien in den äußersten Enden der Stadt errichtet. Vor dem Beginn seiner Beratungen hört das Parlament erst eine Messe zum heiligen Geist. Die Zahl der Mönchsorden ist verringert, die Klosterregeln reformiert — Freiheit für Alle, auch die Jesuiten, ist die Losung der großen, neuen Zeit. Ewiger Friede herrscht zwischen Staat und Kirche; der Papst, glücklich, den weltlichen Sorgen und staatlichen Geschäften entledigt zu sein, hält Reden in neuem Stil, ohne jegliche Ambition, und schreibt Encycliken, die durch ihre sanfte Milde auch die grausamsten Kriege sistieren. Einer dieser entzückenden Papstreden lauscht unser Propagandist. Ein unerhörter Knalleffekt beschließt das Ganze: „Alles war von strahlendem Licht umflossen. Der Papst erschien nicht mehr uns gegenüber sitzend, sondern wie thronend auf goldenen Wolken und sein Angesicht als verklärt. Mit liebevoller Geberde segnete er Rom und die Welt. Und ehrerbietig warfen sich die Völker Italiens vor ihm in die Knie, schwangen ihm Tausende von Rauchfässern entgegen und füllten die Luft mit paradieſischem Dufte. In dem-

selben Augenblick sah ich von den vier Himmelsgegenden mit entfalteten Fahnen die übrigen Völker herbeieilen, und im Chore sangen sie: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend etc. „— der Propagandist erwacht, der Vorhang fällt und „die katholische Wiedergeburt“, *la rinascenza cattolica*, war ein Traum.

Ob ein schöner? Mamiani selbst, durch das Vaticanische Concil entnüchtert, hat darauf geantwortet. Nicht ohne ein wehmüthig verlegenes Lächeln mag er dieses feines gedruckten Traumes gedacht haben, als er im Jahre 1871, nachdem die weltliche Herrschaft durch Gewalt gefallen und der Königsitz — nicht in Frascati, sondern — im Quirinal aufgeschlagen war, folgenden Brief schrieb:

.... „Die italienische Reformbewegung denkt nicht daran, sich zum Protestantismus zu bekehren oder eine der anglikanischen ähnliche Kirche zu errichten. Sie ist vielmehr eine katholische Reaktion gegen den Romanismus, der so lange Zeit über die lateinische Kirche geherrscht und sie verderbt hat. Indessen ist die antipäpstliche Reform seit den letzten Concilsentscheidungen allerdings außerordentlich schwierig geworden. Denn, will man ihr wieder Kraft und Hoffnungszuversicht verschaffen, so ist es jetzt nöthig geworden, die Oecumenicität des Vaticanischen Concils zu bestreiten und statt dessen, mit größerer Weisheit, aber mit gleichem Muthe, die großartigen und heilsamen Ideen des Concils von Constanz neu zu beleben, die dem Papst wiederum die Stellung zuweisen, welche er in den schönsten Zeiten der Christenheit einnahm: die des *primus inter pares*.“

„Aber freilich es ist zu befürchten, daß dies Alles zu spät kommt. Der Romanismus hat schließlich drei beklagenswerthe Resultate in Italien zu Stande gebracht, nämlich: Aberglauben im niedern Volk, Indifferentismus bei den Uebrigen, und Unglauben bei der großen Mehrheit der Schriftsteller und Denker. Bei alle dem war das wichtigste Hinderniß, das aus dem Wege geräumt werden mußte, wenn eine katholische Reform möglich gemacht werden sollte, die weltliche Herrschaft des Papstes; und die Vorsehung hat uns die Gnade erzeigt, daß wir Zeugen dieses großen Ereignisses haben sein dürfen.“

Es liegt eine gewisse idealistische Gutmüthigkeit in dem Wahne, als könne Rom je aus eigenem Antriebe auf irgend eine, einmal gewonnene Position, geschweige auf den

Kirchenstaat verzichten. Bis ins höchste Greifenalter hinein verdammt der gegenwärtige Papst in seinen Allocutionen die „subalpinische“ Regierung für ihre Besitznahme der päpstlichen Territorien. Und wenn auch einmal ein „Gefangener des Vaticans“, wie so viele seiner geistlichen Untergebenen, mildere und versöhnlichere Anwendungen empfinden sollte, so ist der „Vaticanismus“ doch stärker als ein einzelner Träger der Tiara, und das System muß sich vollenden. Die weltliche Herrschaft des Papstes verwerfen und sich dabei dennoch vor seiner unumschränkten geistlichen Omnipotenz beugen, das ist ein Standpunkt, der seine innere Unmöglichkeit durch tragische Konflikte oft genug bewiesen hat. In seiner starren Konsequenz hält der Vaticanismus die Positionen Gregor's VII. und Bonifaz' VIII. noch immer fest, daß der Stellvertreter Christi der eigentliche Inhaber und Verwalter der weltlichen Reiche ist, und die Fürsten nur durch seine Belehnung ihre Gewalt innehaben. Wie sollte da der Papst es dulden oder gutheissen können, daß ihm sein eigenes Patrimonium Petri geraubt werde?

Drei besonders eklatante Fälle der Neuzeit haben gezeigt, daß Rom auch die wohlmeinendsten seiner Kinder mit der Konsequenz des Vaticanismus erdrückt, wenn sie es wagen, in der Loslösung vom weltlichen Besitz — entgegen der Encyclica vom 8. Dec. 1864 — „ein Glück für die Kirche“ zu erkennen. Sie müssen retraktiren, wenn sie an der absoluten geistlichen Autorität des Papstthums festhalten, oder sie müssen mit Rom brechen, wenn sie ernstlich dem Infallibilismus die Anerkennung versagen.

Im Jahre 1861 trat einer der angesehensten Würdenträger der Curie, ein päpstlicher Hausgeistlicher, apostolischer Protonotar, Referendar an beiden Segnaturen und Mitglied zweier Congregationen, der Canonicus von S. Maria Maggiore Monsignor Liverani mit einem Buche hervor, das in der katholischen Welt ungeheures Aufsehen erregte. Es führte den Titel: „*Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia.*“ Mit schonungsloser Offenheit deckte er die Uebelstände des weltlichen Regiments und die schreienden Schäden auf, an denen es krankt. Der kühne Prälat scheute sich nicht, offen in die Welt hinauszuschreiben, was man sich freilich seit langen

Jahren auf den Straßen Roms in die Ohren flüsterte, daß unter Antonelli's Staatssecretariat der Kirchenstaat die Beute einer Familienconforterie geworden sei, daß Antonelli und seine Brüder mit Hilfe der römischen Bank die ganze Verwaltung in eine Handels- und Wechselgesellschaft umgewandelt hätten, die am besten mit dem Ausdruck „offizieller Betrug“ (*una baratteria ufficiale*) bezeichnet würde. In einem zweiten Abschnitt beschreibt Liverani mit gleich offenherziger Kühnheit den gegenwärtigen Zustand des heiligen Collegiums, der römischen Prälatur, der Geistlichkeit Roms und der Jesuiten. Zuletzt kommt er auf die eigentlich brennendste kirchenpolitische Frage und schlägt eine Lösung derselben vor, von der er meint, daß sie von staatlicher und kirchlicher Seite willkommen geheißen werden müßte. Das heilige römische Reich müsse wieder aufgerichtet werden. Nicht zwar das der deutschen Nation, das im unendlichen Hader verlaufen sei, wohl aber das römische Reich der Guido, Lambert, Arduin und Berengar. Das italienische Parlament müsse den Papst auffordern, daß er auf den König Italiens Titel und Rechte eines römischen Kaisers übertrage, und damit wäre die römische Frage gelöst: „*vi sarà l'Italia col Papa e il Papa coll'Italia.*“ So würde, ganz im Geist des echten Vaticanismus, der König seine politische Macht vom Papst übertragen erhalten, und zwar in Bezug auf das Patrimonium Petri nur als Delegat. Die eigentliche Machtfülle bliebe in den Händen der Kirche und der König figurirte nur als deren Mandatar und Stellvertreter.

Man wird zugestehen müssen: der Gedanke ist römisch gedacht und schmeichelt sich für ein vaticanisch gestimmtes Ohr mit berückendem Zauber ein. Und dennoch, ganz abgesehen von dem hohnlachenden Widerspruch, den ein solcher Plan bei Parlament und Regierung finden würde, er ist nicht römisch genug, um sich der Zustimmung der Curie erfreuen zu können. Denn er stellt die Möglichkeit einer Versöhnung mit der subalpinischen Revolte auf, und das wäre ein Abfall Roms von sich selbst. So gab man denn in Rom den allzu freimüthigen Prälaten den Angriffen einer fanatisirten Presse hin, (von der Padre Curci einmal sagte „sie habe die päpstliche Unfehlbarkeit für sich monopolisirt“), und Liverani mußte sich in Vertheidigungszustand setzen. Er hat ihn Jahre hindurch



mannhaft festgehalten und so lange wie möglich seine Position behauptet. Da bringt im November 1873 die *Unità cattolica* die Nachricht, der Monsignor habe endlich vom Papst für seine liberalen Anwandlungen sich Verzeihung erbeten und erhalten. Von Florenz sei er nach Rom heimgekehrt, um unter den Passionisten in stillster Zurückgezogenheit über seine Vergangenheit nachzudenken. Mit hämischer Schadenfreude setzt die *Unità cattolica* hinzu: „Liverani hat das Verdienst, die kostbaren Reliquien, die sich im Besitz der Basilica Liberiana (S. Maria Maggiore) befinden, erläutert und vertheidigt zu haben, nämlich die Steine vom Stall und von der Krippe zu Bethlehem, die Windeln und Binden des Erlösers und die sechs Bretter von der Wiege, welche den uralten Namen Cunabulum D. N. J. C. trägt. Nun hat das Bambino Gesù bei dem Herannahen seines heiligen Geburtstages Liverani die Gnade erzeigt, ihn in der Person seines Stellvertreters auf Erden zurück zu rufen.“

So endete der Eine der Kämpfer, die mit römischen Waffen gegen Rom zu Felde ziehen wollen.

Fast gleichzeitig mit Liverani begann der berühmte neapolitanische Jesuitenpater Passaglia seine literarische Fehde gegen die Curie. Einer der ersten Theologen der katholischen Kirche schrieb er anonym eine lateinische Schrift: „*Pro causa italica, ad episcopos catholicos, auctore presbytero catholico*“, die sofort ins Italienische und Französische übersetzt wurde und nicht geringeres Aufsehen machte als das Buch von Liverani. Sein Recht, öffentlich die Stimme zu erheben, basirt der katholische Theologe zuerst ganz protestantisch auf das allgemeine Priesterthum eines jeden Christen; sodann aber betont er, er sei auch wirklicher geweihter Priester, und dies Priesterthum überrage das allgemein christliche, wie der Himmel die Erde. In beredter Sprache schildert er nun das Elend seines Vaterlandes. Von Einem Namen halle jubelnd die ganze Halbinsel wider: Victor Emanuel, so töne es dankerfüllt von Sicilien bis zu den Alpen. Und nur die Kirche, nur die Autoritäten des hohen Clerus stehen grollend bei Seite, und der Vatican schleudere seine Bannstrahlen. Warum den Unfrieden verewigen? Warum nicht die Hand zur Versöhnung reichen? Noch sei das Unrecht Victor Emanuels und seiner Sache nicht nachgewiesen; das Urtheil da-

rüber — ein Jesuit schreibt! — schwanke auch bei gerechten Männern, und daher könne nur die „Probabilität“ des Rechts oder des Unrechts behauptet werden. Der Eid, den Pius auf die Bewahrung des Patrimoniums geleistet, dürfe nicht binden, denn „eine höhere Ehre Gottes“ werde erzielt, wenn man zum Heil der Kirche mit denen sich verbinde, die selbst den edeln Grundfatz aufgestellt hätten: freie Kirche im freien Staat. — Umsonst! Passaglia's Buch kam auf den Index; der Passaglianismus spukte noch eine Weile in den Zeitungen und in unklaren Köpfen. Und dann revocirte der reumüthige Jesuit öffentlich Alles, was er gesagt hatte. Augenblicklich redet kein Mensch in Italien mehr von Passaglia und seinen neapolitanischen Passaglianern. Die Energischen und Weitblickigen unter den von ihm Angeregten sind längst von Worten zu Thaten, von Velleitäten zu muthiger Aktion vorgeschritten und tragen einen neuen Namen, von dem wir noch zu reden haben werden. Ueber Passaglia ist die Weltgeschichte zur Tagesordnung fortgeschritten.

Dasselbe muß leider auch schon von einem andern Jesuiten gesagt werden, der erst ganz neuerdings mit einem gewissen edlen Enthusiasmus öffentlich an die Curie appellirt hatte, um sie zum Frieden mit Italien und zur Beugung unter die über sie verhängten göttlichen Gerichte zu veranlassen: der alte Freund und geistliche Berather Pio Nono's, Padre Curci. Tiefblickend genug sieht der Mann für die großen Schäden seiner Nation keine andre Heilung mehr, als in Gottes Wort, in der Betrachtung und Erwägung des Lebens und der Lehre Christi. Und darum hat er sich an ein großes exegetisches Werk über die vier Evangelien gemacht, die er, mit Zuhilfenahme der griechischen Ursprache, in populärer Form erklärt.<sup>1)</sup> Den ersten Bänden dieser Arbeit hat er nun eine „*Ragione dell' Opera*“ vorausgeschickt, in welcher er für die Nation, damit sie in Frieden aus der Schrift sich erbauen

---

1) Die katholische Kirche hat bekanntlich die Vulgata durch Beschluß des Tridentinums zur authentischen und dem Original völlig gleichstehenden Uebersetzung oder Bibelausgabe gemacht. Padre Curci aber bekennt sich bei aller schuldigen Ehrerbietung gegen die Vulgata zu dem protestantischen Grundsatz: *quando si vuole vedere il fondo sia dei concetti singoli, sia delle scambievoli loro attinenze nei luoghi paralleli, allora non si può fare a meno di ricorrere a quei due fonti originali: l'ebreo ed il greco.*

könne, mit beweglichen Worten die endliche Verföhnung zwischen Kirche und Staat, zwischen Papst und König fordert. Sofort schrie die gesammte Presse des italienischen Ultramontanismus über Verrath, und böswillige Rathgeber hetzten den greisen Pius gegen seinen Leidensgenossen von Gaeta auf. Da wandte sich der Jesuitenpater am 29. Juni 1875 direkt an den Papst. Sein Schreiben, so erzählt die *Rivista Europea*, die dasselbe im Februar- und Märzheft dieses Jahres publicirt, wurde vom Papst — es war zu seiner größeren Bequemlichkeit gedruckt — mißbilligt, verworfen, und kam auf irgend eine Weise in die Hände eines milden und einsichtigen Prälaten, der nach langem Zaudern sich endlich entschlossen hat, es als ein denkwürdiges historisches Monument der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die alten Liverani-Passaglia'schen Gedanken wiederholen sich auch hier. Die Nothwendigkeit der Verföhnung Roms mit Italien erhält nur durch den Hinweis darauf einen größeren Nachdruck, daß bei fortgesetzter Feindseligkeit der Curie gegen Italien letzteres immer mehr von Frankreich sich werde trennen und dem ketzerischen kirchenfeindlichen Deutschland in die Arme werfen müssen. Statt dessen solle der Papst dem doch immer gut katholischen Victor Emanuel die Hand zum Frieden bieten. Die gottlosen Kammern würden dann aufgelöst, der König reinigt schnell das Beamtenenthum, Pius nimmt seine Parole für die Katholiken Italiens zurück „*nè elettori nè eletti*“; die wohlgesinnte Presse arbeitet vor, ein wohlgerüstetes Heer steht im Hintergrunde — und so schreitet Italien zur Neuwahl seines Parlaments, nachdem Bischöfe und Geistliche die Landbevölkerung,  $\frac{9}{10}$  der Nation, über die Bedeutung der Wahl „aufgeklärt“ haben. Ein „christliches“ Parlament steigt aus der Urne hervor — und Alles ist gewonnen, der ganze Himmel voller Geigen — — und trotzdem der arme gute Curci keiner Antwort mehr gewürdigt, bis er kommt und sein *pater peccavi* sagt! Und daß ers gethan hat, melden die ultramontanen Blätter bereits triumphirend.

Auf solchen Wegen wird die religiöse Frage in Italien nicht gelöst. Kirchenpolitische Träume, erschütternde Reden, herzbewegliche Schriften, dies Alles gleitet wirkungslos an der marmorkalten infallibeln Curie ab. Und bricht der Gang

der Geschichte endlich selbst das weltliche Regiment des Papstthums entzwei, so sind damit allein die neuen Kräfte noch lange nicht entfesselt, die eine religiöse Neubelebung ermöglichen könnten. Der omnipotente geistliche Oberpriester steht ja noch in ungefchwächtem Glanze da.

Wird nun die religiöse Frage da ihrer Beantwortung näher treten, wo man dem Papst die Anerkennung auch der geistlichen Omnipotenz verweigert und durch Thaten Zeugnis davon giebt, daß man die gewonnene Freiheit auch zu nutzen versteht? Schauen wir uns in den hiermit gekennzeichneten Sphären näher um. Es fehlt an solchen Thaten in Italien nicht; die Frage ist nur, ob lebensfähige Gestaltungen auf folchem Boden erwachsen können.

---

Gleichzeitig und nicht ohne Zusammenhang mit der von Passaglia herrührenden Bewegung traten in Florenz und in Neapel zwei Zeitschriften ins Leben, welche die religiöse Reform für die Kirche Italiens auf ihre Fahne schrieben: *l'Esaminatore* und *l'Emancipatore cattolico*. Das erstere, Florentiner, Blatt, seinem vorsichtigeren Titel gemäß, wollte nur prüfen, was der Reform bedürftig wäre, und seine Mitarbeiter deckten sich wohlweislich mit dem Mantel der Anonymität. Die naive Tendenz war auch hier, die Curie selbst, unter Anerkennung fast aller dogmatischen Festsetzungen der Kirche, zur Vornahme von disciplinaren Verbesserungen zu bewegen. Nach längerem Umhertasten ermannte sich endlich der *Esaminatore* im Jahre 1865 zu folgendem Programm: „Unser Hauptgrundfatz ist, daß beiden kirchlichen Ständen, dem Clerus und den Laien, ihre alt katholischen Rechte und Pflichten zurückerstattet werden. Daher fordern wir 1. für die Laien das Recht, ihre Geistlichen zu wählen und die weltlichen Angelegenheiten der Kirche mit zu verwalten. 2. für den Clerus und das Volk die Wahl der Bischöfe vorbehaltlich der Rechte der Krone. 3. die Wiedereinsetzung der Bischöfe und Erzbischöfe in ihre alten diöcesanen und provinziellen Rechte, unter Aufhebung der slavischen Abhängigkeit von Rom und Abschaffung ihres Vasalleneides gegen den römischen Bischof. Wir fordern 4., daß der Cölibat der Priester in die freie Entscheidung jedes Einzelnen

gelegt; 5. dafs die freie Circulation der Heiligen Schrift unter den Laien gestattet; 6. dafs die Liturgie in der dem Volke verständlichen Landessprache gelesen wird; 7. dafs die Ohrenbeichte aufhört obligatorisch zu sein und die Communion unter beiderlei Gestalt wieder hergestellt wird.

Für die Erreichung dieser Ziele fordert der „*Esfaminatore*“ nun freilich zu nichts Eingreifenderem und Kühnerem auf, als 1. reden, 2. schreiben, 3. predigen. Er kann sich aber nicht wundern, wenn durch solche Mittel im redseligen Italien keine Resultate gewonnen werden. Die zahme, vom „*Esfaminatore*“ vertretene Reformbewegung hat sich allmählich im Sande verlaufen. Ob das Florentiner Blatt selbst sein Leben noch kümmerlich fristet, ist uns nicht einmal bekannt. Jedenfalls hat es bewiesen, dafs eine thatenlose Opposition wie überall, so auch in Italien auf kirchlichem Gebiete nichts fruchtet.

Einen ganz anderen Erfolg hat der *Emancipatore cattolico* von Neapel nachzuweisen. Diese Zeitschrift, die jetzt bereits ihr sechzehntes Lebensjahr erreicht hat, verdankte von vornherein einer kühnen That ihr Leben. Sie nennt sich das „Organ der Gesellschaft für die nationale Befreiung und gegenseitige Hilfsleistung der italienischen Priesterschaft.“ (*Giornale della società nazionale emancipatrice e di mutuo soccorso del Sacerdizio italiano.*) Von dem Kreuz am Bug des Schiffleins, auf welchem Christus in der Devise des Blatts sein Netz ins Meer senkt, hängt eine lange Fahne mit der lateinischen Inschrift: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist.“ Im November des Jahres 1862 gelang es nämlich dem Dominicanermönch Luigi Prota-Giurleo im Kloster S. Domenico Maggiore in Neapel, nachdem er vergebens die grofse Masse seiner Conventualen zur Betheiligung aufgefördert hatte, zunächst mit nur vier seiner Ordensbrüder im Kloster selbst die oben genannte Gesellschaft zu gründen. Die neue Regierung des Königreichs unterstützte auf das lebhafteste das ihr im Kampfe gegen Rom willkommene Unternehmen; und es waren noch nicht zwei Jahre verflossen, da zählte die Gesellschaft, die sich bald zur „Italienischen Katholischen Nationalkirche“ constituirte, ihre Mitglieder nach Tausenden. Gegen 3500 Kleriker aller Grade waren ihr beigetreten, darunter vier Bischöfe und als Gönner zwei Cardinäle. Mehr

als die doppelte Zahl Laien, darunter 32 Deputirte, 16 Senatoren, 4 Minister, 86 Magistratspersonen, 3 Generale, 50 Officiere etc. ergriffen durch persönlichen Beitritt für die scheinbar so groß angelegte Kirchenreform Partei. Das Programm stimmte im wesentlichen mit dem im „*Esaminatore*“ abgedruckten überein; und auf Grund desselben hatten sich schon binnen einem Jahre in allen Provinzen Italiens nicht weniger als 22 Hilfsgesellschaften gebildet, die dem Centralverein von Neapel affiliirt wurden. Rattazzi, nach Bettino Ricasoli Ministerpräsident, überwies der Gesellschaft in Neapel vier unbenutzte katholische Kirchen zum gottesdienstlichen Gebrauch; und wer kann sagen, welchen Umfang die nationalkirchliche Bewegung noch gewonnen hätte, wenn nicht schon im Jahre 1865 ein unerwarteter Rückschlag erfolgt wäre.

Der politische Umschwung hatte wieder den Florentiner Ricasoli ans Staatsruder gebracht. Die drohenden Wetterwolken am politischen Himmel ließen eine einstweilige Ausföhnung Italiens mit Rom als höchst wünschenswerth erscheinen. Im April 1865 versuchte zuerst Vegezzi, dann im Jahre 1866 in außerordentlicher Mission Tonello eine Einigung mit dem Vatican über die Befetzung der Bischofsstühle. Sie gelang. Die verbannten und entwichenen Bischöfe kehrten zurück und erhielten das staatliche Exequatur. Eine Bedingung des Friedenschlusses aber war die Unterdrückung der nationalkirchlichen Gesellschaft in Neapel. Sofort nahm Ricasoli ohne Weiteres den Emancipationslustigen die überwiesenen Kirchengebäude wieder fort, und nicht ein Wort der Entschuldigung begleitete die harte und unerwartete Maßregel. Der Erzbischof von Neapel, der als Bedingung seiner Rückkehr das Recht der unumschränkten Verfügung über die abgefallenen Priester gefordert und vom Präfecten Gualterio bewilligt erhalten hatte, consecrirte feierlich die entweihten Gotteshäuser aufs neue. Und nun erfolgte eine rücksichtslose Maßregelung aller derjenigen Priester, welche mit der Emancipations-Gesellschaft in Beziehung gestanden hatten. Einer nach dem Andern wurde *a divinis* suspendirt und damit die Meisten dem bittersten Mangel preisgegeben. Durch ganz Unteritalien erstreckte sich die Verfolgung. Die abgesetzten Priester wandten sich beschwerdeführend und schutzfuchend an Parlament und Cultusminister; aber ein

achselzuckendes Schweigen war die einzige Antwort, die ihnen zu Theil wurde. Zahllose Retraktionen der brodlos gewordenen niederen Cleriker verschafften der Curie einen leichten, aber aufs sorglichste verwertheten Triumph. Eine besondere Abdicationsformel wurde entworfen und den Priestern, die ihren „Frieden mit Rom“ machen wollten, zur Beeidigung vorgelegt. Sie ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht hier mittheilen sollten. Sie lautet: „Ich, N. N., entfage und schwöre ab Allem, was direkt oder indirekt den Gesetzen, Canones, Bullen und Rescripten des heiligen katholischen apostolischen römischen Stuhls zuwider sein könnte. Ich schwöre ab und entziehe mich jeglichem Akt irgend einer Autorität, die nicht die kirchliche wäre, und will nur der letzteren Gehorsam leisten. Ich verwerfe als null und nichtig und ohne Bindekraft für mein Gewissen jeden Eid oder jedes Versprechen, das ich der bürgerlichen Gewalt des Königreichs Italien ohne Gutheissen des Heiligen Vaters Pius IX. und ohne Genehmigung der heiligen römischen Penitenzzeria geleistet habe. Endlich erkläre ich und verspreche auf mein Gewissen, daß ich den Besitz der weltlichen Gewalt für den römischen Hohenpriester behufs freier Ausübung seiner apostolischen Autorität für unerläßlich halten und mit aller meiner Kraft, auch mit dem Opfer meines Lebens dahin mit wirken werde, daß ihm dieselbe erhalten bleibt. So wahr mir Gott helfe!“

Durch diesen Eid unterwarfen sich tausende von Priestern aufs neue der Curie und büßten im stillen für die Freiheitsträume, die sie sich hatten eine Zeitlang durch den Kopf gehen lassen. Für die ärmsten der ihrer Ueberzeugung Treugebliebenen wurde in Neapel ein „Asyl für ihres Amtes entsetzte Priester“ gegründet; die reicheren waren im Stande, selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Im Jahre 1873 waren es noch 504 Unterschriften von Geistlichen, die beim Parlament um die Anerkennung und Unterstützung der nunmehr gegründeten „italienischen katholischen Nationalkirche“ petitionirten. Bei der ersten Bischofswahl beteiligten sich gegen 4000 Stimmende aus allen Theilen des Landes. Der Erwählte, der sich in der orientalischen Kirche die Bischofsweihe holte, Panelli, Erzbischof von Lydda, befand sich schon im Jahre 1875 eines Bessern und kehrte reumüthig in die

Arme Roms zurück. Der zweite Bischof, Canonicus Stanislaw Trabucco, starb nach kurzer „Regierung.“ Am 6. Januar 1876 wurde endlich der bisherige Generalvicar der „Kirche“ und langjährige Präsident der Gesellschaft, Ritter des Mauritiusordens, Monsignore Luigi Prota-Giurleo zum Bischof creirt, und die Wahl notariell beglaubigt. Nach dem uns vorliegenden Wahlprotokoll sind an jenem 6. Januar nicht weniger als 10,250 Wahlzettel in die Urne geworfen worden, von denen Prota-Giurleo 8629 auf sich vereinigte. Von Interesse ist das Zahlenverhältniß, in welchem die verschiedenen Städte Italiens sich an der Wahl betheiligten. Ich nenne nur die bedeutendsten. Rom stellte 392 Stimmen, Neapel, das so grausam gemaßregelte, nur 83, Salerno 376, Sorrento 596, Nocera 722, Trani 904, Messina 130, Syracus 63, das durch die blutige Verfolgung der Protestanten im Jahre 1866 berühmte Barletta 943. Von Priestern, die noch immer als Mitglieder der „Nationalkirche“ treu geblieben sind, nannte mir Prota-Giurleo 240; doch versicherte er, daß Freunde der Bewegung sich in den einflußreichsten Stellen der ganzen Halbinsel befänden. Nicht nur im Consistorium des Erzbischofs Riario Sforza von Neapel, sondern auch im Vatican selbst will der nationalkirchliche Bischof Freunde besitzen, die seine Interessen im Auge haben und für bessere zukünftige Zeiten behalten wollen. — Die bischöfliche Weihe hat sich übrigens Mons. Prota-Giurleo noch nicht verschaffen können. Ein infallibilistischer Prälat findet sich selbstverständlich dazu nicht bereit; und Jerusalem oder Antiochien, von deren Patriarchen der Genannte sich am liebsten ordinieren lassen möchte, weil auch Rom ihre Weihen anerkennt, sind durch den entbrannten Krieg einstweilen aus dem Gesichtskreise gerückt.

Dies ist die Geschichte der nationalkatholischen Bewegung in Italien. Man wird zugestehen müssen, daß ein gewisser Schwung freiheitlicher Begeisterung namentlich in ihren Anfängen sie kennzeichnet. Ohne Uebertreibung darf behauptet werden, daß etwa ein Achtel der gesammten katholischen Geistlichkeit Italiens durch thätige Theilnahme die Bewegung unterstützt hat, bis die leidige Brodfrage die Reihen lichtetete. Wie erklärt sich aber dieser enorme Abfall? Für eine gute Sache haben Tausende und Abertausende



schon die größten Opfer gebracht. Warum erlahmte hier mit einemmale der Muth, sobald die Forderung, ernstliche Opfer zu bringen, gestellt ward?

Mag es wahr sein, daß unter den Persönlichkeiten, die an der Spitze der gesammten Agitation standen, wie hier und da verlautet hat, auch sittlich anrühige Elemente sich betheiligten, — in Italien gilt es ja fast als Axiom, daß in der katholischen Priesterschaft der alte Sauerteig, mit dem der ganze Teig durchsäuert ist, kaum je gründlich und gänzlich ausgefegt werden könne, — wahrhaft großartige Lebenskräfte mußten doch auch derartig schädigende Beisätze abstoßen und die innere Reinigung durchsetzen können. Aber ist denn wirklich der treibende Lebensnerv im Nationalkatholicismus (der im Wesentlichen mit unserm Altkatholicismus zusammenfällt) ein so stählender, daß er das Aeußerste an Opfern zuzumuthen wagen dürfte? Wenn ein Luther die uralte Frage: Wie wird der Mensch gerecht vor Gott? aus der Klosterzelle in die große Welt hinauswarf, so ward das innerste Heiligthum des Herzens getroffen, und kein Opfer schien zu groß, um die Antwort unangetastet zu erhalten, die das erleuchtete Gewissen in der Schrift darauf gefunden hatte. Sind aber die Differenzen, welche den Nationalkatholicismus vom päpstlichen Catholicismus scheiden, so tiefgreifend und so central, daß von Tausenden die ganze Existenz aufs Spiel gesetzt werden mußte, um sie zu schützen?

Wer noch immer ein durch alle Zeiten sich fortsetzendes unfehlbares Lehramt der Kirche festhält, für den kann es im Grunde so viel nicht verschlagen, ob dies Amt von Tausenden im Concil oder von Einem auf der Kathedra verwaltet wird. Die Halbheit der Opposition gegen Rom rächt sich auf alt- oder nationalkatholischem Standpunkte allezeit durch die Aermlichkeit der Resultate. Auch das „dogmatisch-organisatorisch-disciplinarische Statut der katholischen Nationalkirche Italiens“ stellt gleich im zweiten Artikel den Grundsatz auf: „Fundamente für den Glauben und für die Lehre der Kirche sind 1. die göttliche Offenbarung (die canonischen Bücher der heiligen Schrift) und 2. die Autorität der gesammten oder katholischen Kirche.“ Unter der letzteren versteht Art. 3 allerdings nicht nur die drei hierarchischen Ordnungen, Bisthum, Priesterthum, Diaconat; (deren

göttliches Recht indeffen festgehalten wird, (Art. 7.) sondern alle durch Wasser und den heiligen Geist Wiedergeborenen aller Zeiten und aller Orten. Diese Kirche ist dann aber „die immerwährende und unfehlbare Hüterin, Auslegerin und Meisterin der geoffenbarten Lehre.“ Was die sieben ersten allgemeinen Concile als Dogma festgesetzt haben, das gilt als bindend und verpflichtend für die ganze Kirche; die Bestimmungen aller übrigen nur partiellen Kirchenversammlungen, namentlich die des bloß von römischen Katholiken beschickten Vaticanums mit Unfehlbarkeit und Universal-episcopat, haben keinerlei allgemein gültige Bedeutung. Dagegen wird festgehalten (Art. 6) die Verehrung (nicht Anbetung) der Heiligen, die Fürbitte für die Verstorbenen „und alles, was zur positiven und beständigen apostolischen Tradition gehört.“ Die Wahl der Geistlichen sowie die Verwaltung des kirchlichen Vermögens geschieht unter Theilnahme der Laien. Die gottesdienstliche Sprache ist aber einstweilen noch die lateinische (Art. 54). Nur die Verwaltung der Sacramente soll in der Landessprache geschehen. „Die Epistel, das Evangelium, das Glaubensbekenntniß und das Vater Unser im Messgottesdienst, d. i. im eucharistischen Opfer, werden gleichfalls in der Landessprache verlesen“ (Art. 55).

Wohl hat die nationalkirchliche Bewegung, wie das Mitgetheilte zeigen kann, genug lebensfähige Momente in sich, um noch auf einige Zeit zur Ueberleitung aus der ultramontanen Papstkirche und zur Sammlung der gegen die Unfehlbarkeit Protestirenden zu dienen. Aber ein eigentliches constitutives Princip fehlt ihr, und sie wird es immer nur zu vorübergehenden kirchlichen Gestaltungen bringen; eine Wahrheit, die sich der gegenwärtige „*Vescovo eletto*“ in Neapel auch nicht verhehlt. Derselbe erwartet von der Zukunft noch weitere Modificationen des bestehenden Statuts. Inzwischen hilft aber auch der Nationalkatholicismus mit zur Erschütterung der stolzen papistischen Selbstgenügsamkeit und kann um deswillen wohl von uns willkommen geheißen werden.

Ohne nachweisbaren direkten Zusammenhang mit den neapolitanischen Bestrebungen kam es im nördlichen Italien

Ende 1873 und Anfang 1874 in drei kleinen Gemeinden zu Ereignissen, die wir am besten an dieser Stelle erwähnen. Dieselben haben nicht nur in verschiedenen Instanzen principiell wichtige Richtersprüche veranlaßt, sondern auch wiederholt zu den lebhaftesten Debatten im Parlament geführt. Ich meine die Pfarrwahlen in San Giovanni del Dosso, Frassino und Palidano durch die vollzählig versammelte Gemeinde.

Bis vor kurzem hatte auf dem bischöflichen Stuhl von Mantua, zu dessen Sprengel die genannten Ortschaften gehören, ein milder und gemäßigter Prälat gesessen. Nach dessen Tode folgte Monsignor Rota, unter den vaticanischen Heißspornen einer der heissesten. Zwar hatte er vom Staate ein Exequatur weder nachgesucht noch erhalten; aber die eigenthümliche Inconsequenz der italienischen Kirchenpolitik erkennt ja die von solchen staatlich nicht approbirten Bischöfen vollzogenen amtlichen Handlungen, mithin auch ihre Pfarrernennungen, als rechtsgiltig an. Unter diesen Umständen wurde die Pfarre von San Giovanni del Dosso durch den Tod des Inhabers vacant. Ohne die Ernennung von Seiten ihres neuen ultramontanen Bischofs abzuwarten, trat mit einemmale, wie ja die kleinsten Flecken Italiens von Jahrhunderten her an communale Selbständigkeit gewöhnt sind, die ganze Gemeinde am 28. September 1873 unter Assistentz eines königlichen Notars zusammen, um auf eigene Hand einen antiultramontan gesinnten Priester, Don Giovanni Lonardo, als ihren Pfarrer zu erwählen. Alle abgegebenen 207 Stimmen (bei einer Seelenzahl von 1500) vereinigten sich auf Don Lonardo; er wurde als gewählter Pfarrer proclamirt, über das ganze Verfahren ein Protokoll aufgenommen und dasselbe mit einem ausführlichen Rechtfertigungsschreiben an den Syndicus von Quistello geschickt, der die Aktenstücke mit einem befürwortenden Schreiben dem königlichen Procurator zur Entscheidung vorlegte.

Noch im November desselben Jahres folgte die benachbarte Gemeinde Frassino dem gegebenen Beispiel und wählte, wiederum einstimmig mit 203 Voten in einem Orte von 1200 Seelen, Don Luigi Ferrabò zum Parochus. Im März 1874 endlich that unter der schützenden Aegide des bekannten, dort begüterten Marchese Carlo Guerrieri-Gonzaga

die Gemeinde Palidano denselben Schritt und erwählte sich selbst ihren Pfarrer in der Person des Don Paolo Orioli.

Die Rechtfertigungsschreiben dieser Gemeinden, sowie die von ihnen 'angeregten weiteren Erhebungen haben übrigens, worauf Gladstone in seinem lesenswerthen Aufsatz über „Italien und seine Kirche“ (*Bulgarian Horrors, etc.*, Tauchnitz, p. 211—272) noch besonders aufmerksam macht, die überraschende Thatfache an das Licht gebracht, daß die Laienwahl in verschiedenen Gegenden Italiens seit alter Zeit sich unangefochten bis in die Gegenwart erhalten hat. In der nächsten Umgebung der oben angeführten Ortschaften werden vier Dörfer genannt, die seit Alters durch direkte Wahl, zwei andere, die durch Delegirte der Gemeinde sich ihre Pfarrer erwählen. Im Sprengel von Trient ist die Laienwahl sogar die Regel.<sup>1)</sup> Aber auch im südlichen Italien finden wir denselben eigenthümlichen Ueberrest aus längst vergangenen Jahrhunderten größerer kirchlicher Freiheit. Auf der entzückenden Halbinsel Sorrents bei Neapel ist der Hergang bei Pfarrvacanzen in den Parochien Meta, Carrotto, Trinità und Mortora folgender. Bei eintretender Vacanz ernennt der Erzbischof zunächst einen Vicarius. An einem Sonntage der nächsten sechs Monate verkündigt eine erzbischöfliche Bekanntmachung, daß am folgenden Sonntag Vormittags 10 Uhr der erzbischöfliche Bevollmächtigte in der Kirche erscheinen werde, um die Stimmen der über 21 Jahre alten Pfarreingeweihten zu sammeln. Am bezeichneten Tage nimmt der Bevollmächtigte mit seinem Secretär an einem Tische vor dem Hochaltar Platz. Er ruft die Erschienenen einzeln heran und fragt Jeden mit leiser Stimme: Wen wollt Ihr zum Pfarrer haben? Den Namen des Bezeichneten flüstert er seinem Secretär zu, der ihn in die Liste einträgt. Nach beendeter Wahl verkündet er laut das Resultat. Der Erzbischof prüft die Qualität der in der Liste befindlichen Candidaten, und hat bisher noch nie Veranlassung gehabt, einen Anderen zum Pfarrer zu vociren, als den von den Gemeinden mit Stimmenmehrheit Gewünschten.

Es steht zu befürchten, daß die römische Curie diesen

---

1) Auch im Lucchesischen besteht sie noch in gewissen Landgemeinden.  
Anm. d. Red.

exceptionellen Zuständen, seitdem sie in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, ein schnelles Ende machen wird. Jedenfalls ist die richterliche Entscheidung von hohem Interesse, durch welche die Rechtsverhältnisse in den oben genannten drei Parochien geordnet sind. Zunächst erkennt der Richter auf Grundlage der Verfassung und der Siscardischen Gesetze die Berechtigung der Gemeinden, sich selbst einen Pfarrer zu erwählen, an. Das Eigenthumsrecht in Bezug auf den kirchlichen Besitz spricht er der Gemeinde, und nicht der Allgemeinen Kirche zu. Der Vorsteher des Gemeinderathes, nicht der Papst, übe das Dispositionsrecht aus und könne den erwählten Pfarrer in den Nießbrauch des Kirchenvermögens einweisen. Auf Grund der im Wesentlichen identischen Erkenntnisse sind in allen drei Fällen die erwählten Geistlichen im Besitz ihrer Stellen verblieben. Neuerdings hat der Justizminister Mancini, wie der Marchese Carlo Guerrieri dem Verfasser ausdrücklich mittheilen konnte, auch die Verpflichtung des Staates anerkannt, für die Hälfte des Pfarrgehalts seinerseits aufzukommen.

Trotz alledem findet das gegebene Beispiel keine weitere Nachfolge, und Rom wird es an sich nicht fehlen lassen, die Zügel immer straffer anzuziehen. Nach dem ersten Aufschwung der mit Passaglia und der „Nationalkirche“ zusammenhängenden Bewegungen ist das Interesse erlahmt, und wer nicht muß, mag sich nach keiner Seite compromittiren. Müßen aber muß gegen Rom in Italien Niemand, und so läßt man die Dinge laufen, wie sie eben laufen wollen.

Und doch ist im Grunde fast Niemand mit dem Laufe der Dinge zufrieden. Es war Jahrhunderte hindurch so bequem, mit irgendwie genirenden religiösen Anforderungen im Großen und Ganzen so gut wie unbehelligt zu sein. Unterm Krummstab, so lange man noch nicht allzu viel von ihm sprach, herrschte die denkbar möglichste religiöse Freiheit. Alle persönliche Verantwortung war abgegeben. Die große Affecuranzgesellschaft für den Himmel mit ihrem Vice-director in Rom und dem Heer ihrer Beamten in dem gesammten Clerus übernahm die Geschäfte. Man zahlte seine jährliche Prämie mit der Ostercommunion; in außerordentlichen Fällen liefs man sich auch zu Extrabeiträgen bereit

finden. Im Uebrigen aber wünschte man sich um das Jenseits nicht viel mehr kümmern zu müssen. Dafür waren die Beamten da, die ihre jährlichen Quoten vereinnahmten. In diesen goldenen Zeiten, die zum großen Theil für Italien noch in unsere unmittelbare Gegenwart hineinragen, konnte man so sorglos allein dem Diesseits und seinen Zielen leben, so harmlos über die schwarzen Beamten der Versicherungsgesellschaft und ihr Treiben scherzen, und auch über den weißen Mann in Rom sich allerhand lustige Bemerkungen erlauben. Man glaubte an nichts und spottete über die Bigotten, und die Gesellschaft nahm es nicht übel. Aber für alle Fälle wollte man sich doch auch sichern, und so liefs man die Affecuranz lieber nicht erlöschen. Es war ein äusserst süßes nebelhaftes Nichtsthun, in dem sich beide Theile, die Versicherten und die Versicherungsbeamten, sehr wohl befanden.

Da kommt nun die neue Zeit mit ihren Anforderungen an die ganze Persönlichkeit des Menschen. Da fangen die Leute an, von Kirchenreform nicht nur zu träumen und zu philosophiren und zu dichten und zu schreiben, sondern den kühnen Anfang eigner Thaten zu machen und jedem „*cristiano*“ die eigne Betheiligung und Entscheidung zuzumuthen. Da raunt man sich's nicht nur in die Ohren, was viele Verständige längst geahnt hatten, nein man ruft es laut auf den Dächern und in den Straßen: die große Versicherungsanstalt hat ihren Credit verloren und steht ganz nahe am Bankrott. Und verwundert schaut man sich um: also zurückziehen? oder die Einlage verlieren? Macht denn der Staat nicht noch Alles richtig? Wir sind ja doch nun in Rom; und was man da neuerdings anfängt, die religiöse Frage in Italien zu nennen, wird das nicht Alles bei der Gelegenheit, mit dem Garantiengesetz oder mit einer verständigen Revision desselben, abgemacht werden?

Es sind wirklich nicht wenig Geister in Italien, die solche Ueberlegungen zur Zeit anstellen. Was man im Lande des bequemen ästhetischen Genießens am meisten scheut, ist das persönliche Hervortreten mit eigner freier Ueberzeugungsthat. Die große Menge läßt lieber alles in der Schwebe und zürnt den unbequemen Störenfrieden, die den künstlich gewebten Schleier mit kräftiger Hand zerreißen. Und doch

mufs er fallen, wenn Italien regenerirt werden soll. Zur Lösung des religiösen Problems ist als erstes Erfordernifs unbedingte Wahrhaftigkeit und rückhaltlose Ehrlichkeit unerlässlich.

Und darum heifsen wir auch die „starken Geister“ willkommen, die sich nicht scheuen, mit dem meist unter dem Papstthum stillschweigend geduldeten Unglauben freimüthig an die Oeffentlichkeit zu treten und dadurch gewitterähnlich die Luft zu reinigen. Sie sind uns lieber diese „Ganzen“, als die schwachmüthigen „Halben“, die auch an nichts glauben, aber um des lieben Friedens willen doch immer wieder einen Glauben simuliren, von dem ihr Herz nichts weifs.

Selbst diese That des Bekenntnisses zum Unglauben ist für italienische Zustände anerkennenswerth. Denn sie bricht mit der Jahrhunderte hindurch anerzogenen Feigheit in Bezug auf religiöse Dinge. Am 25. August 1865 hat sich in Mailand eine Gesellschaft gegründet, die unter dem Namen der „Freidenker“, *liberi pensatori*, auf der ganzen Halbinsel zahlreiche Anhänger gesammelt hat und in ihrem Statut vom selben Datum jedenfalls ausspricht, was, soweit es sich um blofse Ansichten handelt, in den mittleren und höheren Schichten der italienischen Gesellschaft im Grofsen und Ganzen die Durchschnittsüberzeugung ist. Im zweiten Artikel heifst es daselbst: „Die Freidenker erkennen keine anderen Wahrheiten als die von der Vernunft gelehrt und kein anderes Moralgesetz an, als das, welches das Gewissen functionirt.“ Art. 4: „Sie halten die dogmatischen sogenannten geoffenbarten Religionen für die Negation der menschlichen Vernunft und des Gewissens.“ Art. 5: „Sie erklären, dafs sie aufserhalb des Schoofses irgend einer Kirche oder eines dogmatischen Glaubens leben und sterben, und dafs sie mit dieser moralischen Verpflichtung auch alle diejenigen Handlungen in Einklang bringen wollen, welche sich auf die Geburt, das Leben und den Tod von Kindern beziehen, die der eignen Entscheidung noch nicht fähig sind.“ So weit freilich, bis zur abweisenden That, gehen, aus den eben erörterten Gründen, die wenigsten Italiener mit. Aber die dogmatischen, oder richtiger dogmenlosen Anschauungen der Freidenker werden doch von Unzähligen getheilt.

Aeusserst feltfam muß es allerdings erscheinen, wenn das Freidenkerthum den Anspruch erhebt, seinerseits die Lösung der religiösen Frage für Italien gefunden zu haben. Mit Recht ist ihm darauf geantwortet worden, daß es ja die Negation aller Religion sei, mithin an der ganzen Frage, ohne sie zu erörtern, vorübergehe. Und zwar ist diese Antwort von einer Seite ergangen, die noch eine besondere Besprechung verdient.

---

Während wohlmeinende Idealisten, wie Gioberti und Rosmini, wie Passaglia und Mamiani, wie Padre Curci und noch neuerdings der Senator Vacca, in einer innerhalb der römischen Kirche selbst zu vollziehenden und von ihrer eigenen Initiative zu erwartenden Reform die Heilung aller religiösen Schäden der Nation erblicken, wird ein Mann nicht müde, seit zwölf Jahren in Büchern und Broschüren, in Flugblättern und Zeitungsartikeln seinem Volke immer wieder und wieder zu predigen, daß überhaupt innerhalb der römischen Kirche kein Heil mehr zu erwarten stehe. Das ist der edle und hochherzige Römer Raffaele Mariano. Seine Artikel im „Diritto“ finden, so oft er mit dem Herausgeber darin öffentlich correspondirt, jedesmal die weiteste Beachtung und veranlassen meistens in anderen Blättern und Zeitschriften noch länger fortgeführte Controversen. Dennoch ist es ein vereinsamter Posten, auf dem er steht, weil er mit fast prophetischer Zähigkeit immer wieder das Eine in die italienische Welt hineinruft, was man sich nicht gerne sagen läßt: ihr bedürft einer neuen Gewissensweckung, sonst seid ihr als Volk verloren!

Mariano geht, in allen seinen Publicationen von der Ueberzeugung aus, daß für Rom eine innere Wandlung überhaupt nicht möglich sei. Er sieht, meiner Meinung nach mit vollem Recht, in dem Infallibilismus und in dem Jesuitismus nicht etwa einen Abfall von dem katholischen Princip, sondern die eigentliche Consequenz des Systems, das sich durchgesetzt hätte, auch wenn die einer Reform günstigsten Männer (wie Pio nono anfangs selbst) an der Spitze gestanden und gegen die äußersten Ausgestaltungen des Systems sich gewehrt hätten. Das Princip ist eben stärker als der



einzelne Mensch, das System allmächtiger, als fein zufälliger Vertreter.

Am ausführlichsten behandelt Mariano diesen Theil der Frage in einem mit logischer Klarheit und tiefem sittlichen Ernst geschriebenen Buche: *Il problema religioso in Italia, Roma. 1872*; einer Schrift, der wir es wohl wünschen möchten, daß sie in ihrem Vaterlande die weiteste Verbreitung fände. Trotz aller gegentheiligen Behauptungen glaubt Mariano daran festhalten zu müssen, daß Italien noch immer ein durch und durch katholisches Land sei. Und wenn wir hören, was er — der Hauptsache nach völlig entsprechend — unter katholisch versteht, werden wir ihm diese Versicherung leider nicht abstreiten können.

Das charakteristische Merkmal des Katholicismus, dessen er in den Zeiten seiner Entwicklung behufs Ausbreitung von Gefittung und Bildung unter den Heidenvölkern auch nicht gut entbehren konnte, ist nach Mariano der Geist der Zucht und der äußerlichen Autorität. Nicht die Erziehung zur Freiheit, sondern zur Beugung unter das zum Theil durch staatlichen Zwang aufgelegte Joch der religiösen Autorität ist die Aufgabe gewesen, welche sich die Kirche, seitdem sie durch Besteigung des römischen Kaiserthrones katholisch wurde, gestellt hat. Je erfolgreicher die Kirche sich ausbreitete und je tiefer sie im Völkerleben wurzelte, desto mächtiger entfaltete sich auch jener Geist des Buchstabens, des äußerlichen Zwangs, diese „Erbfünde“ der katholischen Kirche, die zu gleicher Zeit ihre Kraft und die Wurzel ihres Verfalls genannt werden muß. Veräußerlichung der Beziehung zu Gott, das ist Katholicismus; und aus diesem Grundübel sind mit nothwendiger Consequenz alle die weiteren Schäden erwachsen, unter denen, wo nur immer der Katholicismus herrscht, der wahre religiöse Sinn erkrankt, wenn nicht erstickt ist.

„Der katholische Organismus ist die Negation aller innerlichen und geistigen Principien. Auf der einen Seite steht die Laienwelt, auf der andern der Clerus. Jene ist nicht im Stande, im eignen Gewissen eine direkte und unmittelbare Beziehung zu Gott herzustellen, im Inneren des Geistes die eigne Heiligung, die Versöhnung mit Gott zu bewirken. Die religiöse Wahrheit wird nicht als freie subjektive Ueber-

zeugung empfunden, sondern man nimmt sie äußerlich an, sie wird vermittelt der Autorität auferlegt. Nicht durch freien eigensten Entschluß, nicht weil es eine Wahrheit ist, in welcher der Geist sich selbst wiederfindet und versteht, nicht als ethische Nothwendigkeit und als vernünftiges Gesetz nimmt man sie an, sondern man unterwirft sich ihr, man leidet sie, weil es das Wort der Kirche ist.“

„Ausschließliche Verwalterin der Wahrheit ist die priesterliche Kaste. Und auch sie erlangt den Besitz und die Kenntniss der göttlichen Dinge nicht durch eine That, durch eine geistige Energie, sondern durch einen äußerlichen Aktus: vermittelt der Handauflegung und Ordination. Wie auch immer, ihr gehört die Wahrheit zu eigen, und daher ist sie die Leiterin des Willens und des Gewissens der andern Klasse. Nicht im Gewissen des Gläubigen liegt das Recht und die Regel der eignen Entschlüsse, sondern im Willen und Wort des Priesters, der ihn als geistlicher Vater leitet. Daher ist es gleicherweise verständlich, daß der Priester der einzige, mithin der äußere Mittler zwischen Gott und Menschen sein muß.“

„Ohne den Priester ist demnach eine Beziehung zu Gott unmöglich; durch seine Vermittlung vollzieht sich Alles. Der Priester betet, der Priester rehabilitirt, weihet, absolvirt, gewährt Indulgenzen, Gnade, Heil, öffnet die Pforten des Paradieses. Mit dem Priester genügen vollkommen die äußerlichen Werke ohne Geist, ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Hoffnung, die Almosen und materiellen Wohlthaten, sie genügen um Verdienst und Rechtfertigung zu erlangen; nicht nur für sich, sondern auch für Andere. Der Priester kann das Verdienst solcher Werke der Seele eines Abgeschiedenen zuwenden und „appliciren“!“

„Mithin verwandelt die Kirche, welche die Seelen vom Verderben retten will, die Erlösung in ein Geschäft. Die Reinigung der Gewissen von der Sünde wird zur äußerlich gespendeten Absolution. Die Absolution kann für eine bestimmte Summe Geldes gekauft werden — und die Meisten kaufen sie um niedriger und gemeiner Zwecke willen und mit keiner andern Absicht, als um diese Zwecke mit desto größerem Muthe und desto erschrecklicherer Gedankenlosigkeit verfolgen zu können.“

„Und wenn man in die katholische Hierarchie hineinblickt, so sieht man, daß sie nichts anderes ist als eine ununterbrochene Kette von Despotismus und Sklaverei. Vom Presbyter bis zum Papst sind Alle Despoten und Alle Sklaven, ausgenommen der Papst, der der höchste und absolute Despot ist. Denn wenn die Gläubigen Sklaven der Priester, so sind diese nicht weniger Sklaven der Bischöfe und die Bischöfe Sklaven des Papstes. Das ist die katholische Einheit! die äußerliche, materielle, disciplinäre und auf die Autorität, ja man muß sagen, auf die schrankenlose und autokratische Willkür eines Einzigen gegründete Einheit. Im Papst concentrirt sich und gipfelt alle Autorität, alle Gewalt. Und so geschieht es, daß in dieser Religion niemand denkt außer dem Papst. Die katholischen Gläubigen haben weder das Recht, noch viel weniger die Pflicht, über die Wahrheit zu denken. Es giebt Andre, oder genauer einen Andren, der für sie denkt, das ist der Papst. Und je weniger die Uebrigen denken, je unbedingter sie sich dem Wort des obersten Hirten unterwerfen, desto gewisser sind sie im Besitz der Wahrheit.“

„Ist das Alles Glauben, ist das Religion? Wenn es Religion ist, dann gewiß nicht die der Freiheit, sondern der Knechtschaft. Und wenn es Glauben ist, so nur als Negation des wahren Glaubens im Geist und in der Wahrheit.“

„Der Katholicismus lebt nicht in der Wahrheit, beruht nicht auf der Thätigkeit, Inbrunst, Innigkeit des Geistes. Im Katholicismus sind die Begriffe von Pflicht und Recht, von Gerechtigkeit und Verantwortlichkeit, von Moralität und Gewissen verkehrt und in der Wurzel vergiftet und verdorben. . . . Unter seiner Einwirkung mußte in Italien erfolgen, was erfolgt ist. Italien mußte unvermeidlich der Welt das Schauspiel einer grauenhaften Vermischung von Aberglauben und Unglauben darbieten. Es mußte der religiöse Sinn fast bis auf den letzten Rest vernichtet werden.“

Wir haben diese ganze Stelle aus dem zweiten Kapitel des *Problema religioso* in extenso wiedergegeben, weil sie deutlich zeigt, wie weit man innerhalb der katholischen Kirche selbst über den Katholicismus in Italien Kritik zu üben gelernt hat. Denn von einem Uebertritt Mariano's zum Protestantismus, wiewohl er die Principien desselben unverhüllt vertheidigt und preist, hat nie etwas verlautet.

Auf Grundlage dieser seiner Kritik erhebt er nun die Frage: wie soll es besser werden?

Nicht dadurch, daß man die Infallibilität des Papstes verwirft und den Rest der katholischen Lehre beibehält, wie das die Altkatholiken Deutschlands thun, mit denen sich Mariano ausführlich auseinandersetzt. Denn das Autoritätsprincip, d. h. eben der Katholicismus, fordert als seine letzte Consequenz die Unfehlbarkeit des obersten Einheitspunktes der Kirche. Und daß diese Consequenz in unfren Tagen gezogen ist, war ein Glück für die Christenheit; denn nun ist das Gift der Wurzel aufgebrochen und der ganze innerliche Schade an den Tag gekommen. Die Gewissenhaften wenden sich einer reineren Gestalt des Christenthums zu.

Nicht durch staatliche Verhüllung des Problems. „Die Formel: ‚freie Kirche im freien Staate‘ oder die Trennung von Staat und Religion will das Problem unterdrücken, sich ihm entziehen und sich die Hände in Unschuld waschen wie Pilatus. Außerdem ist diese Formel die Fahne, welche dazu dienen soll Contrebande zu verdecken, sie soll der Ausföhnung Italiens mit dem Papstthum und dem Katholicismus in die Hände arbeiten.“ Sie ist die Frucht der Politik des *laissez faire* und der Gedankenlosigkeit, und spielt dem Ultramontanismus selbst die Macht in die Hände.

Die Wendung zum Bessern muß überhaupt im eigensten Gewissen der Nation erfolgen. Völlige Abwendung vom Katholicismus, der das Gewissen tödtet und nicht weckt; „der Katholicismus kann nur unser Grab werden, wie er unser Henker gewesen ist. Und wenn er nicht vertilgt wird, dann wird er uns vertilgen“ (S. 154). Abkehr von Rom und Einkehr ins Gewissen, das ist es, was allein helfen kann. Und da verhehlt sich Mariano nicht, daß ein Wehen des heiligen Geistes nöthig ist, wenn es dazu kommen soll (S. 199). Aber er verlangt mit Recht auch den Beistand aller Gutgesinnten nicht nur, sondern des Staates selbst, damit die Atmosphäre geschaffen werde, in welcher erst die Selbstbefinnung der Nation auf ihre höchste Aufgabe möglich ist. In seiner letzten Veröffentlichung *Il Nuovo Parlamento, Roma 1877* hat Mariano in dieser Beziehung goldene Worte geredet. Und es will uns überhaupt scheinen, als hätte der Mariano der letzten Jahre einen gewissen Fortschritt gemacht im Ver-

gleich mit dem Verfasser des *Problema religioso*. In letzterem Werke spielt dem begeisterten Verehrer deutscher Philosophie und Wissenschaft seine decidirte Hegelei offenbar noch manchen Streich. Die „Liebe zum Unendlichen“ „die Identität der absoluten göttlichen und der menschlichen Natur“ drängen sich dort noch ziemlich unbescheiden in den Vordergrund und fordern als religiöse Kategorien für sich die Stellung, die nur „der Glaube“ und die „geschichtlich vermittelte Verführung“ in Anspruch nehmen dürfen. Auch lugt der Hegelsche Wahn, daß in der Philosophie die „Vorstellungen“ der religiösen Dogmen sich in die „Begriffe“ des reinen Denkens erheben müssen, ziemlich unmißverständlich durch die Zeilen. Wie denn auch das *Problema religioso* den kühnen Gedanken denkt, daß die Philosophie der sterbenden Religion in Italien aufhelfen soll, weil überhaupt nur von ihr der Religion neues Leben und neuer Odem zugeführt werden könne (S. 184)! Die fünf Jahre seit dem Erscheinen des *Problema* haben den Verfasser offenbar nüchterner und gereifter gemacht. Wenn auch im *Nuovo Parlamento* noch Phrasen vorkommen wie: „eine unermessliche Liebe für's Unendliche“, wo „der religiöse Aufschwung zu dem lebendigen Gott“ gemeint ist (S. 143), so sind es doch durchweg verständige und ausführbare Vorschläge, die hier zur Lösung der religiösen Frage gemacht worden sind.

Der Staat hat die wahre Religion zu schützen und ihr Gedeihen zu ermöglichen. Daher nicht Garantiengesetz, in welchem auch die dem Staate unentbehrlichsten Rechte der Jurisdiktion und der Inspektion an die Curie abgetreten sind; sondern Inanspruchnahme der Oberaufsicht und Leitung, die dem Staate je und je zugestanden haben. Verwaltung der kirchlichen Beneficien und Liegenschaften unter Mitwirkung der Laien und Oberaufsicht des Staates. Rückgabe des Rechts der Pfarrwahl an die Laien. Schutz des niederen Clerus gegen die Knechtung von oben. (Wir haben gesehen, welche Handhabe der Staat durch die nationalkirchliche Bewegung in Neapel befehlen hätte, die Kirche zu regeneriren, und wie unverantwortlich er dieselbe sich wieder hat entgehen lassen.) Beibehaltung des religiösen Unterrichts in den Elementarschulen, Durchdringung aller Lehrinstitute mit religiösem Geist, Wiederherstellung der theologischen Fakultäten

an den Universitäten unter Forderung des Besuchs derselben von Seiten des zukünftigen Clerus Italiens. „Statt dessen haben wir es dem Papste überlassen, uns eine vaticanische Theologie zu geben; und diese Theologie ist, wie bekannt, auf Seite der Dogmatik der Syllabus und die Infallibilität, auf Seite der Moral die jesuitische Casuistik“ (S. 150). Wahrlich aber kein Gesetz gegen den Abusus der clerikalen Gewalt! „Besser wäre es, wir dächten einmal an die Unterdrückung des Unrechtes und des Abusus, den wir gegen die Religion und den Clerus uns haben zu schulden kommen lassen.“ „Was haben wir für unsern Clerus und für unsere Kirche gethan? Wir haben ein lebhaftes Verlangen, einen Heißhunger gezeigt, sie ihrer Güter zu berauben. Aber sonst keine Spur eines Gesetzes zu ihrem Beistand, in ihrem Interesse. Wir haben für unsern Clerus kein Wort der Ermuthigung, der Hoffnung, des Wohlwollens gehabt, keine einzige That des Vertrauens, die ihm die heilige Pflicht nahe gelegt hätte, mit uns und nicht mit dem Papste zu gehen. Nachdem wir die Geistlichen ihrer materiellen Unabhängigkeit beraubt haben, sind sie von uns erbarmungslos in den Abgrund des Papismus, in die Unmöglichkeit hinabgestoßen worden, das drückendste Joch von sich abzuschütteln und ihre Freiheit wieder zu erlangen.“

Die Hauptsache aber bleibt: Umkehr und Einkehr! „Dem Gedächtniß der Helden, die, stark im Bewußtsein der Wahrheit, unfähig das katholische Joch zu ertragen, für die religiöse Freiheit furchtlos in den Tod gegangen sind,“ hat Mariano sein erstgenanntes Buch *il problema religioso*, gewidmet. Er schließt dasselbe mit den Worten: „Was auch die Neukatholischen dazu sagen mögen, dies (nämlich daß der Katholicismus eine Nation innerlich erstarren und zu Stein werden läßt) haben unfre Märtyrer, die wenig zahlreichen aber so heldenmüthigen Reformatoren, im voraus geahnt. Und wir, gleichsam instinktmäßig überzeugt, daß sie ihr Leben dahingegeben haben, um ein solches Unglück von unserm Haupte abzuwenden, wir schicken uns an, ihnen Denkmäler in Stein oder Erz zu errichten! Wie viel besser wäre es, wenn wir ihnen dieselben in unserem Herzen und in unserem Geiste bauten, indem wir glaubten, dächten und handelten, wie sie heute unter uns gedacht, geglaubt und gehandelt haben würden!“

Soweit Raffaele Mariano. Mit dem Ausblick auf die protestantischen Reformatoren, deren Werk Italien im Blut erstickt hat, schließt „das religiöse Problem“, so wie es sich dem sinnenden Auge des einsamen Gelehrten darstellt. Sollte dieser Blick uns nicht die Aussicht auf eine Kraft eröffnen, die wirklich im Stande ist, das Allerwesentlichste zur Regeneration Italiens beizutragen? Seit dem bekannten Werke Laveleye's, *De l'avenir des peuples catholiques*, ist ein Zweifel an der eminent civilisatorischen und sittlich erneuernden Kraft des Protestantismus im Gegensatz zum Katholicismus kaum mehr erlaubt; und jede Seite, nicht etwa nur der Schriften Mariano's, sondern der Welt- und Zeitgeschichte bestätigt die Beobachtungen des scharfsinnigen Belgiers. Könnte nicht von Seiten der Reformationskirchen auch dem träge schleichenden religiösen Blut der sonst so feurigen Italiener neue Glut und neues Leben zugeführt werden? Tausende von Erfahrungen stehen glücklicherweise jetzt dem Beobachter als Beweis dafür zu Gebote, daß diese Frage nicht nur gestellt werden kann, sondern daß sie auch in erfreulichstem Umfang eine bejahende Antwort gefunden hat. Wir denken nicht daran, auch nur im entferntesten auf eine Protestantisirung Italiens zu hoffen. Der Zeitpunkt, wo derartige Perspektiven sich öffnen konnten, ist seit der Unterdrückung der reformatorischen Bewegung im 16. Jahrhundert für Italien unwiederbringlich verloren. Aber ist es nicht der höchsten Beachtung werth, wenn die altherwürdige Waldenserkirche, die seit ihrer politischen Befreiung im Jahre 1848 mit unerhörtem Eifer und nie ermüdender Treue sich dem Evangelisationswerke in Italien gewidmet hat, in ihrem letzten Jahresbericht von 40 consolidirten Gemeinden, 16 Stationen und 50 Ortschaften reden kann, wo 30 Pastoren und 16 Evangelisten regelmäsig einer Zuhörerschaft von etwa 13,000 Menschen in italienischer Sprache das Evangelium verkündigen? Wenn 53 Lehrer in den staatlich anerkannten waldensischen Schulen 1847 Schüler unterrichten, denen noch 1493 Besucher der Sonntagschulen zugezählt werden müssen? Wenn die seit fünfundzwanzig Jahren neben den Waldensern arbeitende *Chiesa Libera* in ihrem Bericht pro 1876 folgende Zahlen notiren darf: 9 ordinirte Geistliche, 13 Evangelisten, 34 Aelteste, 50 Diaconen, 14 Diaconissen, 1508 Communi-

canten, 137 Katechumenen, 603 Sonntagschüler, 1163 Schüler der Tages- und Abendsschulen (letztere für Erwachsene), 19 Lehrer, gegen 3000 Besucher der Gottesdienste, 36 größere und kleinere Gemeinden und 33 Außenstationen? Diesen zwei ältesten evangelisierenden Gemeinschaften gesellen sich noch andre Kirchen zu, deren Mitgliederzahl reichlich auf 3000 angenommen werden kann, und deren Boten die ganze Halbinsel durchziehen. Eine vortreffliche, von Pfarrer Karl Roenneke in Florenz 1875 herausgegebene kleine Karte über den Stand des Evangelisationswerkes in Italien verzeichnet nicht weniger als 139 Ortschaften, in denen feste Gemeinden gegründet sind; in den bedeutenderen Städten finden sich deren mehrere neben einander, wie denn z. B. gegenwärtig in Rom nicht weniger als zwölf gottesdienstliche Räume in Gebrauch sind, in denen allsonntäglich italienisch gepredigt wird.

Der Schreiber dieser Zeilen beabsichtigt in einem eignen Buche die ganze Geschichte der italienischen Evangelisation zu schreiben, zu welcher der vorliegende Aufsatz eine kleine, am Wege liegende Vorstudie bildet. Es wird sich da herausstellen, daß die evangelische Missionsarbeit in Italien allerdings bedeutend mit ins Gewicht fällt, wenn es gilt die religiöse Frage in Italien ernstlich zu studiren.

Wir schliessen diesen Artikel mit einem Urtheil, das Mariano im „Diritto“ über die protestantische Propaganda abgegeben hat, nachdem die „Italie“ die ganze Bewegung mit einer gewissen schnöden Vornehmheit als der Beachtung kaum würdig von der Hand gewiesen hatte. Er schreibt unter dem 21. Februar 1876 an den Herausgeber des Diritto (No. 53) . . . . „Wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich bekennen, daß auch ich nicht geneigt bin, allzu große Hoffnungen von den endlichen Resultaten der Evangelisationsarbeit zu hegen, welche etliche einheimische und fremde Männer mit einem Ernst, einer Aufrichtigkeit und einem religiösen Eifer unter uns begonnen haben, die man nicht anders als bewundern kann.“ Mariano begründet dies vorsichtige Urtheil unter Hinweis auf die Unangemessenheit, fremde kirchliche Formen ohne die geeigneten Modificationen einfach nach Italien verpflanzen zu wollen in einer Weise, deren Tragweite zu prüfen hier nicht der Ort sein kann. Dann aber schließt er mit folgenden



Bemerkungen an die Adresse der „Italie“. „Das religiöse Volksgewissen zu erschüttern ist nicht Sache der „Italie.“ Dazu gehören Glaube, Ueberzeugung, tiefe und unerfütterliche Principien; dazu gehört Hoffnung auf die Zukunft, und die Gewissheit, daß die Wahrheit und das Ideal über kurz oder lang wenn nicht völlig so doch theilweise im Leben sich verwirklichen muß, sobald nur der gute Wille und die That nicht fehlen. Die Hand aufs Herz, die „Italie“ wird bekennen müssen, daß sie von all diesen Empfindungen nichts weiß und nichts wissen kann. Sie sieht bloß auf den Erfolg und zwar wohlverstanden bloß auf den Erfolg des Tages; ihn erstrebt sie, von ihm allein läßt sie sich bewegen. Der Indolenz, der Trägheit, der alten politischen Praxis Italiens nachgeben, die alles von sich weiß, was über den Gesichtskreis des Materiellen hinausgeht; das religiöse Gewissen der Nation im Irrthum, in der Unwissenheit, in dem katholisch-römischen Aberglauben erhalten, das ist schließlich das Resultat des politischen Systems geworden, welches in Italien vorgeherrscht hat und noch immer vorherrscht. Aber lasse man doch Andre, auch die protestantischen Evangelisatoren, ihre Pflicht erfüllen, die Pflicht eines aufrichtigen und ehrlichen Gewissens, dem der sittliche Zustand des Nächsten am Herzen liegt, der gern eine bessere Zukunft vorbereiten möchte und erwägt, wie sie sich ermöglichen läßt, wenn dabei vielleicht auch Abwege von allerhand Hypothesen und Theorien sich aufthun. Besser Theorien und Hypothesen, als Apathie, Gleichgiltigkeit und das Nichts, oder richtiger als der päpstlich-katholische Despotismus. Wer über Theorien und Hypothesen nachdenkt und forscht, der ist doch zu etwas nütze; der zeigt doch wenigstens, dass nicht Alles im Leben sich in ein Knäuel politischer Intriguen auflöst, und daß mitten in dem Gewirr kleinlicher Calcüle, die von Tag zu Tage fein berechnet werden, noch immer Menschen sich finden, welche im Heute den idealen Faden suchen, der in das Geheimniß der Zukunft hinüberleiten kann.“

Leopold Witte.

---

## Metrische Uebersetzungen.

### A. Aus dem Italienischen.

#### Der Kampf mit der Orca.

Aus dem Rafenden Roland des Ariost.

8. Gefang, 51—67.

Ich geb' euch die Geschichte gleich zum besten,  
Doch ohne ein'gen Umweg geht's nicht gut.  
Im fernen Ocean, noch weit im Westen  
Von Irland, ragt ein Eiland aus der Flut,  
Namens Ebuda, deffen Volk zu Resten  
Zusammenschmolz, seit wilde Meeresbrut,  
Zumal die böse Orca, es zerstörte,  
Die Proteus' Rache wider es empörte.

Wahr oder falsch, in Büchern steht es so,  
Dafs einst ein König jenes Land regierte,  
Der eine Tochter hatte, jung und froh,  
Die solcher Liebreiz, solche Schönheit zierte,  
Dafs Proteus brant' — im Wasser — lichterloh,  
So oft sie auf dem falz'gen Sand spazierte;  
Und als er einst allein sie traf, bezwang er  
Die Jungfrau, und sie ward vom Proteus schwanger.

Dem Vater deucht' entsetzlich ihr Vergehn,  
Der hart und taub war für des Mitleids Stimme;  
Und kein Entschuld'gen rettete, kein Flehn  
Ihr Haupt, — so stark ist Stolz in seinem Grimme.

Auch rührt' ihn nimmer, schwanger sie zu fehn,  
Um zu verschieben das Gericht, das schlimme:  
Sein Enkelkind, das Unrecht nie begangen,  
Starb, eh es noch zu leben angefangen.

Proteus, der wilde Herden ohne Zahl  
Neptuns, des Herschers aller Meere, hütet,  
Hat drauf in Zorn und bitter Herzensqual  
So wider Ordnung und Gesetz gewütet,  
Dafs er ans Land schickt Robben, Hai und Wal,  
Was nur die See an Ungeheuern brütet,  
Um zu verschlingen, nicht blofs Schaf' und Rinder,  
Auch Höf' und Dörfer und die Menschenkinder.

Und häufig kommen die bis an die Mauern  
Der Stadt und halten rings das Land besetzt;  
Die Bürger werden Tag und Nacht mit fauern  
Wachtdiensten sehr erschreckt und abgehetzt,  
Und längst vom Feld entflohn sind alle Bauern.  
An das Orakel schickte man zuletzt,  
Um Trost zu suchen wider solches Leid,  
Und dort empfing man folgenden Bescheid.

Das Erste sei, dafs man ein Mädchen finde,  
So reizend wie die andre war vorher,  
Und sie dem zorn'gen Gott als Angebinde  
Und Sühne für die Todte bring' ans Meer;  
Find' er Gefallen an dem schönen Kinde,  
So nehm' er's mit und plage sie nicht mehr.  
Misling' es, suche man noch eine Schöne,  
Und wieder eine, bis man ihn verföhne.

Und so begann der Mädchen Angst und Not,  
Die hold von Antlitz waren und Geberde;  
Denn täglich trug man eine fort und bot  
Sie Proteus dar, ob sie ihm munden werde.  
Die erst' und alle fanden ihren Tod;  
Denn nach dem Abzug der gefräfs'gen Herde  
Blieb eine Orca dort zurück im Sund  
Und schlang sie all' hinab in ihren Schlund.

Ob dies vom Proteus Wahrheit ist, ob Sage,  
(Ich weiß nicht, wie wir das ausmachen wollten,)   
Genug, von Alters hat, den Fraun zur Plage,  
Auf jenem Eiland ein Gesetz gegolten,  
Dafs sie den Fisch, der dort an jedem Tage  
Erschien, mit ihrem Fleisch ernähren sollten.  
Ein Weib zu sein, ist überall und immer  
Ein Nachtheil, aber dort ein doppelt schlimmer.

Wehe dem Mädchen, die des Schickfals Groll  
Verschlägt zu diesen schrecklichen Revieren!  
Am Meere steht das Volk, das schaudervoll  
Die fremden Weiber weiht zu Opferthieren;  
Denn gern mit Fremden zahlen sie den Zoll,  
Um von den eignen wen'ger zu verlieren;  
Indefs nicht jeder Wind bringt ihnen Beute,  
Drum senden sie auf Raub verwegne Leute.

Zum Kreuzen senden sie die Küst' entlang  
Galeren, Barken oder Brigantinen,  
Von nah und ferne holen sie den Fang,  
Um als Erleichterung der Not zu dienen;  
Viel Weiber haben sie durch Raub und Zwang,  
Durch Schmeicheln andre, andre durch Zechinen,  
Und immer sind mit den gefangnen Gästen  
Aus Nord und Süd besetzt die Thürm' und Vesten.

Von ihren Kreuzern nun fuhr einer nah  
Vorbei an jenem öden Küstenrande,  
Wo die unglückliche Angelica  
Schief unter Büschen auf dem grünen Strande.  
Ein Paar Matrosen landeten allda,  
Wasser und Holz zu holen für die Bande,  
Und fanden sie, holdseliger und süßer  
Als je ein Weib, umarmt vom frommen Büfser.

O allzu reicher Raub, zu edler Fund  
Für so barbarische, gemeine Diebe!  
O unbarmherzig Glück, hier ward es kund,  
Wie stark du bist in diesem Weltgetriebe!

Du giebst zum Fraß in eines Unthiers Schlund  
 Die hohe Schönheit, der ein Fürst zu Liebe  
 — Held Agrican — vom Kaukasus gen Osten  
 Halb Scythien führte, um den Tod zu kosten!

Die hohe Schönheit, welcher Ehr' und Thron  
 Geopfert hat der König Sacripante,  
 Die hohe Schönheit, die dem großen Sohn  
 Des Milo seinen Ruhm und Geist entwandte,  
 Die hohe Schönheit, die ganz Asien schon  
 In Aufruhr bracht' und an die Deichsel spannte,  
 Sie hat jetzt keinen, der in ihrem Wehe  
 Mit einem Wort nur ihr zur Seite stehe.

Das schöne Fräulein, ganz von Schlaf befangen,  
 War schon gekettet, ehe sie erwachte,  
 Und auch den Bruder Hexenmeister zwangen  
 Sie mit an Bord zu gehn, wo keiner lachte.  
 Nun fiel das Segel von des Mastes Stangen,  
 Das bald ihr Schiff zur Schreckensinsel brachte;  
 Dort ward sie eingesperrt und wohl verriegelt,  
 Bis zu dem Tage, der ihr Loos besiegelt.

Jedoch so schön war sie, daß die Barbaren  
 Von Tag zu Tag verschoben ihren Tod;  
 Mitleidig suchte man sie aufzuparen  
 Bis zu der äußersten und höchsten Not:  
 So lange fremde Fraun zu haben waren,  
 Blieb diese Engelschönheit unbedroht.  
 Zum Ungetüm ward sie zuletzt geleitet,  
 Vom ganzen Volk mit Ach und Weh begleitet.

Die lauten Rufe die zum Himmel drangen,  
 Wer schildert sie, die Thränen und die Pein?  
 Mich wundert, daß die Felsen nicht zerfprangen,  
 Als man sie hinstellt' auf den kalten Stein,  
 Von Hülfe fern, mit Ketten schwer behangen,  
 Um grauenhaftem Tode sie zu weihn.  
 Ich kann's nicht sagen; Schmerz und Rührung zwingen  
 Mich jetzt, ein andres Thema zu besingen

Und minder düster Vers und Reim zu machen,  
 Bis mein gebeugter Geist sich ausgeruht:  
 Es müßte ja der scheuslichste der Drachen,  
 Die Tigermutter müßt' in ihrer Wut,  
 Es müßte alles, was in fumpfigen Lachen  
 Und Wüstenland sich regt von gift'ger Brut,  
 Erbarmen fühlen, wenn es an der Küste  
 Dies Opfer fehn könnt' oder davon wüßte.

O daß ihr Roland ihre Not nicht weiß,  
 Der in Paris sie sucht an allen Enden,  
 Und jene beiden, die der schlaue Greis  
 Durch infernaln Spuk verstand zu blenden!  
 Sie gäben gern sich tausend Toden preis,  
 Wenn sie die Spur, die engelschöne, fänden.  
 Doch wüßten sie auch drum, was könnt' es frommen?  
 Sie sind zu fern, um zeitig anzukommen.

10. Gesang, 90—115.

Roger, der junge Saracenenheld, kehrt von der Zaubersinfel der Fee Alcina ins Abendland zurück. Er reißt auf einem gezähmten Hippogryphen; in seinem Besitze befindet sich der Schild des Magiers Atlas, der mit seinem Glanze, alles was ihn erblickt, blind macht und betäubt, so wie der Ring der Angelica, der jeden Zauber unwirksam macht, wenn man ihn an die Hand steckt. Roger hat sich in der Gegend von London auf die Erde herabgelassen, um eine Heerschau anzusehen.

Indefs sich Roger all die Truppen hier,  
 Die, Frankreich beizustehn, nach London kamen,  
 Ansieht und jedes Wappen und Panier  
 Und sich erkundigt nach der Führer Namen.  
 Kömmt der herbei und jener, nach dem Thier,  
 Auf dem er saß, zu schaun, dem wunderfamen,  
 Und jeder staunt es an mit offenem Munde,  
 Und bald umsteht das Volk ihn in der Runde.

Und dafs noch gröfser ihr Erstaunen werde,  
 Und weil er Kurzweil liebt, wie sich's gebührt,  
 So schüttelt er den Zaum dem Adlerpferde  
 Und macht dafs es den Sporn ein bischen spürt.  
 Sofort gen Himmel steigt es von der Erde,  
 Und alle stehn sie wie vom Blitz gerührt.  
 Roger, nachdem er Englands Breit' und Länge  
 Gefehn, flog über Irlands Meeresenge

Ins fabelhafte Land Hibernien, wo  
 Die heil'ge Grotte liegt, in der man Gnaden,  
 So scheint es, reichlich antrifft, und zwar so,  
 Dafs man sich kann von jeder Schuld entladen.  
 Von dort dann übers Meer der Renner floh,  
 Hin wo die Fluten Klein-Britannien baden,  
 Und unterwegs, nach unten blickend, sah  
 Er an den Fels geschnürt Angelica,

Am nackten Felsen an der Thränenküfte;  
 Denn Thränenküfte wurde sie genannt,  
 An welcher sich die mitleidlose, wüste,  
 Unmenschliche Bevölkerung befand,  
 Von der ich sagte, dafs sie Kreuzer rüfte,  
 (Aus frühern Versen ist es euch bekannt,)  
 Und schöne Fraun wegschlepp' auf jeder Reife  
 Dem Ungetüm zur greuelvollen Speise.

Sie stand gefesselt seit der Morgenstunde,  
 Dort wo lebendig sie der Meeresriesen  
 Verschlingen soll, die Orca aus dem Sunde,  
 Die schauderhafte Kost verzehrt wie diese.  
 Ich gab euch schon von ihrem Schicksal Kunde,  
 Wie die Korfaren sie als gute Prise  
 Zur Seite des betagten Zaubrers trafen,  
 Entführt durch seine Kunst und eingeschlafen.

Jetzt war sie ausgestellt auf felf'ger Platte  
 Zum Frafs dem Unthier, an der Brandung Tosen,  
 Nackt wie sie die Natur geschaffen hatte,  
 Das schönste Weib, von den Erbarmungslosen.

Kein Schleier blieb, der ihre Reiz' umschatte,  
Die weißen Lilien und die roten Rosen,  
Von Juli und December nie bedräut,  
Die auf den feinen Gliedern sind verstreut.

Fast hielt sie Roger für ein Bildwerk nur  
Von Alabaſter oder Marmorſteine,  
Das durch die Kunſt vortrefflichſter Sculptur  
An jene Felfenwand gefeffelt ſcheine;  
Doch zu genau ſah er der Thränen Spur  
Die über Roſenſchmelz und Schlehenreine  
Thau tropften auf das herbe Aepfelpaar,  
Und auch des Windes Spiel im goldnen Haar.

Und wie ſein Aug' ihr ſchönes Aug' erſchaute,  
Trat ſeine Bradamant' ihm vor den Sinn,  
So daß ſein Herz in Lieb' und Mitleid thaute,  
Und ſelbſt zu weinen konnt' er kaum umhin.  
Und er begann zu ihr mit ſanftem Laute,  
Den Greif anhaltend vor der Dulderin:  
„O Jungfrau, würdig jener Kette nur,  
Mit der uns Amor lenkt auf ſeiner Spur,

„Doch nimmer würdig, daß dich dieſe ſchände!  
Wer iſt es, deß wahnſinn'ge Leidenschaft  
Ins glatte Elfenbein der ſchönen Hände  
Die Striemen ſchnürte, blau und ſchauerhaft?“  
Bei dieſer Stimme ward ſie, als verſchwände  
Das Elfenbein in Scharlachberenſaft,  
Da ſie die Reize ſah zur Schau geſtellt,  
Die, ob auch ſchön, Scham ſonſt verſchloſſen hält.

Sie möchte vors Geſicht die Hände falten,  
Die aber ſind am Felfen feſtgeſchraubt;  
Thränen allein ſind ihr nicht vorenthalten,  
Damit bedeckt ſie es und ſenkt das Haupt;  
Dann kam ein Schluchzen, und die Lippen lallten  
Gebrochne Worte, — mehr ward nicht erlaubt!  
Das Wort erſtarb im Mund, als grauenvoll  
Ein mächtiges Getöſ' im Meer erſcholl.



Sieh da, es kömmt! das Unthier kömmt nach oben,  
 Halb in der Flut, halb ragend aus dem Schaum.  
 So wie vom Südwind oder Nord geschoben  
 Ein langes Seeschiff strebt zum Hafenraum,  
 So strebt zum Fraß, den man ihm aufgehoben  
 Das Ungetüm; es naht dem Uferfaum;  
 Die Jungfrau ist halbtodt vor Angst und Schrecken,  
 Und ihren Mut vermag kein Trost zu wecken.

Herr Roger stößt die Orca mit der Lanze  
 (Aus freier Hand, er legte sie nicht ein).  
 Wie schilder' ich das Thier? vom Kopf zum Schwanz  
 Schien's ein belebter großer Klump zu sein.  
 Ein Bauch nur und ein Kopf, das war das Ganze;  
 Die Augen und die Zähne wie ein Schwein.  
 Die Stirn traf Roger in der Augen Mitte, —  
 Es war als ob er gegen Felsen stritte.

Der erste Stoß ging schlecht. Er kürzt den Zügel  
 Und denkt, der zweite macht es wieder gut.  
 Die Orca sieht den Schatten großer Flügel  
 Bald hier bald da hingleiten auf der Flut,  
 Und statt dem sichern Raub am Felsenhügel  
 Jagt sie dem eitlen nach in blinder Wut  
 Und schwenkt und schnappt nach diesem. Roger schießt  
 Herab auf sie und stößt nach ihr und pießt.

Wie aus der Höh' ein Adler niederfliegend  
 Auf eine Schlange, die durchs Gras sich streckt  
 Oder sich sonnt auf einem Steine liegend  
 Und ihre goldnen Schuppen putzt und leckt, —  
 Wie der es macht, nicht vorne sie bekriegend,  
 Wo zischend sich empor die gift'ge reckt,  
 Nein ins Genick faßt und die Flügel klappt,  
 Damit sie nicht sich dreht und nach ihm schnappt:

So Roger mit der Lanz' und mit dem Schwert.  
 Nicht wo im Rachen starrt der Zähne Schanze,  
 Zwischen den Ohren und am Nacken fährt  
 Der Stoß herab und hinten nach dem Schwanz.

Dreht sich der Fisch, so wendet er das Pferd  
Und senkt und hebt sich richtig wie im Tanze.  
Indefs, als wär' die Schuppenhaut graniten,  
Scheint sie dem scharfen Stahle Trotz zu bieten.

Solch eine Schlacht kämpft mit dem Fleischerhunde  
Die dreiste Flieg' im staub'gen Sonnenschein  
Der Sommermonde von der ersten Stunde  
Der reifen Aehren bis zum neuen Wein:  
Sie sticht ins Aug' ihm, fliegt nach seinem Munde  
Voll scharfer Zähn' und läßt ihn nie allein,  
Und lang oft dürstet sie bei diesem Flug,  
Doch wenn sie einmal trifft, hat sie genug.

Die Orca schlägt den Schwanz mit solchem Toben,  
Dafs hoch das Wasser fliegt zur Himmelsveste.  
Er weifs nicht, schwebt er noch in Lüften oben,  
Schwimmt er im Meer? Es wäre wohl das beste,  
So denkt er oft, er stünd' am Ufer droben,  
Denn währte lang dies Plätschern und durchnäßte  
Dem Greif die Flügel, käm' er doch in Not  
Und rief umsonst nach Schwimmblas' oder Boot.

Ein neuer Plan, ein besserer, fällt ihm ein,  
Fertig zu werden mit dem grimmen Wilde:  
Blind werden soll es von dem Wetterschein,  
Der eingezaubert sitzt in feinem Schilde.  
Er fliegt ans Land und, um recht klug zu sein,  
Steckt er am Fels dem schönen Frauenbilde  
Erst an den kleinen Finger jenen Ring,  
Durch den die Kraft der Zauberei verging.

Ich rede von dem Ring, den Bradamante,  
Um Rogern zu befreien, dem Dieb' entriffen,  
Den sie zum Rettungswerk nach Indien fandte.  
Alcina's Macht zu brechen, durch Meliffen.  
Wie dann Meliffa diesen Ring verwandte  
Zum Heile vieler, werdet ihr noch wissen;  
Sie hatte dann ihn Rogern übermacht,  
Der ihn am Finger trug bei Tag und Nacht.

Jetzt giebt er ihn der Schönen, weil Gefahr  
 Sonst wäre, daß sie nicht dem Blitz entginge  
 Und mitverschlossen würd' ein Augenpaar,  
 Das ihn bereits einfing in seiner Schlinge.  
 Jetzt kam heran das Riesenthier, — es war  
 Als ob der Bauch die halbe See verschlinge:  
 Roger erhebt den Schild, die Hülle fällt,  
 Und eine andre Sonn' erstrahlt der Welt!

Der Bestie Augen traf die Zauberhelle,  
 Und ihre Wirkung war wie Roger dachte;  
 Wie in dem Fluß umschlägt die Lachsforelle,  
 Den das Gebirgsvolk trüb mit Kalkstaub machte,  
 So greulich umgestülpt im Schaum der Welle  
 Lag jetzt das Ungetüm, das ungeflachte,  
 Und rechts und links versetzt ihm Roger Stöße,  
 Doch nirgend beut dem Speer sich eine Blöße.

Die Dam' indeffen fleht mit Ach und Weh,  
 Ein Ende so fruchtlosem Kampf zu machen:  
 „Bedenke, Herr, daß ich gefesselt steh',“  
 So jammert sie, „die Orca wird erwachen.  
 Nimm mich hinweg, erfäuf' mich in der See  
 Nur laß mich nicht in dieses Scheufals Rachen!“  
 Roger, gerührt von dem verständ'gen Wort,  
 Erlöst' und führte sie vom Ufer fort.

Vom Sporn getroffen, stemmt das Ross sich auf  
 Und steigt und galoppirt durch blaue Leere  
 Und trägt den jungen Herrn und hintenauf  
 Das schöne Mädchen über Land und Meere.  
 So ging des bösen Fisches Imbiß drauf,  
 Der auch für ihn zu fein und lecker wäre.  
 Roger, sich wendend, küßt nach Herzenslust  
 Die Strahlengaugen und die schöne Brust.

Es war sein Plan gewesen, rings um Spanien  
 Zu kreisen; diesem Plan ward nun entsagt:  
 Er ließ sich da herab, wo Klein-Britannien  
 Mit näherm Ufer in die Wellen ragt,

Am Ufer standen schattige Kastanien,  
 Wo unermüdlich Philomele klagt;  
 Darunter grüne Flur mit einer Quelle  
 Und ringsumher einsame Felsenwälle.

Dort hemmt der glüh'nde Ritter mit dem Zügel  
 Den kühnen Ritt und steigt herab aufs Land,  
 Und einziehn läßt er seinen Gaul die Flügel,  
 Indefs ein anderer sie noch weiter spannt.  
 Kaum faß er ab, so faß' er gern im Bügel  
 Auf andrem Ross, doch stört ihn sein Gewand;  
 Der Harnisch stört ihn, den er abthun muß,  
 Und sperrt den Weg zum lockenden Genuß.

In blinder Haft und ungestümem Drang  
 Löst er die Waffenstück' und wirft sie nieder;  
 Noch niemals deucht' ihm das Geschäft so lang:  
 Ein Knoten löst, ein anderer schürzt sich wieder.  
 Doch allzu lange, Herr, währt mein Gefang,  
 Und mehr zu hören würd' euch leicht zuwider,  
 Drum will ich die Geschicht' auf eine Frist  
 Verschieben, die euch angenehmer ist.

---

11. Gesang 28—82.

---

— — — — —  
 — — — — —  
 Doch nun zu Roland, der in eil'ger Sache  
 Mit den Ebudern trafe gern zusammen  
 Auf jener Insel, wo sie schöne Damen  
 Zur Speise für ein greulich Seethier nahmen.

Indefs je eiliger der Graf es machte,  
 Je wen'ger Eile zeigte sich beim Winde;  
 Wenn er von seitwärts kam, so blies er fachte,  
 Und wenn er hinten war, blies er gelinde,  
 So dafs er sie nur wenig vorwärts brachte,  
 Und manchmal war's, als ob er gar verschwinde;  
 Dann weht' er vorn, dafs sie genötigt waren  
 Zu drehn, wohl auch mit halbem Wind zu fahren.

Gott wollt' es so, dafs er noch ein'ge Zeit,  
Bis Irlands König folg', im Meere treibe,  
Denn so geschah mit grössrer Leichtigkeit,  
Was ich nach wenig Seiten euch beschreibe.  
Als sie die Insel sahen, gab Bescheid  
Der Graf dem Schiffer: „Warte hier und bleibe,  
Und gieb das Boot mir, dafs ich nach dem Riffe  
Ohn' anderes Geleit hinüber schiffe.

„Dein dickstes Kabeltau soll mit mir gehn  
Und auch dein stärkster Anker vom Verdecke;  
Wozu ich den mitnehme, wirst du sehn,  
Sobald der Fisch auftaucht aus dem Verstecke.“  
Das Boot wird ausgesetzt und wohl versehen  
Mit allem was er braucht zu seinem Zwecke.  
Die Waffen läfst er da, bis auf den Degen,  
Und rudert nach dem Riff mit raschen Schlägen.

Bis an die Brust zieht er sein Ruderpaar,  
Dem Ziele abgewandt, wohin er gleitet,  
Wie stets die Art des salzen Krebses war,  
Wann aus der See er nach dem Ufer schreitet.  
Es war die Stunde wo ihr blondes Haar  
Aurora hat vor Phöbus ausgebreitet,  
(Der halb hervorschaut, halb noch steckt im Schatten,)  
Nicht ohne Hohn auf ihren frost'gen Gatten.

Bald trennt' ihn von dem Felsen nur ein Raum,  
So weit ein Stein fliegt aus geübter Hand;  
Da plötzlich hört' er, doch er hört' es kaum,  
Ein leises Wimmern, welches kam und schwand,  
Und rückwärts blickend nach dem Wellensaum,  
Sah er — bespült vom Wogenschlage stand  
Ein Weib, nackt wie die Mutter es gebar,  
Die fest an einen Stumpf gefesselt war.

Doch zu erkennen, wer sie sei, war schwer,  
Weil vom gebeugten Haupt die Haare wallten.  
Er, mit geschwungenen Rudern, fliegt daher,  
Voll heissen Eifers näh're Schau zu halten.

Doch brüllen unterdeß hört er das Meer  
Und Nachhall braußt von Wald und Bergespalten;  
Hoch schäumt die Flut, das Ungetüm ist da!  
Der Riesenleib verbirgt das Meer beinah.

So aus dem feuchten, düstren Thale schwimmt  
Die Wolk' empor, die sturm- und regenschwere,  
Und dehnt sich übers Land; der Tag verglimmt,  
Finstre als wenn die Nacht gekommen wäre.  
So schwimmt die Orca, und vom Meere nimmt  
Sie soviel ein, daß wenig bleibt vom Meere.  
Die Flut erbebt. Roland in stolzer Ruh  
Schaut festen Herzens, festen Auges zu.

Und als ein Mann, der immer klar begriff,  
Was er bezweckte, rührt er sich behende;  
Und weil er gern den Schutz für sie am Riff  
Mit seinem Angriff auf das Thier verbände,  
Schiebt zwischen Weib und Fisch er flink das Schiff.  
Den Degen läßt er ruhig an der Lende,  
Den Anker mit dem Tau nimmt er zur Hand  
Und wartet auf die Bestie unverwandt.

Die Orca kam, und als sie ihn im Nachen  
Auf kurze Strecke vor sich sah, begann  
Sie ihren Mund zum Schlucken aufzumachen,  
Wo reichlich Platz fänd' ein berittner Mann.  
Roland schiebt vor und stürzt sich in den Rachen,  
Mit Anker und mit Boot, — doch letztes kann  
Ein Irrthum sein. Der Anker hakt im Schwunge  
Sich fest in Gaumenfleisch und weiche Zunge,

So daß sie oben nicht die grauensvollen  
Kinnbacken senkt und nicht die untern hebt;  
Gleich wie ein Mann, der Eisen pocht im Stollen,  
Die Erde stützt, bevor er weiter gräbt,  
Damit er nicht verschüttet wird von Schollen,  
Indeß er unvorsichtig vorwärts strebt.  
Der Anker war von Zahn zu Zahn so lang,  
Daß Roland ihn nur abmaß, wenn er sprang.

Sobald er diese Sicherheit gewinnt  
Und sieht, die Orca kann den Mund nicht schliessen,  
Zieht er das Schwert, und rechts und links beginnt  
Er durch den finstern Raum zu haun und spiefsen.  
Wie etwa, wenn die Feinde drinnen sind,  
Des Schlosses Mauern sich vertheid'gen liefsen,  
So kann die Orca sich des Ritters itzt  
Erwehren, der ihr in der Kehle sitzt.

Wütend vor Schmerz kömmt sie durchs Meer geschossen,  
Der schupp'ge Bauch, die Flanken werden blofs;  
Dann taucht sie unter und die mächt'gen Flossen  
Schleudern den Sand aus tiefstem Meereschoofs.  
Von Wasser allzu reichlich übergossen,  
Macht Roland aus dem Schlund sich schwimmend los;  
Den Anker läßt er drin, doch seine Hand  
Hält fest das Tau, dran er den Anker band.

Und mit dem Tau schwimmt er in aller Eile  
Ans Riff, und dort, auf seinen Füßen fest,  
Holt er den Anker an, des Doppelkeile  
Sich in den Rachen haben eingeprefst.  
Die Orca folgt, gezwungen von dem Seile,  
Von Kraft, die alle Kraft dahinten läßt,  
Von jener Kraft, die mehr mit einem Rucke  
Hebt als zehn Krähne mit vereintem Drucke.

So wie im Waldgebirg der wilde Stier,  
Wenn plötzlich sich ums Horn die Schlinge strafft,  
Springt und sich dreht im Kreis, bald dort, bald hier,  
Sich legt, sich bäumt, und bleibt doch in der Haft,  
So, aus dem alten heimischen Revier  
Herausgeholt von jenes Armes Kraft,  
Folgt jetzt mit tausend Sätzen, tausend Krämpfen  
Der Fisch dem Seil und kann nicht frei sich kämpfen.

So furchtbar aus dem Munde stürzt das Blut,  
Dafs heut dies Meer „das rote“ wär' zu nennen,  
Und so zerpeitscht der mächt'ge Schwanz die Flut,  
Dafs man den Grund des Meeres kann erkennen,

Der Himmel trieft von Wasser, und die Glut  
Der Sonne selber kaum noch scheint zu brennen;  
Laut widerhallen vom Getöse umher  
Die Wälder, das Gebirg, der Strand am Meer.

Der alte Proteus hört' in seiner Grotte  
Den Lärm und kam herauf, und als er fand,  
Dass Roland der gewalt'gen Orca spotte  
Und folch ein Ungeheuer zieh' ans Land,  
Floh er durchs Weltmeer, seiner Seehundsrotte  
Uneingedenk, und ein Tumult entstand,  
Dass sein Delfingespann Neptun befahl  
Und sich nach Aethiopien empfahl.

Ino, von Melicertes bang umfaßt,  
Die Nereiden mit gelösten Haaren,  
Die Glauken und Tritonen, all' in Haft,  
Entflohn und wußten nimmer wo sie waren.  
Roland zog an den Strand des Scheufals Last,  
Doch weitre Mühe durft' er sich ersparen:  
Der Fisch, nach all den Schmerzen, all der Not,  
War, eh er auf dem Sande lag, schon todt.

Vom Eiland kam nicht wenig Volks herbei,  
Zu fehn, wie's mit dem feltnen Zweikampf stünde,  
Und manche, nicht von Aberglauben frei,  
Betrachteten dies fromme Werk als Sünde  
Und sagten, dass zu neuer Raserei  
Wahrscheinlich dieser Streich Proteus entzünde,  
Ans Land zu ziehen die beflusste Herde,  
Was denn den alten Krieg erneuern werde;

Und besser sei's, zur Abwehr grössrer Schrecken,  
Den zorn'gen Gott um Frieden anzuflehn,  
Und wenn zur Sühne man ihm diesen Kecken  
Ins Wasser werfe, wär' es leicht gefchehn.  
Wie Fackel pflegt die Fackel anzustecken,  
Bis schliesslich ganze Städte in Flammen stehn,  
So springt von Herz zu Herzen jetzt die Wut,  
Den Roland zu erfäuen in der Flut.



Mit Schleudern und mit Pfeil und Bogen schreiten,  
 Mit Spiessen und mit Schwertern sie ans Meer,  
 Und vorn und hinten und von allen Seiten  
 Und fern und nah bestürmen sie ihn schwer.  
 Ob so schamlofer Ungebürlichkeiten  
 Verwundert sich der Paladin gar sehr:  
 Er sieht sich für des Unthiers Tod gekränkt,  
 Wo Ruhm und Dank er einzuernten denkt.

So aber, wie der Bär, der auf die Messen  
 Von Ruffen und Litthauern wird geführt,  
 Des Weges wandelt, ruhig und gemessen,  
 Vom Klaffen kleiner Hunde ungerührt,  
 Die kaum er würdigt mit dem Blick zu messen,  
 So wenig Furcht vor dem Gefindel spürt  
 Der Paladin, der alle Mann für Mann  
 Durch einen bloßen Hauch zermalmen kann.

Auch schafft' er sich gar schleunig Platz und Bahn,  
 Als er umschaut' und Durindanen faßte.  
 Die armen Tröpfe lebten in dem Wahn,  
 Sie würden fertig leicht mit diesem Gaste,  
 Weil keine Rüstung ihn, soviel sie fahn,  
 Kein Schild am Arm noch sonst'ge Wehr belaste;  
 Sie wußten nicht, daß seine Haut vom Haar  
 Des Scheitels bis zum Fuß wie Demant war.

Ihm steht es frei den andern anzuthun,  
 Was andre ihm zu thun unmöglich finden.  
 Er thut zehn Hieb' und läßt die Klinge ruhn;  
 Dreißig sind todt; die übrigen verschwinden;  
 Die Küßt' ist frei, und er begiebt sich nun  
 Zu jener Dame, um sie loszubinden,  
 Als plötzlich neuer Lärm von neuem Streite  
 Herfchallt vom Ufer auf der andern Seite.

(Das Heer der Irländer ist auf Ebuda gelandet und vernichtet in blutigem Kampfe das ganze Piratenvolk. Mittlerweile hat sich Roland zur nackten Schönen gewandt um sie zu befreien und Olympien erkannt, die Tochter des Grafen

von Holland, die er selbst kurz vorher vom Tode gerettet.  
Ihr Gatte, Biren, hatte sie auf ödem Gestade schlafend verlassen, wo die Seeräuber sie gefunden und geraubt. Während sie ihm ihre Geschichte erzählt, naht Hubert, der junge Irenkönig, dem Roland ihre Abenteuer mittheilt.)

Indefs er sprach, sah man die Augen leuchten  
Der schönen Frau und Thränen sie befeuchten.

Ihr schönes Antlitz war dem Himmel gleich,  
Wie wir ihn manchmal sehn im frischen Lenze:  
Der Regen fällt, die Sonne streift zugleich  
Den Schleier ab, daß sie die Welt beglänze.  
Und wie die Nachtigal dann wonnereich  
In grünen Wipfeln aufführt ihre Tänze,  
So flattert' Amor in der Augen Blau,  
Die Flügel badend im krySTALLnen Thau,

Und glühend macht' er in der Augen Strahl  
Den goldnen Pfeil und taucht' ihn in die Quelle,  
Die sich durch rot' und weiße Blumen stahl,  
Und den gehärteten schoß er zur Stelle  
Ab auf den Jüngling, und kein Panzerstahl  
Noch Eisenschild hemmt dieses Pfeiles Schnelle.  
Er staunt die Schönheit an, da plötzlich, sieh,  
Fühlt er sein Herz durchbohrt und weiß nicht wie.

Olympia's Reize waren ganz und gar  
Erlefnr Art; nicht bloß die Stirn, die Brauen,  
Nicht Wangen bloß und Augen, Mund und Haar  
Und Hals und Schultern lieblich anzuschauen,  
Nein, alles auch vom Busen abwärts war  
(Was sonst verborgen wird vom Rock der Frauen)  
Von solcher Trefflichkeit, daß man vielleicht  
Sie einzig nennen konnt' und unerreicht.

Wenn Priams Sohn sie so gesehen hätte  
In Ida's Thal, so zweiff' ich vorderhand,  
Ob Venus siegt' in jener Schönheitswette,  
Obwohl sie zwei Göttinnen überwand.

Er hätte dann vielleicht, anstatt das Bette  
Des Gastfreunds zu entweihn im Sparterland,  
Gesprochen: „Bleib nur, schöne Helena,  
Beim Menelaos; ich will diese da.“

Und lebte sie zu Croton dazumalen,  
Als Zeuxis jenes Bildes sich vermaß,  
Das in der Juno Tempel sollt' erstrahlen,  
Und hundert nackte Schöne sich erlas,  
Nach ihnen ein vollkommnes Weib zu malen,  
Nach einer dies und nach der andern das, —  
Er hätte nichts gebraucht als sie copiren,  
Denn alle Reize fanden sich in ihren.

Ob nackt Biren den schönen Körper kannte,  
Muß ich bezweifeln, weil er sicherlich  
Dann nicht so grausam ihr den Rücken wandte,  
Und sie auf wüster Insel liefs im Stich.  
So viel steht fest, daß Hubert dran entbrannte,  
Und nicht verbergen liefs sein Feuer sich.  
Er tröstet sie und bittet sie zu hoffen,  
Daß gut noch ende, was sie schlimm betroffen.

Er sagt ihr zu, nach Holland mitzugehen,  
Und eh' er sie nicht wieder eingesetzt,  
Und eh' denkwürd'ge Rache nicht geschehen  
An dem Verräther, der ihr Recht verletzt,  
Soll' Irland nicht den Frieden wiedersehen,  
Und schleunig woll' er's thun, am liebsten jetzt.  
Erst aber sendet er von Thür zu Thüren,  
Um Frauenröck' und Kleider aufzuspüren.

Wer Frauenröck' in diesem Land begehrte,  
Der brauchte sie im Ausland nicht zu kaufen,  
Denn von den Opfern, die der Fisch verzehrte,  
War Tag für Tag der Vorrat aufgelaufen.  
So hatte Hubert, eh es lange währte,  
Anzüge von verschiednem Schnitt in Haufen  
Und liefs Olympia kleiden, und er grollte,  
Daß er es nicht so konnte wie er wollte.

Was Meister von Florenz in Gold und Seide  
Jemals gewirkt an wunderbarer Pracht,  
Was Stickerinnen je zur Augenweide  
Mit Zeit und Fleiß und Kunst hervorgebracht,  
Ihm schien' es zu gering, — und hätten beide,  
Minerva und Vulcan, den Schmuck gemacht, —  
Um zu bedecken jene schönen Glieder,  
An die er wieder denken muß und wieder.

In mehr als einer Hinsicht war dem Grafen  
Erfreulich solche Lieb' und Zärtlichkeit:  
Denn Hubert, dacht' er, wird nicht ohne Strafen  
Entlassen des Biren Verworfenheit,  
Und zweitens ward, wie sich die Dinge trafen,  
Er selbst von schwerem Hinderniß befreit;  
Nicht um Olympia, er war zum Frommen  
Und Heil der eignen Herrin hergekommen.

Dafs sie nicht hier sei, schien ihm freilich klar,  
Doch ob sie hier gewesen, blieb die Frage,  
Weil alles Insevolk erschlagen war  
Und keiner überblieb, der es ihm sage.  
Nach Irland schiffte sich die ganze Schar  
In einer Flotte ein am nächsten Tage;  
Mit ihnen segelte der Paladin,  
Um gradeswegs nach Frankreich heimzuziehn.

Und einen Tag blieb er in Irland nur;  
Umsonst war alles Bitten, dafs er bleibe;  
Ihn trieb die Lieb' auf seiner Herrin Spur  
Und gönnt' ihm keine Raft zu Zeitvertreibe.  
Den König mahnt' er, eh er weiterfuhr,  
Sein Wort zu halten dem verlassnen Weibe,  
Obschon es nicht not that, denn er vollbrachte  
Mehr als er sich zu thun anheischig machte.

In wenig Tagen sammelt' er ein Heer;  
Mit England dann und Schottland sich vertragend,  
Entriß er Holland dem Biren, nachher  
Aus jedem Winkel Frieslands ihn verjagend;

Und selbst sein eignes Seeland wiegelt' er  
Auf wider ihn, dem Kampfe nicht entlagend,  
Bis er den Tod ihm gab. Und kaum entsprach  
Die Straf' und Rache dem, was er verbrach.

Olympia ward die Gattin dieses Braven,  
Statt Gräfin eine große Königin.  
Doch nun zurück zu dem verliebten Grafen!  
Rasch trug sein Segel ihn durchs Meer dahin,  
Bis er es einzog in denselben Hafen  
Wo er's entfaltet hatt' im Anbeginn.  
Dort schwang er sich aufs Rofs in voller Wehr  
Und liefs dahinten Wind' und falzes Meer.

Ich glaub', er that in dieser Winterszeit  
Viel Dinge, wert dafs sie geschrieben stünden,  
Jedoch sie blieben in Verborgenheit,  
Und so verschweig' ich sie aus guten Gründen;  
Denn allezeit war Roland mehr bereit  
Das Treffliche zu thun als zu verkünden,  
Und was er that, hat nie ein Mensch erfahren,  
Wofern nicht Zeugen in der Nähe waren.

Still blieb der Rest der Winterszeit, und ihre  
Geschichte hat man glaubhaft nie vernommen;  
Doch als die Sonne zu dem frommen Thiere,  
Das einst den Phrixus trug, emporgeklommen,  
Als mit der Schar anmutiger Zephyre  
Der holde Frühling war ins Land gekommen,  
Da gingen Rolands wundervolle Thaten  
Auf, wie die Blumen und die jungen Saaten.

O. Gildemeister.

---

## Metrische Uebersetzungen.

### B. Aus dem Deutschen.

#### Domenica Mattina.

Aus dem Plattdeutschen Klaus Groth's.

„Ma dunque la domenica, o c' è il verso  
Alla mattina di sbrigarsi mai?  
E' s' ha un bel fare noi, ma già un cantuccio  
Che proprio tu non ci hai badato, c' è!“  
Così diceva alla vicina un giorno  
Destra massaia, una brava donnetta  
Bianca e rossa, sull' uscio, chiacchierando:  
E, mentre parla, lesta un ragnatelo  
Qui spazza, e alle vetrate della porta  
Là i regolini spolvera e pulisce.  
„Enrico, il mio bambino, mi potrebbe  
Dar una mano: invece e' gioca e ha caro  
Di star col nonno. Già, dormono insieme,  
E vanno al campo insieme. Oh sì, gli mena  
L' acqua al mulino, il vecchio; e me lo guasta.  
Un ragazzo a quel modo, a sentir lui,  
Gli sta bene la vanga: la granata  
E la spazzola sono per noi femmine.  
Io, pur di non seccarlo, penso a tutto  
E faccio tutto. Poi gli è bimbo ancora:  
E ti sa far certe moine! Adesso  
È in camera col nonno: cosa facciamo,  
Vattel' a pesca: stanno zitti zitti.“

Ed accennava all' uscio della stanza.  
 „Uh leggono!“ Socchiusa era la porta:  
 Ritorna, e l' apre un pocolino, e dietro  
 A lei per la fessura curiosa  
 La vicina ci guarda. Ecco là il nonno,  
 Le gambe accavallate, al caminetto,  
 E dal gran seggiolone spuntar fuori  
 Il berretto da notte. E' tiene il libro,  
 E su vi batte il sole. Il nipotino  
 Co' gomiti appoggiati alla spalliera,  
 Che per di sopra ci guarda anche lui.  
 Ma il nonno nel suo libro è tutto assorto,  
 Move le labbra, e tratto tratto scaccia  
 Noiose mosche: il giovinetto intanto  
 Segue con gli occhi avidamente e il collo  
 Allunga al libro che par che lo mangi;  
 Mentre il sole gli brilla sopra il viso  
 Luccicante e gli scherza entro alle bionde  
 Chiome, simile all' oro.

Margherita

Così sta presso a un tronco nelle selve,  
 Al sole: e sogna il fiore e sogna il tronco,  
 L'un di gioie e piacer, l'altro di morte.  
 E, come nelle selve, per la stanza  
 Regna quiete. Sol odesi il gatto  
 Dietro al camino far le fusa: e il becco  
 Fregarsi intanto a' fili il cardellino,  
 Che schiaccia e sparge tutti i gusci intorno;  
 Poi dalla gabbia sporge il variopinto  
 Capo e guarda qua e là, pien di baldanza,  
 Come un galletto; e tira su il ditale,  
 Beve l'acqua e poi lascia gli ricaschi,  
 Ma con l'occhio lo segue.

Così intenta

Spiava i due seduti la vicina  
 Per lo spiraglio: e, come un ispettore,  
 Volgea l'occhio a ogni canto, ed alla sabbia  
 Dell' impiantito, ancora bianca bianca,  
 Che il bambinetto non ci ha posto il piede,  
 E al tavolo pulito, e alla finestra.

La madre intanto le vedeva in fronte  
Specchiarsi ogni sua gioia e ogni suo vanto,  
La bella stanza e il bell' Enrico. E pronta  
D' una domanda ancor, che la vicina  
Par le faccia, s'accorge: „È fori al campo  
Il mio marito, a veder come va:  
È un pezzo che l' aspetto: e stamattina  
Non ha preso ancor nulla.“ Ma dinanzi  
Allo specchio fumar la caffettiera  
Vedeasi, e pronte molte azzurre e bianche  
Chicchere. Ancor ciarlavano le donne,  
S'ode strepito: un passo franco e lesto,  
Ed un altro: avvicinasi la voce:  
Tutto festoso per la corte il cane  
Senti abbaiar: due omini sull' uscio  
Ecco l'uno in stivali con cappello  
E colla mazza, belle spalle quadre,  
E butterato nella faccia: l'altro  
Viene in babbucce e colla pipa in bocca.  
„Oh, buon giorno, compare. E tu sei qui,  
Cristiano? Dunque a rivederci, addio,  
Lucia. Venite avanti. Gli è un gran pezzo  
Che t'aspetta il caffè: devi esser stanco.“  
Poi spalanca la porta.

Sulla fronte

Alza il nonno gli occhiali ed al bambino  
Dà in mano il libro: li saluta, e stringe  
A Giovanni la mano ed al figliolo:  
„Or ben, che c'è di novo?“

Ed il bollente

Caffè fumava, a chi stanco di lunga  
Strada ritorna, buon conforto. Mesce  
La massaia al compare: e intanto il nonno  
Si trae presso alla tavola. Beevano:  
E il ragazzo nel libro va sfogliando,  
A veder quel che segue e come termina.  
A quando a quando dà un'occhiata il babbo,  
Ma tace e lascia correr.



„Fa il gran bene  
Un poco di caffè. Comincia il fresco.



L'inverno è un omo con dita di ferro:  
 E il nonno ha freddo, poveretto, allora  
 Prese a dire il compare. Si dovrebbe  
 Andar tutti al Brasile; dove dicono  
 Che a ceppo è già matura l'uva spina,  
 Come qui a san Giovanni. Per il nonno  
 La sarebbe una manna! averci il caldo  
 Come qui noi, quando si miete il grano.  
 E poi da Amburgo ci si arriva presto:  
 Non sentite i fanciulli che ci cantano  
*Il Brasil non è lontano?*"

„Stamane

Parte il vetraio: già, con la sua moglie  
 E il bambino; soggiunse allora il figlio:  
 Van per Amburgo."

„Sai che quasi quasi

Me ne viene la voglia? a lui risponde  
 Il compare Giovanni; non ci fosse  
 Quel gran padule in mezzo! Dall' America  
 Scrivon tutti miracoli: là i bovi  
 Vanno liberi e ognuno li può prendere:  
 C'è il caso che te n'entri una dozzina  
 Nella stalla da sè. Le lepri poi,  
 Son mansuete che le pigli in mano.  
 E gli uccelli! debb'esser la gran festa!  
 Il piccione selvatico mi piace  
 Tanto, arrosto!" Così dice e sogghigna:  
 Si pulisce la bocca, e con gli occhietti  
 Sorride ch'è un piacere a chi lo guarda.  
 Anche gli altri sorridono, che sanno  
 Il suo umore e com'egli un bon arrosto  
 Lo mangerebbe volentieri. Infatti  
 Col suo faccione si buscò il nomignolo  
 Di Lunapiena.

E l'altro a lui soggiunge:

„Lasciam gli scherzi, Gianni: chè se il nonno  
 Volesse, non so quello ch'io farei.  
 Di là dall'acqua mi par che qualcosa  
 Da far ci sia: per quello che si sente,  
 Quasi tutto va a modo. Son più liberi,

Non stretti e chiusi come noi: c'è posto  
Per tutti: un pane, chi lo vuol lo trova."  
„Sì sì, posto per tutti, lo interrompe  
Lunapiena: tu accosti la mattina  
Una scala alla casa, se tu l'hai,  
Poi chiappi il cannocchiale ed il buongiorno  
Si dà al vicino.“

„Pur dà retta: il vero  
È sempre vero: qui siam stretti stretti,  
Ci si piglia l'un l'altro e dalla bocca  
Ci strappiam quasi il pane. Poi non c'è  
Lavoro: a ogni mestier c'è troppa gente:  
Ci stiam proprio a' calcagni. Per esempio  
I mercanti: una casa ed un'insegna:  
Trafficar d'ogni cosa, anche de' fiori,  
Anche, sarei quasi per dir, degli omini.  
E sempre cose nove, e cose nove  
Dai fiammiferi infino alle gabelle.  
Non sai quel che ti danno e che valore  
Abbia la roba. Io già non stupirei  
Trovasser l'arte di far l'oro e in casa  
Seminar l'impiantito di frumento.  
Fan venire il concime dall' America:  
Sulle sabbie si miete il più bel grano:  
Un bocconcin di terra, un filo d'erba,  
Un osso, te lo cercano e lo pagano  
A quattrini. Davvero ove s'andrà  
A finirla non so raccapazzarmi.  
Tutto s'agita e move d'alto in basso:  
E tu senti un ronzio che lo diresti  
Un alveare. Ma dall' altro canto  
La potrebbe andar peggio. L'un guadagna  
Sull' altro, non so come: chè niente  
Non ha nessuno, e tutti si fa tutto.  
Poi è certo che son più illuminati,  
E in questo trambustio tutti raffinano.  
Vita allegra, operosa: sempre in piedi  
Dalla mattina a sera: ma c'è troppo  
Buscherio in fin de' conti. O non ti pare  
Che siamo tutti in carosello? Guarda,

Si sta seduti, ma si gira attorno:  
La terra balla sotto a' piedi. Oh sì,  
C'è troppa avidità fra questa gente,  
E troppo affaccendarsi: nel lavoro  
Quieto non c'è più nessun guadagno:  
E per dire, una misera bottega  
Di spilli dà di più. Già passo passo  
L'un verso l'altro si diventa ebrei,  
E chi vuol lavorar non è che macchina.  
Eppure, eppure io son molto più allegro  
Quando mi posso muovere, e soletto  
Sto a faticare tutto il santo giorno,  
La settimana: io fo come il cavallo  
Del mugnaio che gira sempre attorno,  
Come alle corse in primavera. Allora  
Braccia e gambe mi van per una strada,  
E i pensieri mi vanno per quell' altra,  
Placidi e lenti: mai non si combattono:  
Resta il cuor sano, e qui la coscienza  
Nel petto non si muove. Senza tanto  
Fantastigar, so quello che è diritto  
E dovere: so quello che mi spetta,  
Appena io balzo in piedi: poi la sera  
Siamo stanchi davvero, e un bocconcino  
Ti piace molto più. L'ore camminano  
Pian pian, su e giù: col sole ci si levano  
Forza e voglia, e alla sera c'è il tramonto  
Del riposo. Così con tutto il prossimo  
Vivi d'accordo. Io questa la quiete  
La chiamo del lavoro e anche dell' animo.  
Già que' conti e straconti, e sempre calcoli,  
Sempre raggi e affarucci sordidi,  
Come a me, non mi vanno. Là nel mondo  
Novo, non credo ce ne sia il bisogno.  
Ti compri un po' di terra, te la semini,  
Vedi crescere e dici: eccomi il premio  
De' miei sudori. Qui, se il poderetto  
Ti dà assai, ma lo stato, va indovinala  
Quel che vuol lui! dazi, prediali e il canchero!  
Si va di male in peggio. Gli eleganti

Signori, con gli occhiali e la mazzetta,  
E la scienza ed il parlar civile,  
Eccetera, li sento all' osteria  
Quel che ciarlano: proprio non c'è sugo.  
Ma sè, nel mondo si tien l'occhio all' abito,  
All' uom non ci si bada. Or, come ho detto,  
Non c'è più da durarla."

„Dunque andiancene,"

Conchiude il grasso e fa tanto di bocca,  
E manda una gran nuvola di fumo  
Che gli avvolge la testa. „Libertà  
Per te: per me i colombi: e il nostro Enrico  
Cercar può fiori e nidi."

Dietro al nonno

Tornato era già il bimbo, e guardò al babbo  
Negli occhi e nella bocca. Un po' di rosso  
Gli venne, e sorrìdea, quando Giovanni  
Disse il suo nome.

„Andate pur, che Iddio

V'accompagni; io non vengo, allor soggiunse  
Il vecchio: non si può mutar paese  
Come un abito: no, senza la patria  
Io non so viver: se vai là, davvero  
Che non l'hai più. Questa povera gente  
Mi fa compassione, che la fame  
Discaccia, ed il bisogno, ed anche i nobili.  
Di là dell'Elba, la capisco anch'io,  
E gli osteinesi: che ben mi rammento  
Veniano dalla gleba, e i poveracci  
Eran più bestie delle bestie, e timidi  
Come gli agnelli di mercato. Avevano  
Paura, si può dir, fino del nome  
Di suo padre. Giravano, giravano  
Da noi, come non fanno i galantomini.  
Dunque codesti, se ci vanno, vadano:  
Non han tetto nè letto, non han patria.  
Ma qui nel nostro piccol paesetto,  
Siam liberi: e, se Dio vuole, non c'è  
Da spaventarsi. Qui sparsero i nostri  
Vecchi il lor sangue per la libertà,

E piena ancor n'è quasi la maremma.  
 Per ogni vena una goccia ne corre,  
 Piccoli o grandi ne abbiám tutti: e assai  
 Più n'ha, chi bada meno. Eccola qui  
 La libertà, che sta dentre di noi,  
 Come da casa abbiám tutti la stampa  
 Della famiglia: fa superbi ed aspri  
 I peggiori; ma i boni li fa semplici,  
 E giusti, e retti: il resto, le son chiacchiere.  
 La servitù non vien dall'alto in basso:  
 Se vogliám noi, davvero che anche i principi  
 Non posson quasi nulla. Ecco, gli è come,  
 Per me, la religione: o chi può dartela,  
 O tortela? ciascun ne ha sempre più  
 Quando è più nelle angustie.

O che credete

Di là dal mar, che la sia tutta pace?  
 Si pigiano anche lì ve', si dimenano,  
 Si battono: che se non vi son principi,  
 L'ingegno e l'oro, o che non son tiranni?  
 Dal mondo tu non puoi scacciare il santo  
 Timor di Dio, nè chi governi. Or dunque  
 Andate pur, non vengo. Un vecchio tronco  
 Non si può trapiantar: io voglio attendere  
 Qui, fin che arrivi la mia ora." E il nonno  
 Dimenando la testa ed incrociando  
 Le man,olgeva il lento sguardo e morto  
 Alla soglia.

„Là stette un dì, buon' anima,  
 La mia povera donna: rossa e bianca  
 Che la pareva proprio di latte, oh quella,  
 Quell'era una ragazza! Dunque, un sabato  
 Avanti Pentecoste, cose vecchie  
 Oramai, da Martino comperata  
 Avevo questa casa; e poi si venne  
 A vederla con lei, lungo lo stagno,  
 Là da quella viottola. La festa  
 Ultima aveano ad essere le nozze.  
 All'uscio qui la si fermò: dintorno  
 Diede un'occhiata d'alto in basso, e „Questa

Dunque è nostra, sciamò: ci doni Iddio  
Di restar qui finchè si campa.“ Morta  
Che la fu, la posarono a quell' uscio:  
Là da quella viottola s'andò,  
Lungo lo stagno, un' altra volta, ed io  
Dietro. E dopo, condotti ho sette figli  
Per di là. Mi par sempre di vederli  
Color che li portavan sulle spalle,  
E le casse: mi par vederli tutti  
Andar assieme, in una lunga fila,  
Grandi e piccini. Ormai non m' è rimasto  
Che Cristiano: egli ha tant' anni appunto .  
Quanti ne ha quel frassino davanti  
Al porton: già, quand' egli venne al mondo,  
Lo piantai io. Codesto, che è più piccolo,  
Lo piantai dopo: e anche quell'altro platano  
Più là. La quercia è per il primogenito;  
La non voleva crescere. Il castagno,  
Quando ci venni, c'era già; ma il frassino  
Lo portai proprio io da Nordervalda.  
Ve' come tutti crescono! in eterno  
Par debban restar giovani! Noi uomini  
Si va e si viene come i fiori e l'erba.  
Qui tutti un dopo l'altro i miei bambini  
Fecero il chiasso: e noi, verso al tramonto,  
Si stava a guardar, là sulla panchina  
Verde: e spesso venivano i vicini:  
I giovani a giocar con i compagni,  
I più vecchi per fare quattro chiacchiere;  
Finchè tornava tutto in pace e udivasi  
Gridar l'ora di notte. Un po' per volta  
Si diventò più grigi e meno ardenti:  
Parecchi che, bambini, i capitomboli  
V'avean fatto, cogli anni, presso a noi  
Sedeano più maturi: e alla novella  
Estate, sempre qualche bianca testa  
C'era di meno: e infine dállì e dállì  
Non mi ci trovai più, perchè dintorno  
Non mi vedea che visi novi. E poi  
La sera, io sento il fresco e nella stanza



**Mare del Nord.**

Aus H. Heine's Nordsee.

## I.

Saluto mattutino.

Thalatta! thalatta!

Oh salve, eterno mar! Te dal festante

Cor mille volte e mille

Io saluto. Nel flutto un dì sonante

Ti salutàr de' greci i mille cori

Così quando d'allori

Cinti e alla terra tutta gloriosi,

Gian, del tetto materno desiosi,

La fortuna pugnando, i greci cori.

Ondeggia il flutto e fugge,

Ondeggia il flutto e mugge.

Versa veloce il sole l'amorosa

Luce, tinta di rosa:

D'augei marini in aer odi lo strido,

Pestar l'unghie i cavalli,

Urtarsi scudo a scudo, e dei timballi

Levarsi il suono e di vittoria il grido:

Thalatta! thalatta!

Oh salve, o mar eterno,

Nel tuo fremir ascolto la parola

Del mio dolce paese e mi consola:

I sogni errar discerno

Degli anni primi nella gaia danza

Dell' acque tue: la fida rimembranza

Ogni caro trastullo

Raccontando mi vien di me fanciullo:

E i cari del Natale

Doni lucenti, i pesciolini d'oro,

E le conchiglie e gli arbor di corallo,

E le perle, onde tu segretamente,

O mar, tu fai tesoro

Nelle splendide case di cristallo.



Quanto soffersi, e quanto  
 Tra gli stranieri non versai di pianto!  
 Come appassito fiore<sup>1)</sup>  
 Struggeasi in petto il core.  
 Pareva che il lungo verno mestamente  
 Me distingesse del dolor sul letto:  
 Ma le piume abbandonò:  
 Tutto smeraldi il radiante aspetto,  
 Ecco incontra mi viene il primo aprile,  
 Dal sol ridesto. Un lene mormorio  
 Sparge l'arbor fiorito: il giovanile  
 Calice il variopinto  
 Occhio a me volge, di profumi pieno,  
 Ed ole e suona e spira e ride intanto  
 Mentre, nel ciel sereno,  
 Levan soave gli augellini il canto:  
 Thalatta! thalatta!

Forte cor valoroso  
 Nell'aspra ritirata! Amaramente  
 Ti tormentaro un giorno, o generoso,  
 Le barbare del norte! Dall'ardente  
 Vincitrice pupilla  
 Gettan dardo che brucia ed isfavilla:  
 Con parolette attorte,  
 Le barbare del norte,  
 Stan minacciose di fiaccarmi il petto:  
 E fendono coi dolci fogliolini  
 Cuneiformi questo poveretto.  
 Mio stordito cervello. — Invan lo scudo  
 Sollevo, invano: fischia intorno il crudo  
 Dardo e delle percosse il gran fragore

---

1) Ich mag den Dichtern nichts nehmen und nichts geben; aber hier ist  
 ein Vers, den ich nicht überfetzte:

„In des Botanikers blecherner Kapfel“,  
 Auch Longfellow sagt Etwas das den Worten Heines gleicht:  
 All dear recollections  
 Pressed in my heart, like flowers within a book,  
 Shall be torn out.

(Spanish student.)

Cupo suona: le barbare del norte  
Al mar mi premon. Là dal lor furore  
Libero, al mar che mi salvò da morte,  
Grato di tanto aiuto,  
Alto levo il saluto:  
Thalatta! thalatta!

---

## II.

## Tempesta.

Sorda posa sui flutti la procella  
E, fuor dal muro  
Di nubi oscuro,  
Guizza al lampo la tremola facella:  
Veloce appare  
Veloce spare.  
Al Cronide così talor fuggia  
Rapida al capo un'agil fantasia.  
L'onda diserta mugge:  
Il tuono echeggia, il fulmine  
Nell'aer s'agita e fugge:  
I candidi destrieri  
Dall'orde escon leggeri,  
Che ingenerava nelle ricche stalle  
Boréa un dì, dalle franche cavalle  
Di Erittone. Gli augei della marina  
Van pairosamente  
Errando intorno, intorno,  
Come l'ombre de'morti in sulla china  
Cui la barca notturna non consente  
Caron, l'ultimo giorno.

Povera, allegra navicella! A danza  
Balla di morte e non ha più speranza.  
I più vispi garzoni ecco le invia  
Eölo, e fanno a lei lieto bordone  
Di selvaggia armonia.  
Uno fischia, uno zufola. Il trombone  
Tratta un altro. Nel mezzo il navigante  
Posa al timon, lo sguardo intento all' ago,

Quell'anima tremante  
 Della nave. Le man levando al cielo  
 Chiede agli Iddii la vita:  
 Mi salva o eroe, signore,  
 Castore de' cavalli. Aita, aita,  
 O Polideuce, o gran pugillatore.

---

## VIII.

## La fenice.

Ratto vola dall' ultimo occidente  
 L'augel, ratto, a oriente.  
 Riede al giardin natio;  
 Là delle palme al rezzo,  
 Limpide e fresche guida l'onde il rio,  
 E di profumi s' alza al ciel l'olezzo.  
 Là, sul natio giardino,  
 Canta aliando intorno l'augellino:

„L'ama, l'ama! La imagine nel core  
 Ella ne reca ahimè si dolcemente,  
 Nel picciol cor sel reca ascosamente,  
 Che par non sappia che gli porta amore!  
 Le appar nei sôgni: e quella  
 Lo prega e piange e 'l bacia e ognor lo chiama:  
 Poi si desta, chiamandolo, la bella  
 E frega gli occhi spaventata, e l'ama!“

Presso all' albero intanto  
 Suli alta tolda udia  
 Dell' augellino il canto.  
 Negre cavalle con l'argenteo crine,  
 Richiuse in bianca spuma,  
 Via per la fosca bruma,  
 Fuggian l'onde marine.  
 Come a stormi di cigni, la lucente  
 Vela gli arditi nomadi del polo  
 I goëlandi drizzano: splendente  
 Aleggja in alto volo  
 Una candida nube per l'eterno

Dei cieli azzurro: del sole superno  
La viva spera illuce,  
Rosa del ciel che, florida di fiamme,  
Nel mar lieta diduce  
I raggi a specchio: e sclama  
Il mar e il cielo ed il mesto cor mio,  
Con lungo mormorio:  
Ahi l'ama, ahì l'ama!

---

X.

## Epilogo.

Come cresce ed ondeggia la ridente  
Spica ne'campi, così ondeggia e cresce  
Degli uomini il pensier dentro alla mente;  
Ma il tenero pensiero dell'amore,  
Co'rossi e azzurri petali, si mesce  
Qual tra le spiche il fiore.

O azzurri e rossi petali! Il villano  
Aspro vi spregia come una molesta  
Erba vile e da sè scaglia lontano:  
La trebbia vi calpesta:  
E, benchè sia meschino  
Che del guardarvi si consola e gode,  
Pur grida, con superba  
Voce, il capo scotendo, il peregrino:  
Bella, ma inutil erba!  
Non così la gentile forosetta  
Che in vaghi nodi attorce le ghirlande:  
Voi coglie, voi rispetta,  
E sulle brune anella vi dispande  
Onde s'adorna e va lieta alle danza.  
E là, soavemente,  
Di flauti e violini errar si sente  
La cara nota: o in più segreta stanza  
Va sotto a' faggi, dove ode, in divino  
Suono, la voce del diletto amante  
Che men soave è il flauto e il violino.

---

E. Teza.

## Uebersicht der politischen Lage.

---

Mehr als anderthalb Jahre sind verfloßen, seit die Regierung des Königreichs Italien aus den Händen der gemäßigten Partei, welche dieselbe sechzehn Jahre hindurch festgehalten hatte, in die Hände der Fortschrittspartei übergegangen ist. Diejenigen, welche eine Reform der Staatsverwaltung an Rumpf und Gliedern, sowie eine neue äußere und kirchliche Politik von den neuen Machthabern erwartet hatten, werden sich jetzt wohl überzeugt haben, daß es diesen ergangen ist, — ich setze hinzu, ergehen mußte — wie es nach Egmonts Voraussicht dem künftigen Regenten der Niederlande ergehen mußte: „Mit großen Plänen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er Alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jene Hindernisse finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdrufs über fehlgeschlagene Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehen, der Kopf schwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält.“ Und noch ist der Sturm nicht losgebrochen, aber er braut am Horizonte der äußeren Politik und die Luft ist voll unheimlicher Electricität in den heimischen Sphären.

Die neue Regierung war so billig und weise die Kammer aufzulösen und sich im November vorigen Jahres einer Be-

stätigung seitens der Nation zu unterwerfen. Ein beispelloser vielleicht allzu überwältigender Wahlsieg schien ihr denn auch eine Macht und Freiheit der Bewegung zu sichern, welche ihr es möglich, ja leicht machen mußte, Alles zu unternehmen. Vier Fünftel der Regierungscandidaten waren erwählt worden; die nunmehr zur Opposition gewordene ehemalige Regierungspartei erlangte nur knapp ein Fünftel der Sitze; und viele ihrer angesehensten Führer blieben auf dem Platze. Dagegen hatte sie freilich den Vortheil compacter und disciplinirter in Monte Citorio zu erscheinen als früher; auch brachten die Nachwahlen die meisten ihrer Anfangs befeitigten Offiziere, darunter die am 18. März gestürzten Minister Bonghi, Spaventa, Saint-Bon, Visconti-Venosta wieder in die Versammlung.

Recht im Gegentheil zeigten sich sehr bald in dem großen siegreichen Heere Spuren der Insubordination und der Uneinigkeit, was den nicht befremden konnte, der wußte, aus wie heterogenen Elementen die Coalition bestand, welche unter dem gemeinsamen Banner des „Fortschrittes“ die Regierung der „Gemäßigten“ am 18. März 1876 gestürzt hatte. Zuerst natürlich trennte sich die äußerste (im Herzen republikanische) Linke, meist aus Lombarden bestehend, von der ministeriellen Mehrheit, welche so beeifert schien ihre royalistische Gesinnung an den Tag zu legen, indem sie bald nach ihrem Zusammentritt eine bedeutende Vermehrung der Civilliste votirte. — Das kleine, aber einflußreiche Häuflein der Florentiner, welche sich in kirchenpolitischen, administrativen, wie commerciellen Fragen zur absoluten Freiheit und zur Nichteinmischung des Staates bekennen, konnte nur mit innerstem Mißbehagen sehen, wie der Justizminister ein Kanzelgesetz nach deutschem Muster einbrachte, wie der Minister des Innern, weit entfernt Maßregeln im Sinne der Decentralisation und Selbstverwaltung der Gemeinden zu ergreifen, das von dem Haupt der Florentiner ausgearbeitete Communal- und Provinzialgesetz auf die lange Bank schob und die bureaukratischen Zügelstraffer anzog, als irgend einer seiner Vorgänger, wie endlich der Minister für Ackerbau ein Forstgesetz durchsetzte, welches das gerade Gegentheil der Theorie des Gehen- und Geschehenlassens war. Doch wußte die Regierung später, als sie nicht mehr durch die Gegenwart der Kammer behin-

dert war, die Unzufriedenen zu besänftigen und zu beruhigen, indem sie der Stadt Florenz, durch Vorschuss einer erklecklichen Geldsumme, aus der drohendsten Klemme half und zugleich mit den Spitzen der toskanischen Finanz in Unterhandlungen wegen Uebernahme des Eisenbahnbetriebes trat. — Bedenklicher war die Unzufriedenheit des linken Centrums, einer äusserst zahlreichen Gruppe, aus der sogar einige der neuen Minister hervorgegangen und zwar gerade diejenigen, welche, da sie schon in gemässigten Ministerien Portefeuilles inne gehabt, die gewichtigste Bürgschaft für eine besonnene und umsichtige Leitung der Geschäfte darboten. Die Unzufriedenheit aber hatte vornehmlich zwei Gründe: die Langsamkeit, mit der das Ministerium an die vielversprochenen Reformen der inneren Verwaltung ging, und die immer bestimmter hervortretende Bevorzugung des Südens und seiner Interessen.

In der That war die gesetzgeberische Thätigkeit der ersten Sitzungsperiode eine höchst unerspriessliche. Wohl wies der dem Hause vorgelegte Etat das von den Vorgängern so mühsam hergestellte Gleichgewicht unberührt auf; allein die Gesetzgebung stockte. Man brachte ein keineswegs dringendes politisches Gesetz im Sinne einer Beschränkung der Wahlfähigkeit ein, welches den Männern der äussersten Linken, die nach dem allgemeinen Stimmrecht verlangen, keineswegs genügte und den Männern der Mitte, welche Verwaltungsreformen wünschten, eben durchaus nicht dringlich erschien. Doch votirte man es, ohne sich viel bitten zu lassen, wie man denn auch das Kanzelgesetz (im Unterhaus) annahm, sowenig man sich auch über Ausschreitungen der Kanzelredner zu beklagen hatte. Man hoffte so, indem man der Regierung diesen Gefallen that, von ihr den Gegen dienst zu erlangen, dass sie endlich die Reformvorschläge einbrächte. Allein die Zeit verging und Nichts geschah. Die von einem königlichen Ausschusse unter Peruzzi's Vorsitz ausgearbeitete neue Verwaltungsorganisation wurde vielfach in der Presse besprochen, die Abschaffung der Unterpräfecturen, die Ausdehnung der Competenz der Gemeinderäthe, die Wahl der Bürgermeister in Aussicht gestellt — aber Alles blieb bei akademischen Erörterungen: die Kammer ward nicht in die Lage versetzt, eine Regierungsvorlage

zu discutiren. Schlimmer noch gings mit den so sehnlich erwarteten, so oft verheißenen Steuerreformen: Die verhaßte Mahlsteuer, welche die ehemalige Opposition gar heftig anzugreifen pflegte, wurde beibehalten und der dem „Zähler“ substituirte „Wäger“ machte weder die Erhebung erträglicher, noch verminderte er die effective Last der Steuer. Wohl ward ein Gesetzvorschlag zur Reform der so unerschwinglichen Einkommensteuer (13, 20%) eingebracht und votirt; aber es lief mehr auf eine gesetzliche Regelung des thatsächlich Bestehenden, als auf eine systematische Besserung hinaus: die Einkommen unter 700 Lire (unter zwei Lire den Tag!) wurden theils ganz eximirt, theils weniger hart als früher belastet: es versteht sich von selbst, daß die Steuern auf diese Einkommen thatsächlich schon früher so gut wie nicht eingingen und nur Erhebungskosten verursachten. Die furchtbar drückende Salzsteuer, deren Verminderung um 5 Centesimi die Opposition der Rechten vorgeschlagen, ward unverändert beibehalten; der Zoll auf Zucker und Kaffee sogar beträchtlich erhöht. Doch ward der Handelsvertrag mit Frankreich endlich und zwar zu Italien sehr günstigen Bedingungen abgeschlossen und ist vielleicht von dieser Seite eine bemerkenswerthe Erhöhung der Staatseinnahmen zu erwarten, welche freilich schon für militärische Mehrausgaben in Aussicht genommen sind. Doch fand dieser Abschluß erst nach Vertagung der Kammer statt und ist er wohl mehr der französischen Regierung des 16. Mai zu danken, welche Italien zu beruhigen wünschte, als der Ueberredungskunst der italienischen Unterhändler, welche ja nur das Werk ihrer Vorgänger von der Rechten fortsetzten. Dagegen scheiterten die schon so lange schwebenden Unterhandlungen mit Oesterreich-Ungarn, wohl hauptsächlich durch die Schuld des Kaiserstaates, dessen schutzzöllnerische Mächte ja auch den Abschluß eines Handelsvertrages mit Deutschland unmöglich zu machen wußten.

Allein auch in den Unterhandlungen mit den eigenen Landsleuten war die Regierung nicht glücklich. Man erinnert sich, daß der von dem vorigen Ministerium veranstaltete Rückkauf der norditalienischen Eisenbahnen und die von ihnen beauftragte Staatsverwaltung derselben den Vorwand



zur Coalition der Florentiner mit der Opposition gegeben und so den Fall jenes Ministeriums herbeigeführt. Um den Neuverbündeten ein Pfand orthodoxer nationalökonomischer Gesinnung zu geben, hatte man bald nach Regierungsantritt die Unvorsichtigkeit begangen, sich die Hände zu binden, indem man sich verpflichtete, innerhalb des Jahres 1877 — die Pacht der Eisenbahnen seitens ihrer ehemaligen Besitzerin dauert bis Juni 1878 — eine Privatgesellschaft zu finden, welche den Betrieb dieses, sowie des römischen und des südlichen Netzes übernehme und man versprach sich stillschweigend nicht wieder unter die Botmäßigkeit der fremden Finanzmächte zu gerathen, von denen man sich eben losgekauft. Man hatte dabei auf den Genueser Krösus, Herzog von Galliera, gezählt, welcher soeben erst seiner Vaterstadt 20 Mill. geschenkt und einen Theil der einst bei der österreichischen Südbahn gewonnenen Millionen nun dem weiteren Vaterland, wenn auch nicht unentgeltlich, zuzuwenden Miene machte. Aber der Herzog starb plötzlich und man sagt, die Regierung habe sich gezwungen gesehen mit der einzigen italienischen Finanzmacht anzuknüpfen, welche einem so ungeheuren Geschäfte gewachsen war: der toskanischen Gesellschaft, welche schon die Tabaksregie für das ganze Königreich gepachtet. Selbst diese zeigte sich nicht breitschultrig genug beide Lasten zu tragen, auch wenn sie sich mit den bedeutendsten Häusern von Mailand, Turin, Rom und Genua zusammenthat, und so trat die sonderbare Alternative ein, daß die Regierung, welche einer Protestation gegen die Staatsinitiative ihr Dasein verdankte, entweder selber die Tabaksindustrie, oder aber die Eisenbahnindustrie übernehmen muß, weil die Kapitalien nicht hinreichend groß in Italien sind um die Grundbedingung aller individuellen Initiative, die Concurrenz, zu ermöglichen und man durchaus nicht wieder an fremde Gesellschaften appelliren will; so ist man zum Monopol geradezu gezwungen, sei's nun daß der Staat, sei's daß eine Gesellschaft dasselbe ausübe. Es sind aber nicht allein eine große Anzahl von ministeriellen Abgeordneten, welche unzufrieden mit der Wendung sind, die die Eisenbahnangelegenheit genommen: im Ministerium selbst sind die Stimmen getheilt und zwar soll es der Arbeitsminister in Person sein, welcher mit den Projecten des

Finanzministern nicht einverstanden ist. Auch geht das Gerücht, daß die Regierung einen Aufschub von der Kammer zu verlangen beabsichtige. Es wäre damit wenig gewonnen; denn dem selbstgesetzten Termine für die Vorlage eines Vertragsentwurfes (1. Januar 1878) folgt der unausweichlichere Termin des Ablaufes der provisorischen Pacht durch die ehemalige Nordbahngesellschaft auf dem Fusse (30 Mai 1878).

Noch tiefer geht die Unzufriedenheit des, meist aus Mittel- und Norditalien eingeschickten Centrums der zweiten Kammer und der Wähler dieses Centrums mit der rücksichtslosen Art und Weise, in der der Süden Italiens seine kaumgewonnene Hegemonie fühlbar macht und, so ungern man auch im Vaterlande der Rücksichtnahme (*viguardi*) die Dinge bei ihrem Namen nennt, es finden sich doch Abgeordnete, welche den Muth haben den wiedererwachten Regionalismus zu denunziiren und mit offenem Visir zu bekämpfen. Es konnte nicht wohl anders sein, als daß die eigentliche Seele des Ministeriums, der Minister des Innern, Nicotera, der sich mit dem Sicilianer Crispi in die Führerschaft des Südens theilte, nachdem er seinen Rivalen mit der ehrenvollen Stellung eines Kammerpräsidenten vorläufig in Ruhestand versetzt, wie Depretis seinen Rivalen Correnti auf die einträgliche Sinecure der Großmeisterschaft des Ordens der HH. Maurizius und Lazarus verbannte — es konnte nicht ausbleiben, sagen wir, daß Nicotera vor allem seine südlichen Landsleute zu befriedigen suchte. Dazu genügte es aber nicht neue, kostspielige und uneinträgliche Eisenbahnen, wie die von Reggio nach Neapel zu versprechen, die Einzelnen wollten auch berücksichtigt sein. Eine wahre Hekatombe von Präfekten mußte vor den Wahlen die Gelegenheit geben, die guten Freunde zu versorgen, — sie waren freilich nicht alle Südländer — ein Regen von Comthurkreuzen — nicht weniger als 72, sage zweiundsiebzig auf einmal — mußte nach den Wahlen sich wie ein wohlthuendes Manna auf die Bänke der ministeriellen Abgeordneten ergießen. Zugleich versäumte ein anderer Neapolitaner, der Justizminister Mancini, nicht bei den Richter- und Staatsanwaltschaften das südländische Element, so weit es anging, zu begünstigen, und der dritte im Bunde, der Kriegsminister Mezzacapo, stand

fogar nicht an, ohne Weiteres sieben Armeekorpskommandanten nordischen Ursprungs auf einmal durch andere, meist neapolitanische Generale zu ersetzen und zugleich eine Anzahl jüngerer Offiziere südlicher Herkunft mit Umgehung der Anciennetätsliste auf höhere Posten zu befördern. Man kann sich denken, daß Alles dies den Norden, der sich — mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahin gestellt — als Hauptträger der Cultur in Italien ansieht, und dessen Handel, Ackerbau, Industrie, Schulen u. s. w. in der That weit blühender sind als die des Südens — nicht sehr angenehm berührt hat. Freilich aber gab es der Regierung den Vortheil bei allen Abstimmungen auf die 200 Deputirten des Südens, die spottweise sogenannten »Janitscharen« Nicoteras, zählen zu können, welche dann nur durch wenige Dissidenten der andern Gruppen des Hauses verstärkt zu sein brauchten, um der Regierung die Oberhand zu sichern, und in der That war es am Ende der Sitzungsperiode dahin gekommen, daß die Volksvertretung in Nord und Süd getheilt war und demzufolge der Chef der äußersten Linken, der Lombarde Bertani, dem Chef der Rechten, dem Piemontesen Sella, näher stand als dem Minister des Innern, dem Neapolitaner Nicotera, den er einst als einen seiner hervorragendsten republikanischen Gefinnungsgenossen anzusehen das Recht gehabt.

Seit der Vertagung der Kammern indess, d. h. im Laufe dieses Sommers, hat sich nun freilich die Lage etwas anders gestaltet, theils unterm Einfluß der auswärtigen Politik, theils unter Nicoteras eignem Auftreten. Nicht als ob sich die äußerste Linke und das Centrum wieder der Regierung genähert hätten; aber im Schooße der südlichen Deputation selber fängt an zu meutern: die Sicilianer wollen nicht mehr recht im Schritt gehen mit den Neapolitanern, und unter diesen selber sind bewegliche und einflußreiche Leute, die mit dem Minister des Innern nicht ganz zufrieden sind. Wie es aber oft zu kommen pflegt, sind's nicht die Fehler des Ministers, sondern seine Verdienste, die ihm diese Feindschaft im eignen Heere zuziehen.

Herr Nicotera hat endlich mit Thatkraft und Folgerichtigkeit die Herstellung der öffentlichen Sicherheit in Sicilien und der Herrschaft des Gesetzes in Neapel unternom-

men. *Fine irae*. Schon das letzte Ministerium der Rechten hatte, nach langem Herumtaften und Versuchen, den rechten Mann gefunden, der in Palermo Ordnung stiften könnte. Der Ministerwechsel vom 18. März 1876 unterbrach die erfolgreiche Arbeit des Präfekten Gerra, und der politische Parteigänger, den die neue Regierung an seine Stelle setzte, hatte bald Alles verdorben mit seiner Milde und Rücksichtnahme. Ja, die Dinge waren nach einem halben Jahre auf einen solchen Punkt gelangt, daß die Zustände geradezu unerträglich wurden auf dem westlichen Theile der Insel. Da faßte Herr Nicotera den kühnen und patriotischen Entschluß, komme was da wolle, dem Uebel ein Ende zu machen und das allgemeine Interesse, die Ehre des Staats über das Parteiinteresse zu setzen. Er sandte einen erprobten nichtpolitischen Beamten, Comm. Malufardi, nach Palermo mit dem Auftrag, um jeden Preis des Brigantaggio Herr zu werden. Der neue Präfekt wählte sich seine Leute aus, reformirte die Sicherheitsmiliz, setzte Preise auf den Kopf der bekanntesten Räuber aus und leitete selber von Palermo aus den ganzen Feldzug. In wenig Monaten war das Brigantenthum besiegt: der gefürchtetste Räuber, Leone, gefallen, die meisten andern unter Schloß und Riegel. Sicilien athmete auf: zum ersten Mal seit Jahren konnte der Grundeigenthümer wieder seine Güter besuchen, ohne sich im Voraus durch einen Tribut oder nachträglich durch ein Lösegeld gegen ein gewaltames Ende von Räubers Hand zu sichern. Ganz Italien klatschte Herrn Nicotera und seinem braven Präfekten Beifall: aber weder der Minister noch sein Präfekt wollten auf ihren Lorbeeren ruhen: sie wußten — und wer in Italien weiß es nicht? — daß das Brigantenthum nur ein Symptom der schlimmen Krankheit ist, die Sicilien verzehrt; und daß sich diese Ausbrüche so lange periodisch wiederholen müssen, als die innere Krankheit nicht besiegt sein würde. Diese innere Krankheit ist die unterm Namen Mafia zusammengefaßte Coalition mächtiger Privatinteressen gegen das allgemeine Interesse. Man denke hier nicht etwa an einen förmlichen Geheimbund mit Verfassung und Hierarchie. Die Wirkungen der Mafia mögen denen der heiligen Vehme gleichen: ihre Organisation ist nicht so bestimmt; es ist mehr die halb stillschweigende, halb ausgesprochene Beeinflussung

aller Verhältnisse durch die Stärkeren und Frecheren als eine eigentliche Gesellschaft: wer sich oder einem der Seinen einen Kauf, eine Pacht, eine Privatstelle oder ein Regierungsamt zuwenden will, thuts durch Warnung, Bedrohung, Bestrafung dessen, bei dem die Entscheidung ist; wer aber wiederum solche Einschüchterung straflos machen d. h. gegen die königliche Gerichtsbarkeit schützen will, weiß den Angeber, den Zeugen, den Hehler, den Geschwornen, oft den Richter selbst einzuschüchtern, nöthigenfalls das Gefängnis zu öffnen, in dem ein Werkzeug seiner Rache seine That büßen sollte.

Dieses unsichtbare Netz galt's zu zerreißen. Umsonst hatte General Medici, wie einst der berühmte Bourbonenagent, Manescalco, Ordnung mit Unordnung gemacht, sich eines Theils der Mafia gegen den andern bedient; er erlangte so augenblickliche Ruhe, aber der Krankheitsstoff ward nur üppiger dadurch. Umsonst hatten milde, liberale Präfecten wie Rasponi und Zini Alles mit Güte zu zwingen gehofft: sie waren nur das Spielzeug und der Spott der Mafia. Umsonst hatte Minghetti Ausnahmegefetze vorgeschlagen, welche die Kammer, vor Allem die jetzigen Minister, auf's Heftigste bekämpft, dann ihrer einzig wirksamen Dispositionen beraubt hatten. Der letzte Präfect der Rechten, Herr Gerra, hatte dann, wie gesagt, mit Erfolg begonnen, das Uebel von Grund aus zu heilen, als der Regierungswechsel vom 18. März seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Jetzt nahmen Herr Nicotera und sein Präfect nach neunmonatlicher Unterbrechung die Arbeit da wieder auf, wo Gerra sie hatte lassen müssen. Man griff die hohe Mafia selber, die fogen. Mafia in gelben Handschuhen, an; und Herr Nicotera war klug genug von der Kammer keine Ausnahmegefetze zu verlangen, sondern zu handeln, als ob sie existirten. Die Ueberraschung und Reform der *militi a cavallo*, die Preisaussetzung auf die Köpfe der schlimmsten Räuber waren schon Maafsnahmen zweifelhafter Gefetzlichkeit gewesen; aber sie trafen nur Leute niederen Standes oder doch Leute, welche auferhalb der Gesellschaft lebten; auf solche hatte sich auch bis jetzt die „Warnung“ (*ammonizione*) erstreckt, eine Maafsregel, welche das italienische Gesetz zuläfst, und die man sich wohl gehütet hat, abzuschaffen, so sehr sie eigentlich allen Prinzipien civilisirter

Staaten widerspricht. Sie war eben nothwendig. Diese merkwürdige alte Einrichtung erlaubt dem Prätor (Friedensrichter) jeden Verdächtigen zu „warnen“ und den Verwaltungsbehörden jeden so „Verwarnten“, sechs Monate nach seiner Verwarnung zu interniren, oder gar zu deportiren (*domicilio coatto*). Das ist schon stark genug. Man behauptet aber, Herr Nicotera sei weiter gegangen; er habe die Prätores beeinflusst und unbequeme oder gefährliche Leute heute warnen lassen, um sie andern Tages festzunehmen, ja Manche seien internirt worden, ohne daß überhaupt die Förmlichkeit der Warnung vorausgegangen wäre. Das war nun alles gut und schön, so lange es sich um arme Landstreicher handelte; als aber Bürgermeister und Gemeinderäthe, Gutsbesitzer und Barone, Journalisten und Kaufleute ammonirt und festgenommen wurden, da setzte es böses Blut. Der sicilianische Journalismus blies zum Sturm, Deputirte und Provinzialräthe ergriffen die Sache der Freunde oder der Freunde ihrer Freunde; von allen Seiten schallten und schallen die Anklagen der Ungefetzlichkeit gegen Nicotera, Malufardi, Lucchesi, das intelligenteste und energischste Werkzeug des energischen Präfecten; gerichtliche Anklagen wurden eingebracht und Alles deutet darauf hin, daß der Minister einen schweren Stand im Hause haben wird, wenn die 48 sicilianischen Abgeordneten, oder doch ein guter Theil derselben, gegen ihn aufstehen. Um so mehr als er auch auf seine Neapolitaner nicht mehr recht zählen kann, sei's weil er nicht alle ehemaligen Freunde hat befriedigen können, sei's weil er auch in Neapel Ordnung zu stiften gesucht, und die dortige Camorra — eine Art *trades-union* gefährlichster Art —, welche, wenn auch nicht direkt, wie die sicilianische Mafia, so doch indirekt mit höheren Klassen in Verbindung steht, schonungslos angegriffen, indem er mit zwei raschen Fischzügen ein Hundert der schlimmsten Geheimbündler festnehmen liefs; sei's endlich weil das Ministerium für die bedrängten Finanzen Neapels nicht dasselbe gethan, was es für Florenz gethan; und, nach dem totalen Scheitern des letzten Anleiheversuchs steht die Hauptstadt des Südens, wie die Toskana's vor der Faillite, wenn keine Regierungshülfe kommt. Wird sie kommen? kann sie kommen? Es ist mehr als zweifelhaft; denn Neapel und Florenz sind keineswegs

die einzigen pecuniär zerrütteten Municipien Italiens: und der Staat ist selber gar knapp daran, die Steuerzahler des ganzen Reiches aber so überlastet, daß sie unter jeder neuen Last zusammenbrechen müßten.

Während so im Innern theils durch die Fehler, theils durch die Verdienste, theils durch die Passivität der Minister, die Lage aus der günstigsten und festesten eine prekäre und bedrohte geworden ist, umwölkt sich auch der Himmel der äußeren Politik. Schon die orientalische Frage mußte auch Italien indirect berühren und die äußerste Zurückhaltung war geboten. Wir lassen dahin gestellt, ob diese Zurückhaltung wirklich und immer beobachtet worden, oder ob die Feinde Rußlands in Oesterreich — und sie sind zahlreich und einflußreich — Italien zu verdächtigen suchten um Kaiser Franz Joseph und den Sieger von Custoza gegen den russischen Verbündeten mißtrauisch, womöglich von ihm abwendig zu machen: Thatfache ist, daß in Oesterreich wie in England eine gewisse Erkältung gegenüber Italien eingetreten ist, welche ihren Ursprung in dem Argwohne hat, daß es auf orientalische Gebietsverrückungen rechte, um eventuell selber seine Hand nach österreichischen Besitzungen italienischer Zunge auszustrecken und daß Rußland es in so ehrgeizigen Gelüsten ermuthige. Auch ist es kein Geheimniß, daß das italienische Volk, wenn nicht die italienische Regierung, mehr mit den unter Fremdherrschaft stehenden Christen als mit ihren Herrschern, den Türken, sympathisirt, wie denn das wohl nicht anders sein kann, bei einer Nation, die selbst Aehnliches erlitten hat. Aber auch mit Frankreich scheinen die Beziehungen nicht mehr so herzliche zu sein, als sie es noch vor wenigen Monaten waren, obschon der französische Minister des Aeußern wie der Arbeitsminister des Cabinets de Broglie in ihren öffentlichen Auslassungen nur Freundschafts- und Schmeichelworte für die Schwesternation haben, welche an ihrer Seite ihr Blut auf dem Schlachtfelde von Solferino vergossen. Hier ist nun aber die zu bemerkende Spannung nicht nur eine natürliche, sie ist eine nothwendige. Vielleicht hätte die italienische Regierung wohl daran gethan wenigstens vor den heutigen Wahlen ihren Gefühlen nicht den lauten Ausdruck zu geben, den der Kammerpräsident, Herr Crispi, denselben in Paris und in Berlin

gegeben; aber daß sie nicht die freundschaftlichsten Gefinnungen für das französische Ministerium vom 16. Mai hegen könne, liegt auf der Hand. Hat der heilige Vater schon die türkischen Antipathien Italiens bestärkt, indem er Partei für den Halbmond gegen des griechische Kreuz genommen, so hat er durch seine offene Begünstigung der jetzt in Frankreich herrschenden Partei die Italiener geradezu gezwungen, den Erfolg der französischen Republikaner zu wünschen. Je entschiedener aber die Curie gemeinsame Sache mit Marschall Mac Mahon macht, desto mehr drängt sie Italien zu Deutschland hinüber. Die Italiener sind ja keine naiven Deutschen, die an eine dauernde Regierung Gambettas glauben: was sie auch wünschen mögen, sie wissen sehr wohl, daß in Frankreich am Ende immer die conservative Partei die Oberhand behält, sei's nun durch die Wahlen, sei's durch Staatsstreich, sei's durch Niederwerfen demagogischer Aufstände, und sie wissen sehr wohl, daß die conservative Partei in Frankreich zum Vatican halten wird, selbst wenn ein Bonaparte an ihrer Spitze stehen sollte: denn nicht der Bonapartismus, sondern Louis Napoleon, der Geheimbündler von 1831, war der Freund Italiens. Was Wunder, wenn sich die Italiener vorsehen? Was Wunder, wenn Fürst Bismarck die Umstände zu benutzen weiß, um sich den italienischen Verbündeten für alle Fälle zu sichern? Die Zeitungen sind voll, während wir dies schreiben, von dem kürzlich abgeschlossenen deutsch-italienischen Schutz- und Trutzbündnisse. Wir sind nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Diplomatie; aber die Thatsache einer eventuellen Allianz scheint uns an sich äußerst wahrscheinlich, wenn schon die italienische Regierung sie zu leugnen sucht. Eine solche Verbindung wäre ebenso klug als loyal und Niemand hätte das Recht darüber zu klagen, um so mehr da Herr Crispi der englischen Regierung wie den französischen Republikanern die beruhigendsten Erklärungen über das Object des Bündnisses gegeben haben soll; ja Europa, dessen höchstes Interesse ja immer die Localisation des orientalischen Krieges bleibt, könnte Deutschland nur dankbar dafür sein, daß es sein Möglichstes thut die Wolken zu zerstreuen, welche sich zwischen Oesterreich und Italien aufgethürmt, wie es sein Möglichstes gethan hat, die guten Beziehungen Oester-



reichs zu Rußland trotz aller gegentheiligen Bemühungen der österreichischen Slavophoben, aufrecht zu erhalten. Es ist der sicherste Weg die Curie auf Frankreich allein und zwar auf das conservative Frankreich zu verweisen, dieses aber vollständig zu isoliren und so in die Unmöglichkeit zu versetzen, den Frieden Europas im Interesse der Curie zu stören. So lange Oesterreich in gutem Verhältniß zu Deutschland und Italien bleibt ist vom Vatikan Nichts oder wenig zu befürchten.

Freilich hat die römische Frage immer ihre zwei Seiten: die internationale und die innerpolitische. Sollte in Bälde ein Conclave nöthig werden, so dürfte erstere Seite immer mehr in Schatten, letztere immer stärker und drohender hervortreten. Der Candidat auf die Tiara freilich, welcher eine solche Wendung der Dinge am Entschiedensten begünstigt haben würde, Cardinal Riario Sforza, hat das Zeitliche gesegnet, aber es ist wahrscheinlich, daß die Wahl darum doch nicht auf ein Werkzeug der fremden Jesuiten fallen werde, sondern auf einen italienischen Priester, der Realpolitik zu treiben versteht, wenn auch auf einen weniger klugen, weniger angeesehenen, weniger edlen Vertreter des italienischen Clerus als den eben verstorbenen Erzbischof von Neapel. Es ist in der That mehr als wahrscheinlich, daß der Nachfolger Pius' IX., wenn auch nicht in der Form, so doch in der Sache, die unausgesetzte Beanspruchung des Kirchenstaates aufgeben und seine Thätigkeit auf's Innere wenden wird. Ohne Zweifel werden wir noch ein halbes Jahrhundert lang die Proteste des heiligen Stuhls gegen die Usurpation des Patrimoniums Petri anhören müssen: gelingt es aber nur noch wenige Jahre lang die katholischen Großmächte, welche für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes die Waffen ergreifen könnten, in Schach zu halten und so den jetzigen Zustand zu verjähren, so werden diese Proteste immer schwächer werden, um am Ende ganz zu verhallen.

Nicht so mit dem innern Feldzug des Catholicismus. Hat der deutsche, hat der italienische Nationalstaat nichts für seine Unabhängigkeit und seinen Besitzstand von der Kirche zu befürchten, so haben ihre Bildung, ihre innere Entwicklung alles von ihr zu fürchten und mehr als je gilt das Lösungs-

wort „*écrasez l'infame*“ für alle Freunde des Lichts und der Freiheit. Das Beispiel Belgiens, Hollands, Frankreichs zeigt uns in Flammenzügen, was Italien, was Deutschland bevorsteht. Schon rüsten sich die intelligenteren unter den italienischen Priestern, wie eben der dahingegangene Cardinal Riario Sforza, wie der Jesuitenpater Curci, in Italien die Bahnen zu betreten, welche ihre Brüder in Belgien zum Siege geführt: Anerkennung des modernen Staates, selbst der Civilehe, Benutzung der freien Presse, des Versammlungsrechtes, Bemächtigung der Schulen, vor Allem aber Theilnahme an den Wahlen, womöglich mit allgemeinem Stimmrecht, schon beginnen allenthalben die Gläubigen an den Verwaltungswahlen Theil zu nehmen; schon predigen gewisse Organe der clerikalen Partei offen gegen das Stichwort Pio Nonos: *nè elettori, nè eletti*, schon wird die Frage auf den Katholikencongressen erörtert. Kein Zweifel, daß, sobald Mastai Feretti die Augen geschlossen, die Infragestellung des italienischen Nationalstaates von ihrem Programme verschwinden wird und die italienischen Katholiken wie in Belgien, Deutschland und Frankreich an die Wahlurne eilen werden, nicht um den Kirchenstaat wiederherzustellen, sondern um die Herrschaft des Königreichs an sich zu ziehen, die kommenden Geschlechter dem blinden Autoritätsglauben wieder zu gewinnen.

Und es wird ein Glück für Italien sein. Italien krankt an politischem Marasmus. Ein eigentlicher principieller Zwiespalt zwischen seinen parlamentarischen Parteien existirt nicht: es sind kameradschaftliche, oft sogar schon landschaftliche Interessen, welche sie von einander trennen. Mindestens ein Drittel des Landes, und zwar das wohlhabendste, steht abseits und erkennt den Staat nicht an. Auch die Liberalen werden lau, ihr Antheil am Staate erkaltet. Man lasse 200, ja nur 100 Katholiken in Montecitorio sitzen und wie mit einem Schlage wird Leben und Wahrheit und Gefundheit in die italienische Politik kommen; die Wähler werden erwachen, die Gewählten sich nach Principien und permanenten allgemeinen Interessen gruppieren, die Freisinnigen geschlossen zusammenstehen gegen den gemeinfamen Feind. Die Worte „conservativ“ und „liberal“ werden wieder ihren wahren

Sinn bekommen und ein Kampf um höhere Interessen entbrennen, um das höchste aller Interessen, die Freiheit des Geistes.

An den Liberalen Italiens wird es dann sein zu zeigen, daß sie die Muthigeren, die Klügeren, die Gebildeteren und folglich auch am Ende die Mächtigeren sind.

14. Oktober 1877.

K. H.

---

## Anhang.

### Vom deutschen Büchermarkt.

1. Alfred von Reumont, Geschichte Toscana's seit dem Ende des Florentinischen Freistaates. Thl. I: Geschichte Toscana's unter den Medici. J. 1530—1737. Thl. II: Geschichte Toscana's unter dem Haufe Lothringen-Habsburg. J. 1737—1859. Gotha, F. A. Perthes, 1876, 1877. 8. SS. XVIII, 654 u. XIX, 681.

Wenn schon jedes Buch Alfred von Reumont's, das irgend ein Gebiet der italienischen Geschichte berührt, im Voraus die Erwartung rege macht, daß man Treffliches finden werde, so muß dies bei dem gegenwärtigen Werke in besonders hohem Maße der Fall sein. Denn es schildert die Entwicklung und die Geschicke jenes kleinen weltbefruchtenden Toskanischen Staates — man kann ja sagen, des Staates von Florenz — von dem Beginne der medicischen Alleinherrschaft bis auf unsere Tage, wo er aufgegangen ist in der geeinten Italia: so schließt es sich einerseits ganz unmittelbar an des Verfassers Darstellung Lorenzo's des Prächtigen, und die Studien zu jenem Werke haben den Boden geliefert, auf dem das gegenwärtige emporgewachsen ist, nach der andern Seite aber zu konnte für die letzte Zeit des Großherzogthums kaum ein berufenerer Geschichtschreiber gefunden werden, als Reumont, der länger als ein Menschenalter hindurch Land und Leute, Regierung, Politik und Fürsten dort auf's genaueste kennen zu lernen Gelegenheit hatte: Kenntnisse, deren Rückwirkung auf die Beurteilung auch der Vergangenheit von unschätzbbarer Bedeutung sind. Daß aber in den Schilderungen, die sich auf unsere Tage erstrecken, auch die nöthige Unbefangenheit gewahrt blieb, dafür bürgt außer des Verfassers Historikernatur der Umstand, daß die gewaltige Hand der Geschichte alle politischen Verhältnisse mit einem Schlage geändert hat und der letzte der toskanischen Großherzöge, welchem eben Reumont nahe gestanden hat, nur wenig später dahin gegangen ist. Es läßt sich von diesem Fürsten nicht einmal sagen, was von Ludwig XVI. gilt, daß er die Sünden seiner Vorgänger habe büßen müssen; kein Land in Italien hatte so wenig unmittelbaren Anlaß, mit der Regierung unzufrieden zu sein, wie Toskana: aber hätte Leopold II. auch mehr glänzende und großartige Eigenschaften besessen, wäre er auch eine weit stärkere, thatkräftigere Natur gewesen, dem gewaltigen Strom des Einheitsstrebens, der einem Torrente gleich losbrach, hätte er nicht einen Damm zu setzen vermocht, sondern wäre gleichfalls dahingespült worden — wenn immer nach hartem Widerstand, während Leopold II. Trennung von seinen Unterthanen in Frieden sich vollzog. Das Schickfal Pius IX. bietet mancherlei Vergleichungspunkte. Ich kann mir nicht versagen, die schönen

Worte hierher zu setzen, mit denen Reumont (II, 579) seine Charakteristik des letzten Großherzogs abschließt, Worte, die zugleich den eigenen Standpunkt des Verfassers deutlich genug hindurchschimmern lassen: »Er hat Fehler gehabt und Irrthümer politischer Natur begangen; sie haben sich schwer an ihm gerächt. Dieser Fehler und Irrthümer ungeachtet wird sein Andenken bei Tausenden und Tausenden ein geeignetes bleiben. Was seine Stellung untergraben, seinen Sturz herbeigeführt, die Geschichte des Landes umgewandelt hat, war, in höherem Grade als sein persönliches Thun und Lassen, eine jener großen Bewegungen im Völkerleben, welche allerdings in ihren Einzelerrscheinungen sich von Wollen und Handeln der Individuen abhängig zeigen, denen, mögen sie hoch oder niedrig stehn, die Verantwortung anheimfällt, welche aber in ihrem Zusammenhang durch Umstände bedingt werden, zu deren Entstehung und Gestaltung Jahrhunderte beigetragen haben und aus denen sich Conflicte entwickeln, die zu gewaltfamen Krisen führen, in welchen Wohl und Wehe gemischt und menschlicher Einwirkung entzogen sind.« Wie wunderbar fügt es sich, daß einer der größten Florentiner, Machiavelli, es war, welcher den Gedanken der Einheit Italiens unter den ersten mit solcher Begeisterung aussprach, daß der erste Großherzog, der eigentliche Befestiger der Dynastie, Cosimo I., »Machiavelli's Vorschriften für die Gründung einer Monarchie zur Ausführung gebracht hat« und »der Fürst nach dem Sinne des großen Politikers gewesen wäre, hätte er, statt auf den Trümmern der Republik einen kleinen Staat inmitten anderer kleiner Staaten zu gründen, Italien seine Unabhängigkeit vom Ausland zu gewinnen vermocht« (I, 294); und daß die endliche Erfüllung jenes Einheitssehns nach dreihundert Jahren seinem Nachfolger Thron und Heimath kostete. Freilich hat die Bedeutung Toskanas für die Weltgeschichte seit jenem ersten Cosimo nicht bloß schrittweise abgenommen und seit dem Eintreten der Habsburg-Lothringer sich auf ein kaum nennenswerthes Maß reducirt; und der Einfluß auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete durch Lebende läßt sich nicht mit dem vorausgegangenen Periode vergleichen; aber doch ist keiner unter jenen Fürsten, der nicht einiges wenigstens dazu beigetragen hätte, Florenz zu der unvergleichlichen Stadt zu machen, welche das Großartige mit der liebenswürdigen Anmuth in einziger Weise paart. Und selbst, wäre dies nicht der Fall, so hätte doch ein Staat, dem wir das Ueberwinden des Mittelalters und das Emporfördern der neuen Zeit in erster Linie danken, es reichlich verdient, daß wir sein Weiterleben bis zum äußerlichen Abschluß durch alle Phasen, die erfreulichen sowohl wie die unerfreulichen, durch die Periode des Hinalterns nicht minder wie durch die des jugendlichen Emporblühens verfolgen. Daß der Verfasser auf den Zusammenhang der Einzelhistorie mit den großen Ereignissen der Weltgeschichte und mit dem Gang der allgemeinen Culturentwicklung hinzuweisen nirgend veräußt hat, versteht sich von selbst. Die naturgemäßen Abschnitte für die Schilderung der politischen Gestaltung bot die Regierungszeit der einzelnen Fürsten; nach größeren Perioden sind die meisterhaften Charakteristiken der politischen, sittlichen, künstlerischen und literarischen Zustände groupirt. Doch nicht bloß hierin hat sich der Verfasser weit über den Standpunkt des Localgeschichtschreibers erhoben, sondern auch in der Zeichnung der Hauptpersonen, welche, auch abgesehen von deren historischer Bedeutung, an sich künstlerischen Werth hat. Die Verbindung des Individuellen mit dem, was der ganzen Zeitrichtung eigen war, ist mit feinem psychologischen Verständniß aufgedeckt und in den Handlungen nachgewiesen. Lebendig treten jene Gestalten vor unser Auge mit ihren Tugenden und Fehlern, und die liebevolle Wärme, welche zeitweilig durch die Objectivität der Darstellung hindurchbricht, rückt sie uns menschlich und persönlich näher. Allerdings muß man, um dies zu fühlen, sich erst einigermaßen in das Buch eingelefen haben: denn der Stil hat namentlich im ersten Theile oft etwas Herbes und Schweres, das zu wiederholtem Lesen und Nachdenken zwingt; gegen das Ende zu wird er leichter und verrieth da — z. B. in der Schilderung Guerrazi's und Montanelli's — wie gesagt, bisweilen unter der kühlen Oberfläche die Wärme persönlichen Mitempfindens

bis nahe an Zornesglut. Gerade aber in der inneren Betheiligung des Verfassers an seinem Gegenstand, welche das Gute und Ideale gerecht und frei von Kleinlichkeit aus dem Wuste des Gewöhnlichen und Gemeinen herauszufchälen weifs, liegt das Erfreuliche dieses Buches; dafs es auf sorgfältigster Forschung beruht, dafür legt seine ganze Haltung und im einzelnen manche gelehrte Anmerkung Zeugniß ab. Durch literarische Anhänge, chronologische Uebersichten — die manches im Werke selbst nicht berührte Datum enthalten — eine genealogische Tabelle des Mediceerhaufes, Inhaltsangaben und ausführliche Register ist für die Bequemlichkeit des suchenden Lesers reichlich geforgt. — Auf eine Aeußerlichkeit möchte Ref. noch hinweisen: die Interpunction erinnert öfters und mitunter auch der Satzbau ans Französische; doch mag dies zufällig sein.

D.

d. d.

2. P. Villari. Niccolo Machiavelli und seine Zeit, durch neue Dokumente beleuchtet. In zwei Bänden. Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt von *Bernhard Mangold*. Leipzig, Hartung, 1877. Bd. I. gr. 8. SS. XVIII, 508.

P. Villari's Name hat einen guten Klang im Auslande und seine Werke sind fast die Einzigen der gleichzeitigen italienischen Literatur, die sich vollständig diesseits der Alpen eingebürgert haben. Nicht ohne Grund. Villari's Forschungen sind nicht nur mit strengster kritischer Methode angestellt — was man eben von den meisten italienischen Geschichtsschreibern nicht sagen kann —; sie sind auch trefflich verarbeitet und künstlerisch verwerthet. Villari componirt mit Sorgfalt; er schreibt einfach, fließend, immer packend trotz dieser Einfachheit, die manchmal vielleicht in etwas Nachlässigkeit ausartet. Vor Allem aber, Villari denkt nicht exclusiv italienisch; er steht im vollen Strome des ultramontanen, d. h. französisch-englisch-deutschen Gedankens. Wie sein »Savonarola«, so erscheint auch sein »Machiavelli« jetzt zugleich in vier Sprachen und, was das Deutsche anlangt, so kann Herr Villari diesmal von Glück sagen. Eine bessere, ungezwungenere und zugleich getreue Uebersetzung wird nicht leicht zu finden sein. Im Allgemeinen werden ja Leute, die ein besonderes Interesse für Machiavelli haben, auch des Italienischen Meister und folglich im Stande sein, Villari zur Noth im Original zu lesen; wenn aber eine Uebersetzung sich so genau dem Text anschließt und zugleich das Leben und die Wärme desselben so vollständig wiedergiebt, ist nicht einzusehen, warum Leser, denen das Italienische nicht ganz geläufig ist, nicht lieber zur Uebersetzung greifen sollten. Es kommt fogar für den Gelehrten — für den Villari übrigens durchaus nicht ausschließlichs geschrieben hat — hinzu, dafs der Anhang alle italienischen Documente unübersetzt und in sorgfältigstem, correctestem Drucke mit deutschen Anmerkungen enthält. — Was Villari's Werk selber anlangt, so wollen wir das Erscheinen des zweiten Bandes, mit dem das Werk beendigt sein wird, abwarten, um uns eingehend darüber auszusprechen. Für jetzt wollen wir nur Herrn Villari und Italien dazu Glück wünschen, dafs der ausgezeichnete Schriftsteller endlich der Politik entrisfen und der historischen Wissenschaft wiedergegeben ist; und zugleich den Plan des reichhaltigen und interessanten Werkes andeuten. In einer umfassenden Einleitung giebt uns der Verfasser ein lebensvolles Gemälde der politischen Geschichte des 15. Jahrhunderts und der politischen Zustände der Hauptstaaten — Mailand, Venedig, Florenz, Rom und Neapel — im Augenblicke, wo Machiavelli's öffentliche Thätigkeit beginnt. Auch die literarischen Ereignisse sind ausführlich dargestellt, die einzelnen Schriftsteller, Dichter und Gelehrten glücklich characterisirt; die ganze Bildung der ersten Renaissance in großen Strichen vorgeführt. Und nicht nur die geistige Bildung, auch die Sitten und Gebräuche, die ganze Lebens- und Denkweise der merkwürdigen Zeit, die das außerordentliche sittlich-geistige Phänomen Machiavelli hervorgebracht, lebt in uns auf. Dann folgt die Lebensbeschreibung

des »Segretario«, äußerst dürftig, was die ersten achtundzwanzig Lebensjahre anlangt, deren Dunkel auch Villari nicht aufzuhellen vermocht, üppig und voller Einzelheiten, sobald Machiavelli an der thätigen Politik Theil zu nehmen beginnt. Vielleicht ist hier sogar das Gewebe der Erzählung etwas zu dicht, das Dessin etwas zu reich. Villari hat bis hierhin wenig Gelegenheit, Machiavelli's Werke zu besprechen, welche alle erst nach der Absetzung des Segretario geschrieben wurden. Erst bei diesen aber wird es möglich sein, an die Lösung des Problems zu gehen, welches so viele und so bedeutende Schriftsteller beschäftigt hat, das Problem von Machiavelli's Character, seinen wirklichen An- und Absichten bei Abfassung seiner verschiedenen Schriften, namentlich aber des »Principe«. Wir erwarten mit Spannung den folgenden Band, der diese Fragen behandeln wird.

Ch. A. F.

3. W. Lang, Transalpinische Studien. Leipzig, Hartung, 1875. 8. 2 Bde. von SS. 219 und 255.

Der treffliche Italienkenner hat hier mit glücklicher Hand neun seiner kleineren Arbeiten ausgewählt und vereinigt, welche sowohl für die politische als für die literarische Geschichte Italiens von hohem Werthe sind. Herr Lang bringt uns nie Arbeiten zweiter Hand; und seine ganz auf eigenen Studien beruhenden Schriften wenden sich doch stets an ein größeres gebildetes Publikum. Sie lesen sich leicht und angenehm und man lernt etwas daraus. Wer die Entwicklung der italienischen Einheit, namentlich im Vergleich zu Deutschlands Einigung, näher kennen lernen will, der lese die Aufsätze über den italienischen Nationalverein, über Cavour, über Niccolini; wer das eigenthümliche und bei uns wenig verstandene Verhältniß der größten italienischen Dichter und Künstler zur Kirche kennen lernen will, der lese die anregenden und lehrreichen Kapitel über Dante, Manzoni, Michel Angelo. Auch die sehr gelehrte und dabei ganz populäre Abhandlung über die Petrusfrage, welche die Sammlung eröffnet, sei aufs Wärmfte empfohlen.

Ch. A. F.

4. Adolf Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Erster Band: Geschichte der christlich-lateinischen Literatur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karls des Großen. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1874. 8. SS. 624.

Als in Rom durch den Uebergang aus der Republik in das Kaiserthum nicht nur die Theilnahme des Bürgers an den Staatsgeschäften thatsächlich aufgehoben war und im Vergleich zu dem in unnahbarer Höhe thronenden Alleinherrscher die Unterschiede zwischen den Ständen verblassten, sondern auch der bis dahin herrschende Staat auf die gleiche Stufe mit den übrigen zuvor von ihm beherrschten Ländern herabsank, d. h. zum Range einer Provinz des Weltreiches, da hatte diesem Nivellirungsproceß auch der Hauptfeiler des antiken Staates, die Anschauung vom Aufgehen des Individuums im nationalen Staate, weichen müssen; der Einzelne hörte auf sich nur als Bürger, als integrierendes Glied des Staatsorganismus zu fühlen: an Stelle des Römerthums trat der Kosmopolitismus. Aber damit war auch die Axt an die starken Wurzeln der römischen Kraft gelegt. Es schwand den Einzelnen wie dem Ganzen die Stärke, und unaufhörlichen Umwälzungen im Inneren, wo ein fremdartiges Element dem anderen die Herrschaft streitig machte, entsprach Stofs auf Stofs, mit dem auswärtige Feinde den nicht mehr furchtgebietenden Koloss erschütterten. Der politischen Auflösung war vorausgegangen die sittliche; die religiöse begleitete sie; und auch hier zeigte der Kosmopolitismus seine Wirkungen. Die ganze

Fülle der verschiedensten nationalen Göttergestalten und zugleich was sich von Unglauben bei den einzelnen Völkern entwickelt hatte, strömte in Rom zusammen; die Formen der altrömischen Staatsreligion hatten für den Gebildeten längst allen religiösen Inhalt verloren; jetzt war auch ihre Grundlage nur noch ein Scheinbild: was blieb da übrig? Aeufserer todter Cultus, wüfter Aberglaube, blafirte Irreligiosität, kalter Pantheismus, und bei den wenigen tiefen Naturen Abkehr von der trostlosen Außenwelt zum inneren Menschen in seinem Gemüthsleben. Schon längst hatte die stoische Philosophie Geringschätzung der äußeren Güter, Resignation dem Schicksal gegenüber und Gleichheit aller Menschen gelehrt; immer bestimmter tritt bei einzelnen Philosophen der letztere Gedanke in der Verbindung mit der Forderung, sich selbst durch Askese zur Tugend der Entfagung zu erziehen; mehr und mehr mischt sich in das philosophische Denken ein mystisch-religiöses Empfinden, das mit der Gottheit durch unmittelbare Hingabe seinerseits und Offenbarung ihrerseits sich zu vereinigen strebt (wie bei Mark Aurel und den Neuplatonikern). So war man auch wieder bei der sokratischen Hoffnung einer persönlichen Unsterblichkeit angelangt: aber der Hoffnung fehlte noch die Gewissheit.

Das Spiegelbild dieser Erscheinung bietet die Literatur. »Die Emancipation des Subjects von der national-politischen Gebundenheit,« heifst es S. 12, »hatte der Prosa der silbernen Latinität in ihren besten Erzeugnissen einen Gedankenreichtum des Inhalts mit einer Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit individuellen Ausdrucks gegeben, dafs die Werke eines Seneca und Tacitus bereits einen ganz modernen Charakter zeigen. Form und Sprache erscheinen in solchen Werken nur als Werkzeug und Material des genialen Subjects, das seiner ganzen Individualität einen unbeschränkten Ausdruck geben möchte. Hier erhebt sich die antike Bildung über sich selbst, aber freilich auf Kosten der römisch-nationalen. . . Jener Höhepunkt wurde nur erreicht und behauptet, weil und so lange die nationale Kraft nicht erschöpft war; aber die Weltbildung, die, sie befruchtend, solche Werke erzeugte, löste sie gerade auf. Nur um so rascher wurde sie erschöpft!« So folgt auf das letzte herrliche Aufflammen des antiken Geistes auch in der Literatur Finsternis und Oede; von der Kunst-entartung erst zu reden ist nicht nöthig.

Da erschien das Christenthum. Unerfchöpflich reich an ruchtbaren speculativen und praktischen Ideen, voll Lebenskraft, noch unverfälscht und unverkümmert durch starre Menschenfatzungen bot es in gleicher Weise dem Hochgebildeten wie dem Einfachen in Lehre und Leben weffen er bedurfte: Trost in der Noth des Lebens und Befreiung in der Gewissheit der einstigen Seligkeit. Es schlofs sich an die vorhandenen kosmopolitischen Ideen an, aber läuterte sie durch die verklärende Liebe von pessimistischem Egoismus. Es schuf wieder Sittlichkeit in der Neubegründung der Familie, zog die edelsten Empfindungen des Gemüthes grofs durch opferwillige Liebeshätigkeit auch an Fremden, und stärkte die moralische Kraft in furchtbarem Ringen um die Existenz mit dem verzweifelden Heidenthum. Was in der griechisch-römischen und der orientalischen Welt von lebensfähigen Elementen vorhanden war, sammelte das Christenthum, durchtränkte sie mit seinem Geiste und verschmolz sie zu einem neuen Ganzen.

Das ist der Boden, auf welchem die Literatur erwächst, deren Schilderung der vorliegende Band von Eberts Werk umfaßt. Nicht concentrirt sich in dieser Periode grofsartigen Werdens das ganze geistige Leben in der Literatur, sie ist nicht sein Träger — wie etwa in Deutschland zu Anfang dieses Jahrhunderts —, sondern nur sein Werkzeug; und nur so weit hat sie bleibende Bedeutung, als jene gewaltigen Bewegungen und Ideen in ihr wiederklingen. Dieses und den Zusammenhang mit der alten Literatur auch in formaler Beziehung nachzuweisen, hat sich Ebert zur Aufgabe gemacht. Er mußte hierbei die Anfänge bis weit über die Grenze des Mittelalters zurückverfolgen; das Ziel dieses Bandes war dadurch gegeben, dafs er hier den gemeinsamen Stamm der abendländischen Literatur des Mittelalters vor der Abzweigung der einzelnen Nationalliteraturen betrachten wollte. Die erste Periode geht von Mi-



nucius Felix bis zu dem entscheidenden Siege des Christenthums durch Constantin; die zweite, bis zum Tode Augustins reichend, schildert den Versuch der Assimilation der klassischen Bildung durch das Christenthum und weist nach, wie beide Factoren dadurch geschädigt wurden; der dritte Abschnitt, von Augustins Tod bis Beda und Bonifatius, zeigt den Stillstand und (etwa seit 530) den beginnenden und immer jähher werdenden Verfall, in welchem nur das Auftreten der irischen und angelsächsischen Mönche, also die Einwirkung des keltischen und germanischen Volkselementes, eine erfreuliche Unterbrechung bereitet.

Die Charakteristiken sind klar und gedankenreich, und in den Fällen, wo Referent aus eigener Kenntniß der Schriftsteller urtheilen kann, durchaus zuverlässig; einen besonderen Vorzug haben sie durch die mit großer Sorgfalt gemachten Analysen der besprochenen Schriften. Von den gelehrten Studien, auf denen seine Resultate beruhen, läßt der Verfasser nur wenig in der geläufigen Darstellung des Textes merken: in knappster Form ist vieles davon in den Anmerkungen zusammengedrängt. So ist ein Werk entstanden, was dem Gelehrten wie dem Literaturfreund erwünscht kommen wird; daß der erstere daneben bei Einzelfragen noch nach anderen Werken, darunter Teuffels lateinischer Literaturgeschichte, greifen wird, versteht sich von selbst.

D.

d. d.

## 5. Domenico Comparetti, Virgil im Mittelalter. Aus dem Italienischen übersetzt von *Hans Dütschke*. Leipzig, Teubner, 1875. 8. SS. 318.

Es hat wohl nie einen Dichter gegeben, welcher einen so vielseitigen und Jahrhunderte lang immer wachsenden Einfluß auf den verschiedensten Gebieten geistiger Thätigkeit und bei den verschiedensten Völkern ausgeübt hätte wie Virgilius. Als Ideal eines Heldenkämpfers in gebildeter Zeit verehrt — eine Verehrung, welche nur vorübergehend bei dem Wiederaufblühen der griechischen Kenntniße eine Trübung durch den Vergleich mit Homer erfuhr und erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer gerechten Würdigung Platz gemacht hat —; in den Schulen und durch gelehrte Commentare erläutert, wobei gar oft an Stelle des Auslegens das Hineinlegen trat und das Verständniß für die Kunstform mehr und mehr erlosch, an seine Stelle aber die rhetorisch-grammatische Zergliederung trat; von einem Macrobius (um 400) nicht bloß als Vorbild eines Dichters, Grammatikers und Rhetor, als Vertreter des römischen Alterthums, sondern geradezu als der unfehlbare Repräsentant alles menschlichen Wissens, die Astrologie nicht ausgeschlossen, angestaunt, ganz so wie manche Homererklärer die Ursprünge und den Inbegriff jeder Kunst und Wissenschaft bei Homer suchten und fanden; später, als an ein Erfassen des Künstlerischen nicht mehr zu denken war, zwar angefeindet von einem großen Theile der Klerisei, welcher alles Studium des Alterthums für verderblich und zum Teufel hinführend erachtete, aber trotzdem die höchste Stellung auf historischem, philosophisch-religiösem und hauptsächlich grammatisch-rhetorischem Gebiet während und vielfach nicht bloß als ein halber Christ, sondern als Verkündiger des Erscheinens Christi (besonders in der vierten Ekloge) wie ein Prophet hoch gefeiert, und auch noch Gedanken und Ausdruck für Verse hergebend; dann als verklarte Idealgestalt in der Göttlichen Komödie, und im Gegensatz dazu als Romanfigur eines hochweisen Meisters im Dolopathos; hierauf, nach Verflüchtigung seines ursprünglichen Wesens bis auf die letzte Spur, in stufenweisem Weitergehen als der übermenschlich weise, durch Kenntniß der Naturgeheimnisse Segen stiftende Mann, bald überhaupt Wunderthäter, und endlich herabgesunken zum gewöhnlichen Zauberer: das ist der Virgil, wie er sich im Bewußtsein der Zeiten vom Alterthum bis durch das Mittelalter spiegelt. Ganz deutlich zeigt sich in dem Gang der Umgestaltungen seines

Bildes eine Scheide bei Dante und Joannes de Alta Silva (um 1184): Dante's Virgil bildet den Schlufsstein der ersten Entwicklungsreihe, der im Dolopathos den Uebergang zur zweiten, romanhaften Auffassung. Hiernach zerfällt das Werk in zwei Theile: »Virgil in der Literatur bis auf Dante« und »Virgil in der Volkslage«, d. h. wie er in der Literatur, so weit sie unter dem Einfluß der von Schulüberlieferung unabhängigen Volkslage steht, erscheint. Der erste dieser beiden Abschnitte ist wegen des Mangels an Vorarbeiten wie der schwierigere so der lohnendere; daß der Verfasser für die ersten Jahrhunderte sich kürzer gefaßt hat, ist für den Philologen zu bedauern, war aber bei der Anlage des Werkes für bloß einführende und den Zusammenhang vermittelnde Capitel unvermeidlich. Besonders interessant ist der Abschnitt über Dante S. 174—200; aus seinem reichen Inhalte hebt Ref. nur die Grundzüge dessen hervor, was sich auf Virgil bezieht. Dante's Virgil ist natürlich nicht der historische, sondern ein Idealwesen, aus der Verbindung der mittelalterlichen Vorstellungen über ihn und der Anschauung, welche sich Dante aus seinen Schriften gebildet hatte, entsprossen. Virgil war der größte Dichter, welchen er kannte, und was mehr ist, sein Lieblingsdichter; er fühlte außer durch dessen poetische Kunst, welcher Dante in der ganzen Anlage wie auch im Einzelnen, namentlich Stilistischen, viel verdankte, zu ihm sich hingezogen besonders wegen der Reinheit und Erhabenheit seiner Gesinnung, wegen des vermeintlichen Verhältnisses zum Christenthum, wegen der Voraussetzung, daß die Aeneis eine Allegorie auf die Pilgerfahrt des Menschen durch allerlei Leiden zur Vollkommenheit und Gottgemeinschaft sei; hierzu kam die Gemeinamkeit des politischen Grundgedankens, der von Gott gegründeten weltlichen Alleinherrschaft des Kaisers. »Als Dichter,« heisst es S. 182, »ist er sich der hohen Vollendung der Aeneis bewußt; auf dieses Kunstwerk ist er als Italiener stolz, weil Lateinisch und Italienisch die beiden Nationalsprachen Italiens sind und Virgil der Ruhm der Römer ist.« Also Nationalgefühl und Dichterverwandtschaft sind die Hauptfactoren, welche die Wahl des Führers bestimmt haben: und beide waren gegen Aristoteles, den sonst so hoch verehrten. Virgil ist nach seinem Tode geläutert und über die christlichen Wahrheiten aufgeklärt worden, aber die höchste Stufe der Vollkommenheit hat er darum noch nicht erklommen. Ihm fehlen »die heiligen drei Tugenden« und selbst Cato steht in Dante's Augen gereinigt da. Mit großer Feinheit tritt darum Statius, gewissermaßen die christliche Fortsetzung des Virgil, neben diesem im Purgatorio (c. 21) ein und bleibt auch, wo Virgil abtritt beim Uebergang in das Paradies (c. 33), allerdings um neben Beatrice ganz zu verschwinden.

Die früheste Gestalt der Sage, welche erst seit dem 12. Jahrhundert von Schriftstellern berichtet wird, aber unzweifelhaft viel älter ist, lehnt sich an Virgils Liebe zu Neapel und seine Bestattung daselbst an; er erscheint als mehr oder minder selbständiger Leiter der Stadt und als ihr Wohlthäter; allerlei Merkwürdigkeiten aus alter Zeit schrieb der Volksaberglaube an vielen Orten wunderbare Wirkung zu; an den gewaltigen Ruhm von Virgils Geist hatte man noch eine allgemeine Erinnerung: was lag näher als daß jene drei Elemente sich verbanden und jene Denkmäler als Wunderwerke (und zwar zumeist als Talismane) angesehen wurden, durch deren Errichtung Virgil auch nach seinem Tode als Beschützer seiner Lieblingsstadt fortwirkte? Von einer Zauberei ist noch keine Rede, sondern nur von der auf tiefer Gelehrsamkeit beruhenden Kenntniß verborgener Naturkräfte: für die Neapolitaner stand noch fest, daß dieser große Mann, sozusagen ihr Schutzpatron, nicht der Macht des Teufels sich bedient habe. Dies ändert sich, sowie die Sage aufhört Localsage zu sein. Mit dem Loslösen vom heimischen Boden hat auch sie, wie alle übrigen, Umwandlungen in der Weise erlitten, daß sie übertrieben und umgedeutet wurde, daß am fremden Orte analoge Erscheinungen und Gegenstände in den Kreis der Sage hereintraten, und endlich daß bereits vorhandene Sagen sich um jenen Kern krystallisirten, namentlich auch indem Uebertragungen zwischen ähnlichen Persönlichkeiten sich vollzogen. Die Verbreitung geschah durch fahrende Säger, welche nach dem möglichst wunderbaren und überraschenden Stoffe haschten,

und durch Schriftsteller verschiedener Art (S. 249); gefördert aber wurde die Uebertreibung durch diejenigen Kleriker, welche die alte Klassiker als im Dienste des Teufels stehend verriefen. Die nächste Uebertragung der Sage fand nach Rom statt — denn ein so großer Mann mußte natürlich am Sitze der Welt-herrschaft eine Rolle gespielt haben — und der Monumente fanden sich genug, mit denen sein Name sich verbinden ließ (S. 295. 289. 283). An eine Spur des Thatfächlichen knüpften sich die unglaublichsten Fabeln, die um so kühner wurden, je weiter sie in die Ferne drangen; zumal das was von Gerbert, dem Zauberer Heliodor u. a. erzählt wurde, sich leicht auf Virgil übertrug. Darunter mischte sich die Erinnerung an seine Prophezeiung von Christo und an die Verbindung mit der Sibylle; bei verschiedenen Gelegenheiten soll er auf das Gebären durch eine Jungfrau hingewiesen, einem großen Nekromanten aber, der durch seine Teufelskünste das Eintreten dieses Ereignisses vorausfah und zu verhindern versuchte, vermittelt seiner Weisheit ein Zauberbuch abgenommen haben. Und damit haben wir den Uebergang Virgils zum Schwarzkünftler, ja zum „Sohn der Hölle“. Jetzt stand nichts mehr im Wege, ihm alle Zaubereien, von denen man gehört hatte, zuzuschreiben. Da er aber nothwendigerweise seine Klugheit mit der Schlaueit des weiblichen Geschlechts messen mußte, so blieben ihm die burleskesten galanten Abenteuer noch weniger als dem Aristoteles erspart.

Nur wenige Reste von all' diesen Sagen haben sich bei Neapel und in Unteritalien bis auf unsere Tage erhalten, und auch sie sind im Verschwinden begriffen.

Ich schliesse an diese Uebersicht des Inhalts, um nach löblicher Recensentenfittte auch etwas auszufetzen, einige Bemerkungen zu Einzelheiten. Bei der Erwähnung der ehernen Fliege, Schlange, Maus, Cicade, sowie des goldenen Blutegels vermißt man den Hinweis auf IV. Moses 21, 9. In dem Herabfinken von der idealen Gestalt zum gewöhnlichen Zauberer bietet mancherlei Aehnlichkeit die Sage vom Dr. Faust. Warum bei dem Dolopathos nicht das lateinische Original, sondern die französische Bearbeitung zu Grunde gelegt ist, weiß Ref. nicht: es mag sein, daß Comparetti durch den Unmuth über die scandalöse Publication Oesterley's, gegen die desselbigen Herren Steinhöwel noch als Musterausgabe erscheint und an welche nur seine Gesta Romanorum einigermaßen heranreichen, abgeschreckt worden ist. Der lateinische Urtext würde u. a. zwei nicht werthlose Notizen gegeben haben, zunächst einen magischen Zug p. 80, 3 cum ecce Virgilius super alipedem quasi fulgur per medium populi discurrens supervenit, zu dem einzigen der französischen Uebersetzung S. 247 (welcher sich p. 82 extr. Oest. gleichfalls findet), sodann die Angabe (zu S. 298), daß Virgil in Mantua begraben sei (p. 83, 7 vgl. 13, 21). Die Geschichte vom Pferdekuriren und Bäckersohn, jedenfalls orientalischen Ursprungs, ist mehrfach von mittelländischen Dichtern behandelt: f. W. Wagner's Carmina Graeca medii aevi 1874 p. 277, Legrand, Recueil de chansons populaires Grecques 1874 p. 257. — S. 241 n. 2 muß es heißen nihilominus (= autem) und cognovisse retulerint; vor saepe casu ist ein Colon zu setzen und statt nostri fide digni wohl nostra zu lesen. Die Erzählung des Fischers beginnt nicht S. 316 oben, sondern erst 317 mitten; es fehlt übrigens im Text die Bezeichnung der Stellen, zu welchen Anm. 2. 3. gehören S. 318 ist „Da darin“ wohl verdruckt für „die darin“ und 278 „die Rache der Prinzessin“ für „an der Prinzessin“. S. 80 n. 2 verbessere tangar amore minus, Ars am. II. 684 Wer ist denn De Hammer, der Herausgeber des „Rosenöl“ S. 281 n. 3, und wo liegt Thyana, aus dem Apollonius stammt (S. 227)? S. 226 m. „Roth (1859) konnte noch keine Kenntniß von der Abhandlung Michel's (1840) haben“ muß irgend ein Versehen vorliegen. S. 255 n. 5. E.: die Gesta Romanorum besorgt von Oesterley sind bereits 1872 vollständig erschienen. Daß auch sonst manches in diesem Buche steht, was zu Bedenken und zum Widerspruch auffodert — ich meine nicht bloß die Urtheile über Karl den Großen und das Christenthum — ist bei dem Umfang und der Art des Stoffes nicht zu verwundern. Vielmehr entspricht es ganz seinem Wesen, anzuregen zu neuer

Forschung: denn nicht bloß ein grundgelehrtes, sondern auch an beachtenswerthen allgemeineren Gedanken reiches Werk, keineswegs weniger interessant für den gebildeten Literaturkenner als für den fachmännischen Forscher, hat der Verfasser geliefert. In manchen Abschnitten sind die allgemeinen Erörterungen, die sich auf das Verhältniß des Mittelalters zum Alterthum und zur Neuzeit, im besondern auch auf die Stellung der Kirche und der Geistlichkeit zu den heidnischen Klassikern, sowie auf den Character der mittelalterlichen Poesie beziehen, zur Hauptsache geworden, die von dem Virgilthema nur den Ausgangspunkt genommen haben und zu ihm zurückkehren. Das Ganze durchzieht ein lebhafter warmer Hauch von italienischem Patriotismus. Möchte er noch manches ähnliche Werk schaffen!

Die Uebersetzung ist mit Sachkenntniß gemacht und lieft sich recht gut; über ihr Verhältniß zum Original (S. IV.) kann Ref. nicht urtheilen, da ihm das letztere nicht vorgelegen hat. Aus diesem Grunde müssen auch die Texte, welche Comparetti der italienischen Ausgabe beigegeben hat (S. IX), übergangen werden.

Duisburg.

A. Eberhard.

## 6. Dante Allighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von *Karl Bartsch*. 3 Bände. Leipzig, Vogel, 1877.

„Nur immer neue Versuche, die redlich das früher Geleistete benutzen, können allmählich zu dem Ziele führen: einer nach Form und Inhalt möglichst treuen, lesbaren, den Stil des Dichters wiedergebenden Verdeutschung“. Mit diesem Satze bezeichnet der unermüdete Heidelberger Professor, der uns mit dieser neuen — meines Wissens der fünfzehnten vollständigen — Uebersetzung der Göttlichen Komödie beschenkt, den Standpunkt, von dem aus er seine Arbeit für berechtigt hält. Wir machen billiger Weise denselben Satz zum Ausgangspunkt für unsre Bepfehlung und fragen zunächst: hat B. sein Ziel erreicht? Wenn wir es so verstehen, daß B. eine der italienischen Form und dem verstandesmäßigen Inhalt treue Uebersetzung liefern wollte, so hat er gewiß Erstaunliches geleistet. Die Reime seiner Terzinen sind meist ungezwungen, und nur selten nöthigt die Sprödigkeit des Stoffs zu Flickwörtern; die Correctheit des Verstehens und die genaue Wiedergabe des correct Verstandenen ist fast nirgends in Zweifel zu ziehen. Nur eine Abweichung in der Form erlaubt er sich: er wendet häufig männliche Reime an. Denn „so sehr gemäß die Herrschaft des weiblichen Reimes dem Character der italienischen Sprache ist, so wenig ist sie es dem der deutschen.“ Wir hätten gewünscht, der Uebersetzer hätte erwogen, ob dieses Zugeständniß an den Geist der deutschen Sprache, oder richtiger, an das sinnliche Gefühl des Deutschen für seine Sprache weit genug gehe. Unsres Erachtens ist diejenige deutsche Uebersetzung aus dem Italienischen der Form nach am treuesten, deren Form dieselbe Wirkung auf die Sinne eines Deutschen macht, wie die Originalform auf die Sinne eines Italieners. Nun macht nicht immer dieselbe Form dieselbe Wirkung, und ich glaube, daß dies namentlich bei Dante in deutschem und in italienischem Gewand nicht der Fall ist. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte oft beim Lesen der B.'schen Uebersetzung an das bekannte: „Es ging ein Mann im Syrerland —“ denken. Freilich ist daran wohl auch die große Lesbarkeit Schuld, die sich der Uebersetzer zum Ziel gemacht und, soweit dies bei dem hartnäckigen Widerstand des grimmen Dante möglich war, leider auch erreicht hat. Wenn ich die Bergriesen der Schweiz abtragen und ihre Thäler ausfüllen liesse, um auf dem so gewonnenen Terrain in leichter Kalesche spazieren zu fahren und dann damit zu prahlen, ich habe eine Alpenreise gemacht: so würde das Jedermann lächerlich finden. Nicht anders ist's mit dem Lesbarmachen eines großen Dichtwerks. Dante will tief sinnig und gedungen, also schwer verständlich sein: wer ihn daher lesbar zu machen sucht, streitet gegen den Genius des Dichters und kann seinem Stil unmöglich gerecht werden. Aus diesem falschen Streben erklärt es sich wohl, daß B. häufig den Dichter in Ausdruck und Stimmung modernisirt, z. B. wo er von „Frühlingsprangen“

spricht, während Dante einfach „frisch-grüne Wiese“, von „des Laubs zerstreutem Kleid“, während Dante nur „zerstreutes Laub“ sagt; ferner, daß er grobe Ausdrücke salonfähig macht, z. B. wo er „Bestechliche und die dergleichen schaffen“ sagt statt „Bestechliche und solcher Schmutz“, oder wo er „von menschlichem Privat“ setzt statt „von den Aborten der Menschen“ — (à propos, analog dieser unrichtigen Anwendung des Adjectivs „menschlich“ dürften wir nächstens auf unsern Bahnhofen männliche und weibliche Retiraden erwarten); endlich, daß er kräftige Bilder abschwächt oder auch statt des Bildes den nüchternen Begriff setzt, wie z. B. „Der Wohnstatt ist des Weltalls Quälen allen“ für: „che il mal dell' universo tutto insacca“. Auch sollte doch ein Uebersetzer versuchen, Dantes wunderbare Neubildungen von Wörtern nachzuahmen. Wie modern, wie flach klingt B.'s: „Wie sich der Mensch den ewigen Lorbeer flücht“, neben Dantes prägnantem: „come l'uom s'eterna“, oder fein: „Durchschau' ich dich so wie du mich durchschau'“ neben: „S'io m'intuassi, come tu t'immi“, und ähnlichen Stellen des *Paradieses*“.

Allerdings ist damit dem Uebersetzer eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, bei der es durchaus nicht mit „immer neuen Versuchen, die redlich das früher Geleistete benutzen“, gethan ist. Nur auf das Handwerksmäßige der Uebersetzung paßt diese Auffassung. Das eigentliche innige Verständniß, welches nur durch bescheidenes Hingeben und biegsames Nachfühlen zu erreichen ist, ist etwas durchaus Individuelles, und nur wer dies erworben hat, könnte — wenn er auch die künstlerische Gestaltungskraft befäße — hoffen, ein Werk wie Dantes *Commedia* in andrem Gewande würdig erscheinen zu lassen. Ein solches Zusammentreffen von receptiver und productiver Fähigkeit ist kaum zu erwarten. Doch trösten wir uns darüber. Denn jeder, dem es darum zu thun ist, den großen Florentiner wahrhaft kennen zu lernen, und nicht nur in geistreichen Zirkeln ein wenig über ihn reden zu können, der wird doch stets zum Original-Dante greifen: und die Schwierigkeiten, die das Erlernen des Italienischen bietet, sind wahrlich im Vergleich zu der geistigen Arbeit, die durch ein Eindringen in das italienisch-mittelalterliche Wesen und in die kraftvolle Individualität des Dichters erfordert wird, verschwindend klein. Wir hoffen daher, — und vielleicht hoffen dies die Uebersetzer mit uns — daß recht viele durch das Lesen der Uebersetzung zum Studium des Originals angeregt werden. In diesem Sinne begrüßen wir auch diese neue Uebersetzung. — Zum Schluß sei noch die ausgezeichnet gedrungene Abfassung der Erläuterungen erwähnt, die ihr Verfasser mit Recht unter den Text setzt. Die Einleitung gibt kurz und gut das Nöthigste über Leben und Werke des Dichters.

Mg.

## 7. Dante Alighieri. Das Neue Leben. Uebersetzt von R. Jacobson. Halle, Pfeffer, 1877. Mit Dante's Porträt nach Giotto. SS. 98.

Ein reizendes »Weihnachts Geschenk für Liebende«, wenn nur das Papier etwas besser wäre! Eine treffliche Einleitung, bei der Witte's bekannte »Prolegomena« zu Grunde liegen, bereitet auf die Lectüre vor und bemüht sich die Furcht zu verschrecken, welche der gewöhnliche Leser, ungegründeter Weise, vor Dante's Allegorismen haben könnte. Treffliche knappe Anmerkungen klären über die wenigen dunklen Punkte auf, welche diese berühmte Liebesgeschichte enthält. Die Uebersetzung der Prosa, sowie der Gedichte ist als eine sehr gelungene zu bezeichnen. Es sind mehr Nachbildungen als wörtliche Uebersetzungen, sie lesen sich sehr fließend und beweisen, welche Fortschritte die Uebersetzungskunst seit Kannegießer gemacht, der an derselben Aufgabe gescheitert ist, während hier, so weit es unsere klanglose Sprache zuläßt, die Melodik des Originals, vor Allem aber der eigenthümliche Duft keuscher Innigkeit wiedergegeben ist, welcher den unvergänglichen Reiz des Werks ausmacht.

D, C,

# 8. Dr. Marcus Landau, Giovanni Boccaccio, sein Leben und seine Werke. Stuttgart, Cotta, 1877. 8. SS. XI, 262.

Boccaccio und die italienische Novelle sind Herrn Dr. M. Landau's Specialität; denn wir sind so weit gekommen in der wissenschaftlichen, wie in der industriellen Arbeitstheilung, daß ein geistreicher Mann, wenn er seinen Ruf als Gelehrter aufrecht erhalten will, sich in einem Winkelchen der Wissenschaft festsetzen muß, in dessen Bereich ihn dann natürlich Niemand controlliren kann, da er selber ja stets der gründlichste Kenner dieses kleinen Gebietes sein muß. Uebrigens wendet sich das Buch, das wir hier anzeigen, an ein größeres Publikum als des Verfassers »Quellen des Decameron« und »Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle«. Ja, es will uns manchmal fast vorkommen, als hätten wir's stellenweise mit »gemeinverständlichen Vorträgen für ein gebildetes Publikum« zu thun, freilich oft unterbrochen durch einige Seiten aus den Hefen, welche die Zuhörer der Privatissima des Herrn Professors nachgeschrieben. Dem Buche mangelt alle Einheit des Tons: man weiß nicht, hat man es mit einer Sammlung gelehrter Detailforschungen oder mit einer populären Exposition der Resultate solchen Forschens zu thun. Herr Landau besitzt seinen Gegenstand, wie kein anderer lebender Gelehrter; er steht zugleich darüber mit einer seltenen Befonnenheit und läßt sich nie fortreißen, ein Werk zu bewundern oder ihm auch nur einen hohen poetischen Werth beizulegen, weil er ihm zufällig ein langes Studium gewidmet; er hat eine große Uebersicht und die Bäume verdecken ihm den Wald nicht; er setzt das Persönliche und Politische in's richtige Verhältnis zum Literarischen; er hat umfassende Gesichtspunkte; er schreibt leicht und fließend, manchmal nicht ohne Witz: vor Allem er weiß ganz genau, was seine Aufgabe wäre, um uns das nebelhafte Bild Boccaccio's und seines Lebens bestimmter erscheinen zu lassen; aber er hat sich die Sache etwas zu leicht gemacht. Der Stoff ist nicht genügend verarbeitet; die Erzählung ist jeden Augenblick durch eine ermüdende Analyse unterbrochen; dann kommen wieder leidige Romangewohnheiten neuester Mode (was weiß Herr Landau, ob Boccaccio's Vater ein »exacter« Florentiner, seine Mutter eine »heitere« Pariserin war? Alles was er weiß und was der Leser zu wissen braucht, ist daß der Eine Florentiner, die Andre Pariserin war). So begegnen wir auch auf Schritt und Tritt dem in einer gewissen historischen Schule so beliebten Vermuthen dessen, was diese oder jene historische Persönlichkeit wohl in dieser oder jener Lage gedacht oder gefühlt haben »mag«. Ja, die Sprache erhebt sich manchmal zu einer Poesie, deren sich Freytag's »Ingo« nicht zu schämen brauchte: »Der Löwe von San Marco steckte noch zu drei Viertheilen in der Lagune, nur hin und wieder seine Tatzen einschlagend in das Fleisch der Scala und Carrara, um festeren Halt auf dem trockenen Boden zu gewinnen.« Dann aber geht's auf einmal zum sermo pedestris des Salem über: in der Beurtheilung des »Filopopo« habe ich nicht weniger als sechs »langweilig« hintereinander gezählt (p. 57—59). Die Schilderung von Boccaccio's Liebe zur neapolitanischen Königstochter ist wohl recht geistreich und gelungen in der einmal gewählten Manier, die aber leider nicht die beste ist und uns oft etwas allzu burleskos hat vorkommen wollen. Auch dauert es nicht lange und wir fallen wieder in die gelehrten Detailerörterungen, welche vom wissenschaftlichen Standpunkte aus höchst werthvoll sind, wir leugnen es nicht; aber non erat hic locus. Herr Landau verspricht uns in der Vorrede ein Buch zum Lesen; anstatt dessen bietet er uns eine literarhistorische Untersuchung, die er dann plötzlich, wenn er sich an sein Versprechen erinnert, unterbricht, um mit uns im »gemüthlichen« Tone der Kneipe zu plaudern. Was den Inhalt anlangt, so ist nicht zu leugnen, daß darin eine große Fülle solidester Gelehrsamkeit steckt und das Buch äußerst lehrreich ist. Man kann über Einzelnes rechten — so über gewisse literarische Urtheile — Herr Landau findet die Beschreibung der Pest bei Boccaccio »großartiger und ergreifender« als die bei Thukydides und Luncy; die Schilderungen Machiavelli's und Manzoni's citirt er nicht; wohl aber die Ovid's und Milton's —, so über die Charakteristik der politischen Strömungen des 14. Jahrhunderts

(Kap. VII), im Ganzen aber ist das Urtheil sicher und fest; und wenn Herr Landau uns einen Theil seiner Arbeit als Aufsatz in der »deutschen Rundschau« gegeben, die anderen drei Viertel aber etwa im »Jahrbuch für romanische Literatur« veröffentlicht hätte, so wären ihre Verdienste sicherlich mehr zur Geltung gekommen.

Ch. A. F.

9. Emilio Castelar, Erinnerungen an Italien. Deutsch von *Julius Schanz*. Mit einer Vorrede des Verfassers. Leipzig, Hartung, 1876. 8. SS. 260.

Diese vielbewunderten Skizzen bedürfen kaum noch einer Einführung und Anempfehlung. Sie haben in der Ursprache wie im Italienischen zahlreiche Auflagen erlebt, werden auch in England und Frankreich viel gelesen, und wir zweifeln nicht, daß der spanische Lamartine auch in Deutschland viele Bewunderer finden wird. Es ist ja Alles darin, was dem heutigen Publikum besonders gefällt: glänzende Beschreibungen, liberale Gefinnungen in rhetorischer Sprache — die Herr Schanz sehr getreulich und ähnlich wiedergegeben — Wohlwollen für Alle, ausgenommen die Tyrannen — fester Glaube an die Perfectibilität des Menschengeschlechts, die Uneigennützigkeit und den Edelmuth der Völker, die Allmacht der Freiheit, um alle Uebel zu heilen, den ewigen Frieden zwischen allen Nationen, wenn nur erst alle frei sind. Dabei geht auch die Kunst nicht leer aus; man braucht beinahe nicht mehr nach dem Campo Santo und der Sixtina zu gehen. Man hat hier Alles in viel reicheren Farben beschrieben, als die, über welche Orcagna, Bennozzo und Michel Angelo verfügten.

K. H.

10. Wilhelm Hefs, Der Golf von Neapel, seine classischen Denkmale und Denkwürdigkeiten in Bildern aus dem Alterthum. Leipzig, J. J. Weber, 1877. Luxusausgabe mit einer Ansicht des Golfs von Neapel in Farbendruck und 4 Orientirungskarten. 8. SS. 596.

Eine glänzend ausgestattete Studie über Campanien sonst und jetzt, welche nicht nur der Gelehrsamkeit des Verfassers, sondern auch dem Geschmack des Verlegers alle Ehre macht. Möchte doch ein solches Beispiel recht viel Nachahmung im deutschen Buchhandel finden; denn es ist nicht so sehr der hohe Preis der deutschen Bücher — auch in England kostet ein ansehnlicher Band eine Guinee — welcher zu so viel Klagen im Ausland Veranlassung giebt; sondern das Mißverhältniß, das zwischen dem Preise und der Ausstattung zu bestehen pflegt. Hier ist Papier, Druck, Einband durchaus tadellos. Das Werk selbst ist ein Versuch — wir können sagen, ein gelungener Versuch — das classische Alterthum durch den Besuch der Stätten, auf denen ein Theil seiner Geschichte sich abgespielt, lebendig zu machen oder, wenn man so will, die einzige Gegend der alten Parthenope durch die Gestalten der Geschichte und der Dichtung zu beleben, welche hier gewandelt. Herr Hefs beherrscht seinen Stoff durchaus: er kennt jeden Winkel des herrlichen Golfes, führt uns auf die Inseln und zu dem Tempel von Paestum, durch die Antikenfammlungen der Hauptstadt und die Trümmer von Pompeji und Herculaneum; immer an der Hand der Alten, die ihm Alle gleich vertraut zu sein scheinen. Ich glaube in

der That, es ist dem Verfasser keine Stelle irgend eines classischen Autors entgangen, welche auf irgend eine Weise auf die Gegenden anspielt, die er uns beschreibt. Aber es ist nicht trocken es Citatengehäufe, das er uns bietet: das Leben der Alten selber, ihre Mahlzeiten, ihre Wohnungen, ihr Badeleben in Bajä, ihre Vergnügungen, Theater und andere Spiele, ihre Gewerbe und ihre gesellschaftlichen Sitten: Alles tritt lebhaft vor uns in dem glücklich gewählten Rahmen süditalienischer Natur und Kunst. D. C.

11. W. Wyl. Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum und im Museo Borb. Zürich, Schmidt, 1877. gr. 8. SS. XII u. 372.

Unter den Tausenden von Büchern, welche schreibkundige Italienfahrer vom Stapel gelassen haben und die schon für gar manchen vor schnellen Autor zum verrätherischen Steckbrief seines intellectuellen Habitus geworden sind, ist Wyl's Buch eines der besten und aufrichtigsten und — was für die Leser von besonderer Wichtigkeit ist — wahrscheinlich das unterhaltendste. Mit klarer Anschauung und reichen Kenntnissen ausgestattet, die er sich scheinbar mit künstlerischer Auswahl da und dort gesammelt und durch eigenes Nachdenken zum geistigen Eigenthum gestempelt hat, verfährt mit Witz und Laune und einem starken poetischen Zuge, so nimmt Wyl seinen Leser unter dem Arme und führt ihn durch die Straßen Neapels, nach Sorrent, Pompeji und Capri, lehrt ihn die Welt beschauen und durchschauen, lehrt ihn bald als Maler, Dichter oder Denker sich gehalten, wie er es gerade für gut befindet. Mit reicher Erfindungsgabe combinirt er gar manche hübsche Novelle aus dem bunten Treiben der Umgebung, die an drastischer Kenntniß der lokalen Charaktere und alles Landesüblichen nichts zu wünschen übrig läßt. Er kennt seine Italiener. Abgekühlt im Verkehr europäischer Großstädte und einer sicheren Lebensführung im Umgange theilhaftig geworden, die ihm einen weiten Spielraum von Leichtsinne erlaubt, tritt er, ein theilnamsvoller Diogenes unter die fragwürdigen Existenzen der südlichen Faulenzertadt und nimmt sie in ein unterhaltendes Verhör, durch welches die kleine Welt ihrer Triebe, Wünsche und Machinationen, der Umfang ihrer Leiden und Freuden in aller Harmlosigkeit aufgedeckt wird. Er ist dabei ein Feind aller Langeweile und da er weiß, dass man seine Unterhaltung überall hin selbst mitbringen muß, und er sich in dieser Beziehung sicher weiß, so greift er wahllos hinein in's fatte Leben, und wie ein rechter Künstler findet er es überall interessant. Das ganze Buch ist mit der Frische des Augenblicks geschrieben und wie direkt von den Eindrücken eingegeben; selbst der Styl spiegelt unwillkürlich den ganzen Entstehungshergang wider. Sein Hauptwerth liegt gewiss in der sprechenden Anschaulichkeit der Darstellung, einer echt künstlerischen oder wenn man will, dichterischen, Eigenschaft; denn in aller Kunst potenzirt sich die Wahrheit der Erscheinung und wird doppelt verständlich. — Auf das Einzelne des bunten Inhalts soll hier nicht eingegangen werden. Die besten Epifoden, darunter manches hübsche Novellenchen, gar manches kurzweilige Phantasiestück, manches treffende Urtheil über Kunst und Geschichte, werden sich dem Leser von selbst bemerklich machen. Wer immer sich gut unterhalten und dabei etwas lernen will, ohne daß er es merkt, dem soll das anspruchslose Buch bestens empfohlen sein. A. B.

12. Dr. Heinrich Hansjacob. In Italien. Reiseerinnerungen. Mainz, Kirchheim, 1877. 2 Bände.

Der bekannte Herr Doctor — er besteht auf dem Doctor und meint, er brauche ihn zur Introduction — hat uns hier Reiseerinnerungen aus Italien gebracht, die sich vorthellhaft von den Variationen über Bäder unter scheiden,



die uns als werthvolle Eindrücke geboten zu werden pflegen. Nicht als ob das Buch besser componirt wäre, als es solche Tagebücher gemeinlich sind; recht im Gegentheil ist Zusammenhangslosigkeit ein Hauptcharacter des fragmentarischen Werkes. Wie die Anlage, so der Stil; nachlässig bis zum Incorrecten, ein Sichgehenlassen, das oft in Geschmacklosigkeit ausartet; dabei eine Selbstgefälligkeit, die lästig werden würde, wäre sie nicht so naiv, dafs man darüber lächeln mufs; und wer lächelt, ist entwaffnet. Bei alledem nun ist dieses Werk von grossem positiven Interesse und Jedermann zu empfehlen, der sich über gewisse italienische Dinge authentisch zu unterrichten wünscht: denn es beruht auf eignen Anschauungen, eignen Beobachtungen und ist mit einem seltenen Freimuth geschrieben. Dr. Hansjacob ist ein badischer ultramontaner Deputirter: man wird deshalb von ihm eine parteiische Schönmalerei des italienischen Priesterwesens erwarten. Man enttäusche sich: Niemand ist strenger mit dem Religionsgewerbe in Italien umgegangen, als der brave deutsche Geistliche. Ob schon ein principieller Anhänger der weltlichen Macht des Papstes, giebt er doch zu, dafs die Priesterregierung eine recht schlechte war und, was mehr ist, er räth wie weiland Passaglia und jetzt P. Curci, dem italienischen Clerus an, die *faits accomplis* anzuerkennen und am politischen Leben des Königreichs Theil zu nehmen. Es gehört nicht wenig Unbefangenheit für einen deutschen Geistlichen dazu, einzusehen, dafs in Italien, vom Bauer bis zum Marchese, der Patriotismus die herrschende Leidenschaft ist, mit der die Kirche rechnen mufs, und es verlangt Muth, diese Erfahrung und Einsicht auszusprechen. Für den Verfasser, wie für alle nicht von den Heifssporen des belgisch-französischen Jesuitismus hingerissene Beobachter italienischer Dinge, ist die Einheit Italiens ein Ding, das nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, und mit dem man sich nolens volens einrichten mufs. Was die Reform der Geistlichkeit anlangt, so hat Herr Hansjacob goldene Worte; auch seine Rathschläge zur Volksbildung sind nicht zu verwerfen; am Beherzigenswertheften aber sind seine nationalökonomischen Beobachtungen und die daraus gewonnene Ueberzeugung, dafs, so lange der italienische Bauer nicht wie der französische Eigenthümer des Bodens geworden, an einen nachhaltigen Aufschwung des Landes nicht zu denken ist. Die Schilderungen des italienischen Clerus, vom Papste und Cardinal Antonelli bis herunter zum Landpfarrer in der Schenke und dem Stadtpfarrer beim Apotheke und in der Lottobude, sind äufserst amüsant, anschaulich und überzeugend; die Klagen über die Unwissenheit und Würdelosigkeit dieser so zahlreichen Seelforger — etwa achtmal so zahlreich als in Deutschland — sind höchst bezeichnend: man sieht, es ist noch heute wie zu Luthers Zeiten: um redliche Gläubige über die römische Kirche aufzuklären, giebt es kein besseres Mittel als sie nach Rom zu schicken. Ch. A. F.

### 13. W. Hoffmann. Studien über Italien. Rom und Neapel. Frankfurt am Main, 1876.

„Federzeichnungen“ haben wir vor uns, die zu veröffentlichen der Verfasser sich erst auf den Wunsch von Freunden entschlofs. Beides, die Bescheidenheit des Urhebers sowohl als das Drängen der Freunde verspricht etwas. „Um die Eindrücke, welche uns geworden, fest zu halten, griffen wir zur Feder.“ Fürwahr, eine durch Neuheit und Tiefe gleich überraschende Motivirung. Ach, was hat dieser Mann gesehen, gefühlt! Und was ist es für ein Glück um einen „geistreich schreibenden Pinsel“ (S. 147) — wie ihn z. B. auch „der die ideale und reale Welt glücklich verbindende Henneberg“ besitzt! Da finden wir S. 146 „nahe Anverwandte Ihrer Excellenz, die beiden jungen schönen Gräfinnen St. (mit sieben Punkten) in der Gesellschaft, wo die Honneurs mit jener feinen Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit gemacht werden, worin vorzugsweise die Damen hocharistokratischer Zirkel zu glänzen wissen. Sympathisch in ihrer ganzen Erscheinung“ — unympathisch berührt uns die Abwesenheit von Herrn H.'s Lieblingswendung „wie sie sind“: doch stören wir den Gang der Periode

nicht; also: — ‚sympathisch in ihrer ganzen Erscheinung, ist es ebenföhr die Leichtigkeit ihrer eleganten Umgangsformen, als ihre natürliche Anmuth, welche aufs angenehmste berührt.‘ Es sind noch mehrere Stellen ähnlicher Art in diesem Buche, von denen wir vermuthen, daß der Kammerdiener, welchem der Herr Verfasser wohl sein Werk dictirte, sie in seiner Weise umgestaltet hat. Doch dies beiläufig: nun ein Gegenstück. S. 201 begegnen wir nicht etwa der polnischen Commandantenwitwe der Offenbachade, — der Verfasser ist stets Original —, aber einer Capitänswitwe, „der italienischen Marquise M. (mit fünf Punkten), einer großen Freundin der plastischen Kunst.“ Sie flüstert „tief ergriffen“, und auch Hr. Dr. Hoffmann wird erst ergriffen „von der in dem Kunstwerk schön ausgesprochenen Idee“, sodann von der Dame selbst: „als ein Blick von uns der bewegten Dame sagte, daß beim Anschauen dieses Monumentes unsere Empfindung den ihrigen verwandt“ (natürlich ohne ‚feien‘), „nahm sie unsern Arm mit den Worten „ich habe es anfertigen lassen“ und führte uns tiefschattigen Wegen entlang . . zu einem kleinem Tempel. Dort gewaßn die Marquise wieder ihre Fassung, und die Natur, verfühnend wie sie in Italien ist, goß nach und nach Frieden in ihre Seele.“ Ich höre den aufmerksamen Leser fragen: sollte in diesem Buche der „bildschöne junge“ und der „aufgeklärte Priester“ fehlen? O nein, deine Ahnung trügt dich nicht; schlage nur S. 296 und 25 auf. Aber lies ja weiter bis S. 27: „diese Kirche ist tief Ernst, jene anmuthig und freundlich, conform dem Style in dem sie beide erbaut sind. In ihr fiel uns auf, daß ein Theil der prachtvoll vergoldeten Decke sich zu zerbröckeln anfängt. Die Aufregung steigerte sich hörbar mit einem Male und mit dieser Steigerung erschienen auf Kissen von rother Seide die Lämmer. Die rosenbekränzten Lämmer fingen an zu weinen, um uns euphemistisch auszudrücken — allgemeine Bewegung.“ Und nun lies nicht weiter, freundlicher Leser, sonst möchtest du S. 29 an folgendes stoßen: „ein eigenthümliches Andenken an diese Kirchenfeier haben wir davongetragen! wir fanden beim Herausgehen auf die Erde die eleganteste Jarretiére, welche distinguirter Geschmack zu formen und zu kaufen vermag. (Absatz.) Wir glauben überzeugt zu sein, daß in der Kirche S. Agnese auf dem Platze Navona Gegenstände solcher Art weder verloren noch gefunden werden“, und solche Kammerherrn-von-Kalbs-Geschichten nicht gesucht werden in Studien über Italien. ‚Verzähl‘ er nicht weiter, Herr Urian! wird auch der geneigte Leser ausrufen. Nur Muth gefaßt, du wirst ihn brauchen; haben wir nicht besonderes Malheur beim Aufschlagen, so treffen wir eine Stelle wie S. 264: ‚betrachten wir Rom als Stadt, so finden wir die originellsten Contraste der Zeiten in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erhalten, und wohl keine andere Stadt der Welt dürfte ähnliche Gegensätze in so ausgeprägter Weise darbieten. Zwei der wunderlichsten Erscheinungen, die selbst den überfüttigten Geist eines Menschen wie die Erzählungen alter Chroniken anmuthen werden, sind der Ghetto, das Judenviertel, im SO. und im W., mitten in der Stadt, der Landarbeiter mit seinem Pflug.‘ Ei, das klingt ja so bekannt; flugs greifen wir nach Gsell-Fels I. S. 7 und lesen ‚die originellsten Contraste der Zeiten, in all ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, möchte wohl keine andere Stadt in so ausgeprägter Weise darbieten. Die zwei wunderlichsten Erscheinungen, die selbst den Ueberfüttigten wie Träume nach der Lectüre alter Chroniken anmuthen, sind der Ghetto, das Judenquartier, und im W. die Landarbeit mitten in der Stadt‘ — kurz, wenn wir die Betrachtungen des Hrn. Dr. H. in Cap. 26 betrachten (vergl. S. 88), so finden wir, daß sie in Gsell-Fels I S. 7 ff. stehen.

‚Treten wir in die . . Kirche (S. Pietro in Vincoli), so stoßen wir auf das weltberühmte Grabmonument Julius II., für das Bramante eigentlich die Peterskirche schaffen sollte,‘ S. 60: gute alte Bekannte aus Gsell-Fels S. 658, wo man die Charakteristik von Michel Angelo’s Moses wörtlich, wie sie bei H. steht, nachlesen mag; fogar der „nur psychisch erklärbare Gewandwurf“ wird uns nicht geschenkt; und über die Stelle ‚sie sind nur eine vorempfundene Incarnation des neuen Volksgeistes, ein Abbild dessen was an Michel Angelo nicht verstanden wurde‘ gibt uns erst Hr. Dr. H. Licht: ‚sie sind eine vor-

empfundene Incarnation des modernen Volksgeistes, ein Abbild dessen, was bei Michael Angelo oft nicht erfasst, bei ihm nicht immer verstanden wurde' (S. 61). Ein paar Zeilen weiter (S. 274) heisst es, dass Tivoli von Horaz ‚vielfach besungen sei als Tibur‘, und als Beleg wird angeführt: ‚siehe Horaz, Ode 2, welche beginnt beatus ille‘. Weisse wie immer, führt der Verfasser auch die Schlussverse an, die er meisterhaft zerdeutscht. Nur schade, dass in dem ganzen Lied Tibur überhaupt nicht vorkommt. S. 41 wird auch die Epistel ‚ibi forte via sacra‘ erwähnt und V. 4 hexametrisch übertragen; dessen eigenthümliche Profodie wohl Sache des Druckers ist. An Druckfehlern ist ja überhaupt — allerdings zumeist nur bei Eigennamen oder bei Lateinischem — kein Mangel (S. 21). S. 39 treffen wir das ‚Mamertini'sche Gefängniß‘; 100 ‚Georgias, ein Schüler Demokrits‘; 143 ‚das südliche Ende dieser Anlage stösst an den Trapejischen Felsen, Rupe trapeja, von dem M. Curtius (362 a. Chr.) freiwillig den Tod suchend hinabstürzte‘ u. d. m. Gehört es auch zu den Druckfehlern, wenn es S. 241 heisst ‚nur der Universitätsunterricht ist noch, wie in Deutschland, vollständig in Staats Händen‘? Von den freien Universitäten weisst der Herr Doctor gar nichts? Und ‚in den geistlichen Gymnasien, wo der Unterricht notorisch ein sehr mangelhafter, beziffert sich die Zahl der Schüler nach Taufenden‘: d. h. in der Gesamtsumme; im einzelnen ist eine Differenz nicht vorhanden. Dann möchte ich doch den Herrn Doctor fragen, woher er seine Kenntniß dieser Verhältnisse hat; woher weisst er denn, dass die nichtgeistlichen Gymnasien so hoch über den geistlichen stehen? welche Anstalten hat er denn überhaupt betreten? Mir fällt hierbei, ich weisst nicht wie, sein Gespräch mit dem Freiherrn von Münchhausen ein — in der Gesellschaft, wo ‚kein Element fehlte, das dem Salon Colorit und Wärme, der Gesellschaft Entrain zu verleihen vermag, Elemente, die wenn vereinigt, das Geistesleben einer Nation widerpiegeln.‘ Und dieses Spiegelbild? ‚Dass die Kunst die Offenbarung des Schönen sei, war ein Glaubenssatz für Alle und für einen jeden. Aber auch darin einigte man sich, dass die Quelle des Schönen die Einfachheit sei.‘ Das weitere lese, wer mag, S. 148 selber nach. Also ‚gerade im Gespräche mit Freiherrn von Münchhausen . . . trat in dem bewegten grossen Salon plötzlich Stille ein. Seine Excellenz setzten sich an einem Flügel von Blüthner. Man hörte in diesem Momente keine Bewegung im Saale mehr. Die Augen aller waren auf das Instrument, auf den deutschen Gesandten gerichtet . . . Das war Spiel, waren Töne, Schumann-Keudell'sche Töne! Nur ein Mann, der wahrhaft gross fühlt, kann so spielen wie Herr von Keudell . . . Gegen Mitternacht herrschte wieder Stille und Dunkel in den Empfangsälen des Gesandtschaftspalastes.‘ (Punkt und Kapitelschluss.) So zu lesen S. 146; S. 144 aber erfahren wir: ‚dass der Gesandtschaftsposten kaum einem befähigteren Staatsmann anvertraut werden konnte, darüber herrscht kein Zweifel, und dürfte der weitere Umstand‘ (auch in dieser reizenden Construction kann der Hr. Vf. sich nicht genug thun) ‚dass Herr v. K. am italienischen Hofe persona gratissima, . . . den Erfolg seiner diplomatischen Thätigkeit in aller und jeder Beziehung sicher stellen;‘ und in diesem Tone weiter. Ich habe geschwankt, ob ich nicht das ganze Buch, dessen Existenzberechtigung zu ermitteln mir immer schwerer wurde, als eine Machination zum Sturz des Herrn v. K. ansehen sollte, oder ob es Gfell-Fels zu vernichten bestimmt sei. Hr. Dr. H. hat seine Episteln vom Januar 1874 datirt; der mir vorliegende Gfell-Fels ist zwei Jahre älter — und mit einer wahrhaft beispiellosen Bosheit sind von dem letzteren die Gedanken des Hrn. Doctor H. antipicirt; das ist schlimmer, als ein Kind im Mutterleibe tödten, wenn man mit der Grausamkeit einer Spinne ein noch nicht einmal geplantes Werk ausaugt, seiner besten Säfte beraubt. Wie werden sich die Herren Gfell-Fels, Riegel und Meyer schämen, durch Herrn Dr. Hoffmann so als Plagiatoren von einem zwei Jahr später geschriebenen, vier Jahre später erschienenen Werke hingestellt zu sein!

Wer in dem Buche weiter blättert, wird noch vieles Schöne finden; ich

habe für diese Gfell-Fels-Hoffmannsche Harmonie, unmusikalisch wie ich bin, leider gar zu wenig Verständniß. Ich bleibe dabei: sind diese Federzeichnungen eine Periflage der modernen Reiseliteratur über Italien, so ist sie glänzend gelungen. Gut ist auch das Papier.

D.

d. d.

14. Dr. Th. Gfell-Fels, Oberitalien. 2. Aufl. 1 Bd. von SS. 1455. Rom und Mittelitalien. 2. Aufl. 2 Bde. von SS. 715 und 999. Unteritalien. 1 Bd. von SS. 710. Italien in fünfzig Tagen. 1 Bd. in 12. von SS. 744. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1873—1875.

Das Reisehandbuch von Gfell-Fels genießt eines solchen Ansehens und einer solchen Verbreitung, daß es kaum einer Empfehlung zu bedürfen scheint. Es verdankt diese Anerkennung offenbar in erster Linie den umfassenden und eingehenden Kunstnotizen, die es enthält. Nun wäre zwar über mehr als einen Punkt mit dem Verfasser zu rechten; nicht so sehr über die historischen Anhaltspunkte, die im Gegentheil auf höchst solider Basis beruhen; wohl aber über gewisse Kunsturtheile, welche sich allzusehr auf's ästhetische Gebiet verirren; doch das Buch ist ja nicht für Italienkenner geschrieben, sondern für solche, welche es kennen lernen wollen, und diesen erleichtert das Buch die Orientirung in den italienischen Kunstschätzen nicht wenig und es kann zugleich als eine treffliche Kunstgeschichte im Abriss bezeichnet werden. — Neben der Poesie ist auch die Prosa sehr wohl bedacht: vor Allem sind die Gfell-Fels'schen Auskünfte über Hôtels u. s. w. als fast untrügliche zu bezeichnen.

D. C.

15. Carl Rottmann's Italienische Landschaften, al Fresko aufgeführt in den Arkaden des Kgl. Hofgartens zu München. Ausgabe in Aquarell-Farbendruck. Lieferung 1 u. 2. (Taormina — Tivoli — Cyclopfelsen — Terracina — Reggio — Scylla und Charybdis.) Preis pro Lieferung 30 M. Einzelne Blätter 12 M. — Friedr. Bruckmann's Verlag, München und Berlin.

Diese Prachtpublikation des unternehmenden und intelligenten Münchener Verlegers schließt sich an das Photographieenwerk an, welches vor vier Jahren die Rottmann'schen Landschaften wenigstens in ihrer Linear-schönheit dem Theile des deutschen Publikums bekannt machte, das die bairische Hauptstadt nicht besucht hat. Heute wird uns mehr geboten. In äußerst gelungenem Farbendruck glauben wir die großartigen Fresken selber in verkleinerter Gestalt und doch in Proportionen zu besitzen, welche dem monumentalen Character dieser Meisterwerke deutscher Landschaftsmalerei keinen Eintrag thun. Ueber den künstlerischen Werth der Originalien im Münchener Hofgarten ist wohl das ganze kunstverständige Deutschland einig, denn es verehrt nicht nur in Rottmann, wie etwa in Koch, den bahnbrechenden Erneuerer der deutschen Landschaftsmalerei: seine Werke haben neben diesem historischen, einen positiven, absoluten Werth, dem die Zeit und die Veränderungen der Geschmacksrichtung Nichts anzuhaben vermögen. Für die Sorgfalt der Reproduction und die Solidität der Ausstattung bürgte schon der Name der Verlagshandlung; es scheint aber, als ob sie sich diesmal habe übertreffen wollen. Was der Farbendruck bieten kann, das ist hier geleistet worden und es steht zu hoffen, daß die Vollendung des großen Unternehmens auf keinerlei Schwierigkeiten stoße.

D. C.

16. Filippo Dr. Filippi, Richard Wagner. Eine musikalische Reife in das Reich der Zukunft. Aus dem Italienischen von F. Furchheim. Leipzig, Hartung, 1876. 8. SS. 113.

Dr. Filippi hat den großen Vortheil, als ein Fremder und Unbefangener an die Werke und den Mann heranzutreten, welche in Deutschland fast nur mit heftiger Parteinahme für oder gegen angehört und besprochen werden. Er ist für einen italienischen Musiker der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts sehr durchgebildet und bewandert in seinem Fach, und er hat Humor genug, um bei aller Anerkennung noch der Ironie ihr Recht zu lassen. Denn anerkennend für die großen Leistungen Wagners sind diese deutschen Reifeerinnerungen durchaus; etwas naserrümpfend, wenn auch gutmüthig-satirisch, fallen die Sittenschilderungen aus Deutschland, speziell aus Weimar, aus. Die Wagner- und Liszt-Priester kommen dabei weniger gut weg als ihre Gottheiten. Die Uebersetzung ist fließend und angenehm.

D. T.

Die zum Theil umfangreichen Besprechungen nachfolgender Werke mußten aus Mangel an Raum wegefallen, werden aber in einem der folgenden Bände ihre Stelle finden:

Sigmund Riezler. Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des Baiers. Leipzig, Duncker & Humblot, 1874. 8. SS. 336.

Henry Simonsfeld. Andreas Dandolo und seine Geschichtswerke. München, Th. Ackermann, 1876. 8. SS. 176. M. 1 lith. Facf.

Karl von Gebler. Galileo Galilei und die römische Kurie. Nach den authent. Quellen. Stuttgart, Cotta, 1876. gr. 8. SS. XIV u. 433.

K. Benrath. Bernardino Ochino von Siena. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Leipzig, Fries, 1875. 8. SS. 382.

Gino Capponi. Geschichte der florentinischen Republik. Aus dem Italienischen übersetzt von Hans Dütschke. Leipzig, T. O. Weigel, 1876. 2 Bde. in 8. von SS. 463 u. 444.

Otto Grote. Lucrezia Borgia. Eine Novelle aus der Geschichte der Päpste. Zürich, Verlags-Magazin, 1877. 1 Bdchn. von SS. 99.

Carl von Pulszky. Beiträge zu Raphael's Studium der Antike. Leipzig, Hartung, 1877. 8. SS. 50.

Felix Dahn. Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1876. 4 Bände.



